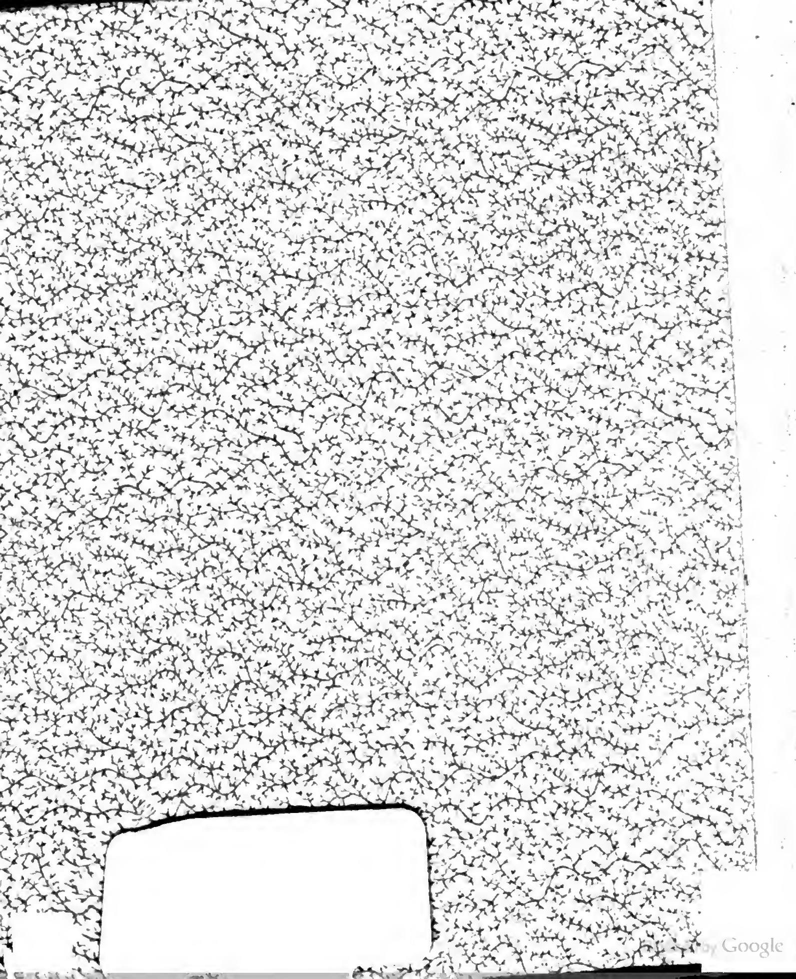
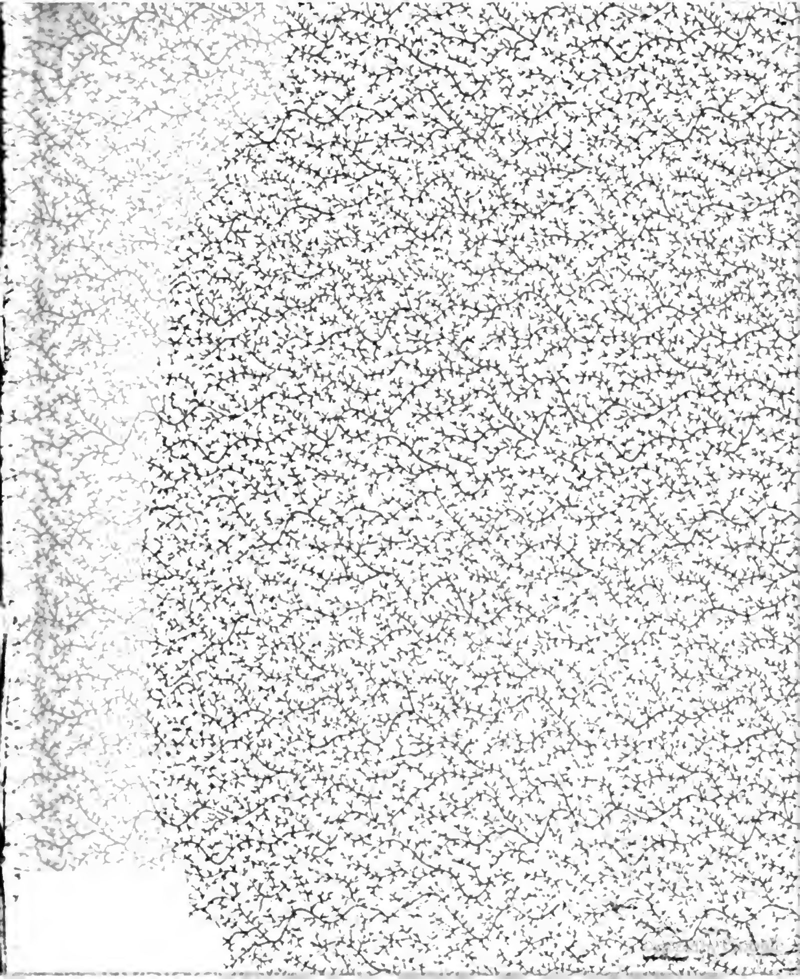






Paris

oder

das Buch der Hundert und Ein.



Paris

oder

das Buch der Hundert und Ein.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Theodor Hell.



Vierter Band.

Potsdam, 1832.
Verlag von Ferdinand Riegel.

Der Verleger an das Publikum.

Von Dank, wie billig, für die berühmten Schriftsteller durchdrungen, die mir den ehrenvollen Beistand ihrer Feder und ihres Talentes gewidmet haben, theile ich hier, mit einer Art von meiner Seits sehr begründetem Stolze, den Brief mit, welchen diese Herren mir in einem sehr unglücklichen Augenblicke zusendeten, und welchen bereits die Zeitschriften aller Farben zu veröffentlichen sich beeilten. Er lautet so *):

*) Die Unterzeichner auf das Werk der Hundert und Ein werden im 5ten Bande das Fac simile dieses Briefs und aller Unterschriften erhalten.

„Mein Herr! In der Mittheilung neuer Unglücksfälle, welche Sie betrafen, erkannten wir Ihr Zartgefühl. Alles, was in Frankreich am Fortschreiten der Literatur Theil nimmt, wird dadurch eben so betroffen sein, wie wir. Es stand nicht in unsrer Macht, Sie vor diesen Unfällen zu schützen, und wenn die Verhältnisse, in welchen sich jetzt der Handel befindet, entscheidender waren, als Ihre guten Absichten, können Sie dies wenigstens nicht der Undankbarkeit der Gelehrten anrechnen, deren Achtung und Freundschaft Ihnen stets bleiben wird."

„Es liegt uns aber daran, mein Herr, öffentlich zu erklären, daß wir bloß um Ihretwillen und lediglich in der Absicht, Ihren Geschäften förderlich zu sein, uns beeilt hatten, zu der Herausgabe des Werks beizutragen, welches Sie in der peinlichen Lage, in welche Ihr Mißgeschick Sie versetzt hatte, für ein Rettungsmittel hielten, und daß wir auch fortan nur um Ihretwillen und mit der Absicht,

Ihnen dadurch nützlich zu werden, daß wir zur Verbesserung Ihrer Umstände nach allen Kräften beitragen, fortfahren werden, das Unternehmen zu unterstützen, das Sie unter der Gewähr unserer Mitwirkung begonnen haben."

„Bietet das Versprechen, das wir Ihnen vor einigen Monaten gaben, Ihnen noch einigen persönlichen Vortheil dar, so erneuern wir hiermit die Zusage, es aufs Sorgfältigste zu erfüllen, und nie hat es uns bindender geschienen, als jetzt, wo Sie unglücklich sind."

„Wir verharren, mein Herr, mit Hochachtung und Theilnahme die unterzeichneten Gelehrten, Mitarbeiter an dem Buche der Hundert und Ein."

Ich will hier die Unterschriften nicht sämmtlich mittheilen, welche diesen Zeilen folgten, weil ich dadurch nur alle die Namen wiederholen würde, welche schon in der Liste der Mitarbeiter standen, welche dem ersten Bande dieses Werks beigefügt

war, sondern bloß die neu hinzugekommenen Namen, welche sich edelmüthig an die schon bekannten angeschlossen haben, hierher setzen, nämlich:

Die Herren Jacques Arago; Berryer d. Sohn; Fortuné de Brack; Alphonse de Cailleux; Fenimore Cooper; der Vicomte de Cormenin; der Graf Armand Dallonville; der Vicomte D'Arlincourt; Darmaing; de Genoude; der Herzog von Fitz-James; de Lamothe Langon; E. J. Delécluze; der Graf Jules de Rességuier; de Saint-Ange; Dupin der Aeltere; Louis Marie Fontan; Fontaney; der General La Fayette; der Vicomte de Martignac; Maurice Aloy; Edmond Ménéchet; L. Montigny; Paulmier, Lehrer der Taubstummen; der Graf de Peyronnet; Regnier Destourbet; Rey Dusseuil; der Graf de Ségur von der Academie Française;

Madame de Souza; Wollis; der Graf H. de Vieil-Castel; Madame Elise Voïart.

Ich erlaube mir keine Betrachtung über so ausgezeichnete, eben mitgetheilte Namen. Man wird von selbst darunter auch den des großen Bürgers bemerken, der sich in die Reihe der Gelehrten mit stellte, um mir durch den Schutz seines Namens und seiner Volksthümlichkeit Beistand zu gewähren, so wie den Namen eines berühmten Fremden, Amerika's Ehre, und den Mitbürger aller unserer genialen Männer.

Jetzt sei es mir nur noch erlaubt, den Ausdruck meiner innigsten Dankbarkeit zwei berühmten Akademikern darzubringen, die, da sie nicht in Paris zugegen waren und ihre Namen folglich nicht mit unter den Brief zeichnen konnten, den man eben gelesen hat, mir in zu schmeichelhaften Ausdrücken schrieben, als daß ich nicht einige Stellen als Beweise ihres mich so hoch ehrenden, edlen Andenkens

hier wieder abdrucken lassen sollte. Herr de Lamartine drückte sich aber so aus:

„Lieber Ladvocat, ich melde Ihnen mit Vergnügen, daß ich Ihnen mein Versprechen gehalten und in diesen Tagen eine, die Revolutionen betitelte Harmonie in Bezug auf Sie geschrieben habe. Sagen Sie mir, wann und wie ich sie Ihnen zusenden soll?"

„Ueberzeugen Sie sich, wie glücklich ich mich fühle, einem Manne angenehm und nützlich sein zu können, der den Dank Aller verdient, die nur eine Feder führen können, so wie von meinen Gefühlen alter Freundschaft."

Auch Herr von Barante, französischer Gesandter in Turin, hat mir einen neuen Beweis seiner Theilnahme an mir durch einen Brief vom abgewichnen 13. Februar geben wollen, in dem er mir mit ausgezeichneter Zartheit die Anstrengungen ins Gedächtniß zurückruft, die wir in glücklichern Zeiten für die

Literatur zu machen versuchten. Dies seine eigenen Ausdrücke:

„Mit Bedauern, mein Herr, habe ich erfahren, daß Ihr muthiges Streben, daß die Standhaftigkeit, mit welcher Sie seit 18 Monaten gegen Verhältnisse kämpfen, die von Ihren Bemühungen, wie Ihrer Voraussicht unabhängig sind, Sie nicht vor einer traurigen Krisis haben schützen können. Wer Sie nur kennt, wer nur jemals mit Ihnen in Verbindungen gestanden hat, wird Ihr Unglück aufs Schmerzlichste mitempfinden. Ich selbst weiß besser als viele Andre, welche Rechtlichkeit, welche Uneigennützigkeit in allen Ihren Geschäftsbeziehungen vorwaltet. Sie lieben die Wissenschaften um dieser selbst willen weit mehr, als in commercieller Hinsicht. Ihre Thätigkeit hat zum günstigen Erfolg der Werke, deren Verleger Sie waren, viel beigetragen, und Sie schienen in den mannigfachen Unternehmungen, die man Ihnen verdankt, einen Eifer

zu zeigen, der sich mehr auf deren Verfasser, als auf Ihren eigenen Vortheil bezog. Ich würde mich selbst der Undankbarkeit zeihen müssen, wenn ich mich nicht beeilte, Ihnen zu sagen, daß ich mir es als Pflicht anrechnen werde, Ihnen in irgend Etwas nützlich zu werden und, wenn ich's vermöchte, dazu beizutragen, Ihre Verlegenheit zu mindern."

Noch bleibt mir die letzte Pflicht übrig, nämlich die, dem Publiko meinen Dank für die Theilnahme auszusprechen, die es mir seit 15 Jahren bei allen meinen Unternehmungen gezeigt hat, und es zu bitten, das feierliche Versprechen anzunehmen, daß ich mich bestreben werde, durch neue Anstrengungen dessen Fortdauer zu verdienen.

Paris, am 15. März 1832.

C. Ladvocat.

Vincennes.

Ich hatte mich unterbrochen. Nur zu lange hatte ich gelesen: meine Augen waren müde geworden und die Augenlider sanken herab. Mein halb zugemachtes Buch entschlüpfte unbemerkt meiner Hand. Aufmerksam verfolgte ich trübe Gedanken von Herabwürdigung, Armuth und Tod. Ich war vom Studium zum Nachdenken, vom Nachdenken zum Träumen übergegangen.

Es war eine kalte Decembernacht. Dichtes Schneegestöber stürmte in die weiten Höfe, auf die hohen Wälle, in die Tiefe der Gräben herab, die nicht für das Verbrechen ausgeworfen worden waren, auf das winkelige Dach der Kapelle, wo das Grab des Herzogs von Enghien ist, und warf im Vorübergehen eine weiße und reine Kante auf die Auszackungen des lieblichen Portals von Franz I. Der Wind pfiff scharf durch die schlecht verwahrten Schießlöcher meines Thurmes. Die

Raben, freie Mitgenossen des Donjon, hatten ihr Krächzen eingestellt.

Dieses traurige Behältniß, diese nackten, schmutzigen Mauern, dieses staubige, eisige Pflaster, dieses zerrissene Bettlaken, dieser eiserne, halb zerbrochene Leuchter, aus dem mit dampfendem Rauche ein übelriechendes, mattes Licht ragte, die knarrenden Riegel, die scharf zugespitzten Gitter, diese ganze Umgebung des Elends und der Gefangenschaft war für mich verschwunden. Die lange Anstrengung meines Geistes hatte ihn von der Gegenwart abgezogen und getrennt. Die Betrachtung meines Unglücks hatte dessen Spuren verwischt. Und doch wohnten hier ehedem Könige! Philipp August, der heilige Ludwig, Karl der Weise, Ludwig, der Vater seines Volks, Franz, der Vater der Wissenschaften, Heinrich der Gute, Ludwig der Gerechte und Ludwig der Große. Hier wohnten Isabelle von Hennegau, Blanka von Castilien, Maria von Brabant, Blanka von Navarra, Anna von Oesterreich und die reizende Agnes, Dame der Schönheit, und die La Fayette, welche Büßerin ward, ohne gefallen zu sein, und die La Valliere, welche gefallen war, und doch Büßerin ward.

„Wie oft, sagt die alte Chronik, geschah es nicht, daß man hier den heiligen Mann, den König, sah, wie er, nachdem er die Messe gehört, sich im Walde erging, im kamelotnen Rocke, einen halb leinenen Ueberwurf ohne Aermel darüber, mit einem Mantel von schwarzem

Zeuge, und Teppiche dahin breiten ließ, um mit den Seinen darauf zu sitzen, und Alle, die mit ihm zu verhandeln hatten, kamen dahin und sprachen mit ihm, ohne daß ein Diener sie daran gehindert hätte, und er saß da seinem Volke eifrigst zu Recht."

Dorthin wurden auch vor 452 Jahren nach dem Siege von Rosbec die eisernen Ketten gebracht, welche das aufrührerische Volk in Paris auch zu Barrikaden vorgerichtet hatte.

Hier war es, wo sich bei der Belagerung von Paris durch die Burgunder Karl der Kühne und Ludwig XII. fanden, um den zu Constanz abgeschlossenen Frieden zu unterzeichnen.

Hier beschwor der Connetable Saint=Paul sein Amt; ein so schlecht gehaltener Schwur, ein so schonungslos bestrafter Meineid!

Hier starben Ludwig der Zänker, Karl der Schöne, Karl IX.; hier starb Isabeau von Baiern, die verruchte Mutter, Gattin und Königin, und Mazarin, der Mann von Glück und Geschick. Hier starb auch ein englischer König, der sich zum Könige von Frankreich hatte machen wollen, in jener elenden Zeit, von welcher die Chronik sagt: „Als die Pariser mehr als zuvor sich einander anschlossen und sich gegenseitig versprachen, mit allen ihren Kräften und aller ihrer Macht gegen den König Karl Widerpart zu halten, weil sie, schlecht berathen, glaubten, er wolle sie ganz vernichten, da sie

ihn aus der Stadt getrieben und ein gut Theil seiner Diener getödtet hatten."

Aber der Ruhm der alten Veste ist dahin. Nur der Glanz großer Unglücksfälle ist ihr noch geblieben. Wie viele herabgestürzte Menschen sind hier vorübergangen, gestern allmächtig, heut verbannt und gefangen! Vendome, Ornano, Gonzaga, Johann von Wert, Johann Casimir, Puylaurens, Beaufort, Chavigny, Retz, Longueville, Conti, Fouquet, der Letzte der Stuarts, der große Condé! .... und noch ein anderer Condé, für den der Tag der Befreiung nie angebrochen ist! Wie haben sich diese edlen Wohnungen verändert! Was habt ihr aus dem Sitze der Könige, Mazarin's, Richelieu's, Napoleon's gemacht?

Zwei Freunde — denn es sind mir deren noch geblieben — hatten mich früh besucht. Es war das erstemal. Ihre Ausdauer hatte endlich alle Hindernisse besiegt. Sie hatten die enge Zugbrücke der Veste überschritten, waren nicht ohne Ermüdung die 180 schmalen und steilen Stufen der hohen Wendeltreppe heraufgestiegen.

Es waren Ludwig von V*** und Julius von R***. Jener ein gesetzterer, älterer, ernsterer Mann, überlegenden Geistes, der den Streit nicht haßt, eine gerade, gesunde Seele, die es nicht ungern hat, wenn einige nähere Betrachtung seine ersten Eindrücke erklärt und berichtigt, ein Mann, wie man deren nicht mehr findet, der in der That besser ist, als er selbst sein will, und

der das, was seine Herzensgüte ihm stets einflößt, nur der Ueberlegung zu verdanken glaubt. Dieser, jünger, rascher, belebter, liebenswürdig auf eine andere Art, aber in dieser Art excentrisch, geistreich, mit einer andern Weise von Geist, aber wieder in dieser Weise geistreicher als irgend Jemand; anmuthig, glänzend und doch natürlich, Schriftsteller, Dichter, Weltmann, überall überwiegend.

Alle Beide alte Freunde, wahre Freunde, geprüfte Freunde; alle Beide zitternd, wie man nie für sich selbst zittert, weinend, weinend vorzüglich, weil sie mich nicht weinen sahen.

Meine Kinder — was mir von meinen Kindern noch übrig — waren auch an diesen traurigen Ort gedrungen. Tief betrübt hielten sie sich mit größter Aufmerksamkeit selbst zurück, thaten sich Zwang an. Aber ihre schmerzliche Theilnahme verrieth sich wider ihren Willen, und dieser gewaltsame, unnatürliche Zwang zeigte nur um so mehr ihren zerknirschenden Schmerz.

Bei ihrem Anblicke war mein, sich gewöhnlich selbst beherrschendes, Gemüth bewegt worden. So viele Freude und Schmerz auf einmal, so viel Glück und so viel Verzweiflung hatten mich erschüttert. Ich war schwach geworden bei diesem süßen und grausamen Beweise von Liebe und Zuneigung.

Ich las nicht mehr und konnte mich doch von dem, was ich gelesen hatte, nicht losreißen. Alle meine Ge-

danken behielten noch den Eindruck davon. Das Buch, das meinen Geist so mächtig ergriffen hatte, war keins der neuesten Zeit: es war ein ernstes, altes Buch; vormalige Tage, vormalige Sitten, vormalige Chroniken.

Die Stelle, bei der ich verweilt hatte, lautete so: „Herr de la Rivière, hatte man ihm gesagt, rettet Euer Leben; denn die Neidischen haben jetzt Gewalt über Euch. Diesen Worten hatte er Folgendes geantwortet: Hier, so wie anderswo, bin ich in der Hand Gottes; ich fühle mich rein und unsträflich. Gott hat mir das gegeben, was ich habe, und er kann es mir wieder nehmen, wenn es ihm gefällt. Der Wille des Herrn geschehe. Meine Dienste sind von den Königen, denen ich gedient habe, wohl erkannt worden, und sie haben sie mir reichlich vergolten. Ich wage es daher, wegen dessen, was ich gethan, und auf ihren Befehl zum Besten des Königreichs Frankreich gedient und gearbeitet habe, das Urtheil der Kammer des Parlaments von Paris zu erwarten.“

Dieses Loos, ganz dem meinen gleich, diese Gefühle, die auch ich so ganz empfunden, waren es, die mir die tiefe und mächtige Erregung verursacht, welche meine Sinne wie gefesselt hielt. Nur mein Geist, obschon ebenfalls gestört, wirkte und lebte noch in mir. Meinerseits in denselben Abgrund geschleudert, maß und prüfte ich nun seine Tiefe. Ich berechnete die Möglichkeiten und Zweifel, ich bemühte mich, vorauszusehen, zu was

für Leiden ich mich unter so viel möglichen vorbereiten müsse. Ich studirte mein Schicksal, um mich gegen dasselbe zu stärken. Je mehr sich dieser Zustand des Isolirens und der Abstraktion verlängerte, je vollständiger ward das Vergessen gewöhnlicher Dinge und Entbehrungen. Ich wußte nicht mehr, was ich gegenwärtig litt, noch wo ich es litt. Die Zukunft, an welche ich dachte, war doch, so nahe sie auch sein mochte, von der Art, daß ihre Banden mit der Gegenwart rissen.

Da kam ein Augenblick, wo, als dieses sonderbare Eingenommensein sich verdoppelte und immer höher stieg, ein unerwartetes Geräusch, eine plötzliche wunderbare Bewegung meine wirre Einbildungskraft traf und abwendete. Erst zweifelte ich; dann zweifelte ich minder; endlich zweifelte ich nicht mehr. Ich sah.

Mehrere lebende Wesen waren da. Menschen, deren Kleider fremd und deren Züge mir unbekannt waren. Personen aus einem andern Jahrhunderte, und — was weiß ich's — vielleicht aus einem andern Lande.

Der Erste, der vor mir stehen blieb, hatte eine schwache und unsichere Haltung. Man sah wohl, daß er gelitten hatte, aber man konnte zweifeln, ob er fest bestanden. Er war alt, und doch fehlte ihm etwas von jener vertrauenden und ruhigen Würde, welche dem Alter so großes Ansehen verleiht.

Ich fragte ihn, wer bist Du? — Ein Unglücklicher, antwortete er. — Was war Dein Leiden? — Das, wel-

ches Du jetzt duldest. — Du warst mächtig? — Ich war es. — Du wurdest gestürzt? — Ich ward es. — Du warst Gefangener? — Ich war es. — Kannst Du mich nicht lehren, wie man diese schwere Ungnade erträgt? — Er schwieg. — Ich erneute meine Bitte. Von Thränen strömten seine Augen über. — Dein Name, fragte ich nun, Dein Name? — Le Mercier, antwortete er. — Minister Karls VI.! rief ich aus. — „Ach! erwiederte er, man sagte täglich in Paris, daß man uns den Kopf abschlagen werde, und Viele, wenn auch nicht Alle, verbreiteten, um uns noch härter zu belasten, die Nachricht und das Gerücht, daß wir Verräther wären an der Krone Frankreichs.“

„Unsere Neider und Hasser verurtheilten uns zum Tode, und wir liefen große Gefahr. Diejenigen aber, die uns zu richten hatten und vernünftig darüber urtheilten, konnten ihrem Gewissen nach keine Ursache finden, weshalb wir sterben sollten. Aber alle Tage wurden wir angefallen und erschreckt, indem man uns zurief: Denkt an Eure Seelen, Eure Leiber sind verloren; Ihr seid zum Tode verurtheilt.“

„Vieles Volk, namentlich im Königreiche Frankreich und sonst, entschuldigte uns wegen aller dieser Anklagen, und wir hofften, daß dieses Etwas helfe; aber vergebens, denn Keiner, wer er auch war und wie deutlich er auch in die Sache sah, wagte davon zu sprechen, oder auch nur den Mund zu öffnen, ausgenommen bloß die muthige junge Dame, Madame Johanna, Herzogin von

Berry, und ist kein Zweifel daran, daß, wenn die gute Dame nicht gewesen wäre, und wenn man sie nicht gehört, wir gewißlich hätten sterben müssen."

Ich weiß, weiß es, entgegnete nun ich. Du bist der, von dem die Chroniken Deiner Zeit schrieben: „daß Du in dem Gefängnisse, in welchem Du Dich befandest, dem Castell Saint-Antoine, immerfort weintest, so heftig und mit solcher Betrübniß, daß Dein Augenlicht dadurch so getrübt und geschwächt ward, daß Du im Begriff standest, ganz zu erblinden; und war es ein wahrer Jammer, Dich zu sehen und klagen zu hören."

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer entströmte seiner Brust, und ich sagte zu ihm: Geh' vorüber, Greis, geh' vorüber; Du wirst mich Nichts zu lehren haben. Dein Beispiel ist nicht gut für mich. Mit Gottes Hülfe werde ich mich davor hüten.

In diesem Augenblicke erscholl von draußen ein langer, schwertönender und gewaltiger Lärm. Man hätte glauben sollen, die äußeren Thore des Schlosses würden erschüttert und stürzten vor dem gewaltsamen Andringen einer wüthenden Menge ein. Die Trommel tönte, die Soldaten griffen zu den Waffen; man hörte in den Höfen zahlreiche, eilige Schritte; die Schildwachen riefen sich längs der Wälle zu und antworteten. Mitten aus dem Tumulte klangen wilde, tobende Stimmen, ohne Unterlaß schreiend: „Zum Tode mit ihnen! Zum Tode mit ihnen!"

Mein Ohr hatte Zeit gehabt, sich an dieses Geschrei zu gewöhnen. Ich beklagte die traurige Verirrung derer, die man dazu aufregte; sie wußten nicht, was sie thaten. So vergingen einige Augenblicke und ich versank wieder in meine Träume.

Eine zweite Gestalt erschien. Diese trug eine reiche Rüstung und hatte ein großes Schwert in der Rechten, dessen Scheide von violettem Sammet mit goldnen Lilien besät war. Eine tiefe Schmarre, die ihr über das Auge ging, zeigte, daß die Feinde des Königs sie in der Nähe gesehen hatten und man mit Recht das Schwert des Connetable in ihre Hand gelegt hatte.

Und auch Du, rief ich ihm zu, Olivier? denn er war es, es war Clisson, ich konnte mich nicht irren. — Und auch ich, antwortete er mir, ich komme, Dich zu besuchen und zu trösten. Auf! Mit Gott, habe frischen Muth! — Ich will mir Mühe geben, Olivier, ich will's. — Wohlgethan und gesagt, erwiederte er.

„Sieh nur, wie das Glück es zu halten pflegt, und wie seine Güter wenig fest und beständig sind, da auch ich, wohl ein tapferer Mann und braver Ritter, der wohl viel gearbeitet für die Ehre des trefflichen Königreichs Frankreich, auf solche Art mißhandelt und schmählicher Weise um Würde und Ehre gebracht worden bin."

„Und doch hatte ich mich gar räthlich des Staates und der Regierung des Reiches angenommen, und war ihm damals kein so großes Unheil widerfahren."

„Aber wohl gab man mir den Rath, aus Paris zu entweichen, und Niemand war froher als ich, daß ich nicht zu ihren Ordonnanzen und Vertagungen kam; denn wäre ich da gewesen, war Alles schon ordonnirt, und sie hätten mir schmählicher Weise das Leben genommen."

Sie schonten aber doch Deiner, braver Clisson. — „Keinesweges, keinesweges! Erinnerst Du Dich denn nicht mehr daran? Sie faßten einen gar grausamen Spruch gegen mich ab, und ward ich aus dem Reiche, als falsch, schlecht und ein Verräther an der Krone Frankreich, verbannt."

— Verbannt, Olivier, verbannt! O wehe mir, wenn auch mir dieses unselige Loos beschieden wäre! Ich kenne nur Frankreich, weiß nur von diesem. Ihm habe ich nur gedient, für Frankreich nur habe ich gelebt. Mögen sie mit mir machen, was sie wollen, aber sterben sollen sie mich dort lassen! Pfui über das Leben, wenn man es um den Preis alles dessen erkaufen muß, warum man es liebt! Frankreichs Erde birgt die Gebeine meines Vaters und meiner Kinder; wäre ich denn so ganz elend, daß es die meinigen von sich stoßen sollte?!

Wo bin ich das Wenige, was ich bin, wenn es nicht in Frankreich ist? Außerhalb Frankreich würde ich nichts von mir selbst wieder finden. Allem fremd, würde auch mir Alles fremd bleiben. Alt und verlebt, wie ich bin,

ist es denn da noch Zeit genug für mich, das Leben wieder anzufangen und ein Land aufzusuchen, das mich für seinen Sohn anerkenne? Gott ist mein Zeuge, wenn ich es auch könnte, ich möchte es nicht!

Bewundernswerthe Wohlthat, die darin bestehen würde, mir Alles zu rauben, selbst den Himmel, den ich seit meiner Kindheit gesehen, selbst die Luft, die ich seitdem eingeathmet habe, und mir bloß das zu lassen, was mich eben nur noch den Schmerz über das Verlorene empfinden läßt!

Verbannt! Das ist mehr als Tod! Der wahre Tod vertilgt wenigstens das sehnsüchtige Vermissen: dies ist einer, der es schärft, es unterhält!

— Sei ruhig und fasse Dich, sagte Clisson; weißt Du denn, in welcher Art Gott über Dich und selbst über die, welche gegen Dich aufgestanden sind, bestimmen wird? Er ist ihr Herr, wie der Deine, und enthüllt nicht alle seine Absichten in Einem Tage. Geh', geh'! das Unglück ist für den noch unglücklicher, der es nicht edelmüthig erträgt.

Merke Dir noch das wohl: „Mein Herr, der Herzog von Burgund, der ein weiser Herr war und in seinen Angelegenheiten weit hinaus sah, ob er gleich gegen mich nicht fein gehandelt hatte, sagte eines Tages, als Einige mehr als billig in ihn drangen: Ei, ei, die Ruthe ist vielleicht schon gebunden, womit sie gezüchtigt und gebessert werden: es giebt kein Alter, das nicht zahlen

müsse, kein Glück, das sich nicht drehe, kein betrübtes Herz, das sich nicht freuen könne, und kein erfreutes, das nicht seine Zeit der Trübsale habe. Daher werdet ihr auch in Kurzem sehen und hören; aber wartet und duldet nur noch ein Weilchen."

Als Olivier geendet, ging eine neue Gestalt langsam an mir vorüber. Ihre Blicke, in welchen ein unbeschreiblicher Ausdruck von Schmerz lag, schienen zugleich die meinigen zu suchen und zu fürchten. Ich selbst, für den ihr Anblick weder etwas Mißfälliges noch Gleichgültiges hatte, und der sehr ungeduldig war, sie zu hören, mußte zugleich mit einer Art von Instinkt kämpfen, der mich von ihr zurückschreckte. Ihr Hut, ihr flatterndes Gewand, ihr langer Gürtel mit goldnen Eicheln, eine gewisse Strenge, die nicht die des Alters war, eine Würde, ohne Beimischung von Stolz und Hochmuth, Alles belehrte mich, daß ich in ihr einen jener kräftigen und gelehrten Männer erblickte, welche den Ruhm und das Ansehn unserer Gerichtsstühle gründeten, lange, sehr lange vor jenem Zeitraume, wo ich zu der ausgezeichneten, aber gefährlichen Ehre erkoren ward, sie zu leiten.

Ich rufte ihn an; er blieb ungern stehen. — Was willst Du, mein Sohn? fragte er: Trost? den mußt Du in Dir selbst suchen. Da oder nirgends ist er zu finden. Ist Dein Unglück groß? Erhebe Dich bis zu ihm. Bist

Du in Gefahr? Mache Dich mit der Gefahr vertraut, damit Du nicht an dem Tage, wo sie zur Wirklichkeit wird, schwach erfunden werdest. Waffne Dich mit Kraft gegen das unglücklichste Schicksal. Trifft es Dich minder hart, um so besser und um so leichter wirst Du es ertragen.

Meine Neugier war lebhaft erregt. Ich unterbrach ihn. — Dein Name? fragte ich ihn. — Was verschlägt er Dir? — Dein Schicksal? — Zu Nichts würde es dienen, es zu sagen ... Mein Schicksal, fuhr er zögernd fort, ist von dem Deinen minder verschieden, als Du glaubst. Ich vertrat das Volk bei dem allmächtigen Königthume. Das Königthum hielt mich für einen Feind. Du vertratst bei dem mächtig gewordenen Volke das schwache und bedrohte Königthum, und das Volk hielt Dich nun seinerseits für einen Feind. Laß uns Beide diesen Irrthum verzeihen. So grob er auch sein mochte, er war natürlich und unvermeidlich.

Ist das Volk König, so ist es dies nicht unter bessern Verhältnissen als die übrigen. Es kennt von der Wahrheit nur das, was seine Höflinge es erblicken lassen. Neidische glaubten dabei zu gewinnen, wenn sie Dich verschrieeen; sie dichteren Dir einen Charakter, ja selbst einen Verstand an, nach dem Bilde und der Aehnlichkeit des ihrigen geformt. Das Volk glaubte ihnen. Was konnte es auch thun? Es sah, es hörte Dich nicht.

Derjenigen, welche Dir sich naheten, waren nur wenige; ihre Stimmen gingen verloren.

Ich sage Dir nicht, daß Du nicht sterben wirst; denn was weiß ich's? Noch weniger sage ich Dir, daß man nicht das Recht hat, Dir den Tod zuzuerkennen; denn was hilft dem das Recht, der die Gewalt nicht hat? Die Revolutionen, welche das Volk macht, sind volksgemäß; und das Volk versteht diese Spitzfindigkeiten nicht. Wie kannst Du begehren, daß, wenn Gott dem Menschen die traurige Fähigkeit gelassen hat, andere Menschen zu tödten, das Volk daran denken solle, zu untersuchen, ob er ihm nicht das Recht dazu untersagt hat? Es fühlt, daß es kann, und dies ist ihm genug.

Ach, mein Sohn, fuhr er fort, der Tod ist der traurige und stete Verbündete des Lebens; er unterhält und beschützt das Leben des Menschen und das Leben der Gesellschaften. Er ist ein Bedürfniß, er ist ein Recht. Demüthigen wir uns und beten wir Gottes Rathschläge an.

Was Du am meisten zu fürchten hast, das ist die Hoffnung. Indem sie dem Herzen schmeichelt, verweichlicht sie es. Betrachte vielmehr fest jenen schrecklichen Augenblick. Du mußt doch endlich einmal dahin gelangen. Ist man dabei, was verschlägt's dann, ob's früher oder später war? In Niemandes Macht steht es,

Dich zweimal sterben zu lassen, noch Dich zu hindern, es einmal zu thun. Drum schaue ihm kühn ins Antlitz, dem Tode. Er ist nicht so häßlich, wie feige Leute glauben. Wer gut gelebt hat, hat genug gelebt.

Der Tod, der nicht vermieden werden kann, kann wenigstens minder bitter gemacht werden. Laß uns dahin gelangen, daß er ehrenvoll sei, und wir haben ihm schon einen großen Theil seiner Beängstigungen und Schmerzen genommen. Nun ehren aber die Menschen nie den Tod derer, die ihm feig unterlagen.

— So ist's denn also geschehen um mich! rief ich aus. — Nein! entgegnete er; aber, mein Sohn, wenn es nun wäre? Dein Leben ist nicht so glücklich gewesen, daß Du große Ursache hättest, es zu bedauern, noch so übel angewendet, daß Du fürchten müßtest, es werde kein Andenken davon bleiben. Was braucht man denn mehr, um in Frieden zu sterben?

Greis, antwortete ich, Deine Worte durchdringen mich mit Ehrfurcht und Bewunderung. Aber sie sind streng und hart.

Du hast es so gewollt, entgegnete er; Du hättest mich nicht rufen sollen. Hüte Dich vor Täuschungen. Das Nothwendigste für Dich ist jetzt, in Dir selbst ein richtiges Gefühl für das Elend und die Eitelkeit des menschlichen Lebens zu hegen. Ich habe Dir das gesagt, was ich für am geeignetsten hielt, dies Dir einzu-

flößen. Glaube meinem Rathe: ich versichere Dir, daß er gut ist; ich habe selbst den Versuch gemacht.

— Du? rief ich aus. — Ja, mein Sohn, und möge das Glück, das Dich eben so hinterging, wie mich das meine, Dich wenigstens mit der letzten Probe verschonen, die es mir nicht schenkte. — O! fragte ich ihn von neuem; ich bitte Dich, sage mir, wer Du bist? Ich bin überzeugt, daß das Gewicht Deines Namens das Deiner Worte kräftigen und heiligen wird. — Desmarets, antwortete er. — Ich stürzte zu seinen Füßen. Bewundernswerther Mann! rief ich aus, Du bist es? Du, der, als man Dich bat: „Meister Johann, schreit zum Könige um Gnade, damit er Euch verzeihe! auf dem Schafot selbst die erhabenen Worte vernehmen ließ: Ich habe dem Könige Philipp, seinem Urgroßvater, und dem Könige Johann, seinem Großvater, und dem Könige Karl, seinem Vater, brav und redlich gedient, und keiner dieser drei Könige, seiner Vorfahren, hat mich wegen Etwas gescholten. Und so würde es auch dieser nicht thun, wenn er seiner selbst mächtig, und mag er sich wohl hüten, daß er nicht selbst straffällig durch dieses mein Urtheil wird. Daher es denn an ihm ist, um Gnade zu rufen, nicht aber an Andern. Nur zu meinem Gotte aber will ich um Gnade flehen."

Thu' denn so wie ich! erwiederte er. — Ja, Desmarets, das will ich auch. — — —

Wer Du nun auch seist, der Du diesen Bericht gehört hast, hüte Dich, Freund, ihn scherzhaft oder verächtlich aufzunehmen. Ich habe Dir die Gedanken und selbst das Leben der traurigen Gäste des Gefängnisses von Vincennes erzählt.

von Peyronnet.

Die Schauspiel=Wöchner
vom
Theatre Français bei dem Minister des Innern.

(Diese Scene aus einem Lustspiel: das Kabinet eines Ministers, ist schon vor mehrern Jahren gedichtet.)

Ein Thürsteher (meldet).

Die Herren Schauspiel-Wöchner vom Theatre Français!

Erster Schauspieler.

Verzeihung, Excellenz, daß wir so störend kommen,
Daß Ihr Wohlwollen hier in Anspruch wird genommen!

Zweiter Schauspieler.

Erleuchtet edler Hort der Wissenschaft und Kunst,
Sie würdigen auch uns wohl eines Blicks der Gunst!

Erster.

Die Comedie Françaiſe in uns empfiehlt ſich Ihnen.

Zweiter.

Gewähren Sie den Schutz, weshalb wir hier erſchienen.

Miniſter.

Das iſt nur meine Pflicht — kein Zweifel, meine Herr'n,
Wenn ich's im Stande bin, ſo dien' ich Ihnen gern.
Iſt dies Theater doch, das ſich die Huldigungen
Von ganz Europa ſtets durch Meiſterwerk' errungen,
Von unſern Königen zweihundert Jahr geſchützt;
Sein Recht auf ihre Huld es immer noch beſitzt,
Zu Frankreichs Ehrenkranz pflegt man es ja zu zählen.

Erſter.

Sehr ſchmeichelhaft! Fürwahr, das konnte uns nicht
fehlen,
Als Freund der ſchönen Kunſt man überall Sie nennt.

Zweiter.

Ja wohl! und Ihr Geſchmack, berühmt, wie Ihr Talent,
Iſt Ihrer Kenntniß gleich; aus der Geſellſchaft Mitte
Sind wir deshalb erſehn, um Sie —

Miniſter.

Ihr Herr'n, ich bitte,
Mit Komplimenten ſtill! Ich liebe ſie nicht ſehr.

Erster.

Monseigneur!

Minister.

Welcher Grund führt Ihre Schritte her?
Ist Ihr Geschäft bei mir nur ein Besuch vom Tage,
Wie? oder —

Zweiter.

Doch! —

Minister.

Nun, was?

Zweiter.

Ich muß gesteh'n, ich zage —

Minister.

So sprecht, Ihr Herr'n!

Zweiter.

Nun wohl, wir sind hierher gekommen,
Um Ihren Schutz zu fleh'n, zu unserm Heil und Frommen.

Minister.

Bedrohet Sie Gefahr? Was ist der Gegenstand?

Zweiter.

Gefahr? des Publikums unsel'ger Unbestand!
Ja, Monseigneur, es gilt, die Wahrheit jetzt zu sagen,
Es ist nun endlich Zeit, Aufrichtigkeit zu wagen;

Vergebens leugnen wir's, es zeigt sich überall:
Die Comedie Française ist nahe dem Verfall.
Dies Publikum, das sonst man jeden Abend sah
So eifrig im Parterre, in Logen fern und nah',
Die Menge, zum Büreau bei guter Zeit sich drängend,
Mit einem langen Schweif die Straße ganz verengend,
Zuschauer, dichtgepreßt im überfüllten Saal,
Die uns den Lohn bescheert für unsre Müh' und Qual,
Das Alles ist entfloh'n! — Jetzt Oede immerdar!
Kein Segen am Büreau, noch Logen auf ein Jahr!
Auf so viel Eifer, ach! ist das Vergessen plötzlich,
Gleichgültigkeit gefolgt — Verachtung fast — entsetzlich!
So leer ist unser Saal, wie unsre Kassen immer,
Einnahme mindert sich, die Kosten werden schlimmer,
Und unser Antheil reicht jetzt nicht mehr aus zum Leben.
Umsonst verdoppeln wir die Sorgfalt — unser Streben;
Der Ruhm, wie der Gewinn, entschwand uns, wie ein Traum.
Wenn jetzt der Vorhang steigt, zeigt jeden Abend kaum
Dem Blicke das Parterre, zu unserm Schmerz und Schrecken,
Wie ein Paar Müßige sich auf den Bänken strecken,
Die, kalt und ungerührt von Phädra und Thyesten,
Nur hergekommen sind, zu halten die Siesten.
Für unser Institut entfloh'n die schönen Tage.

Minister.

Sehr traurig, wie ich weiß, ist des Theaters Lage;
Der Zauber ist gelöst, Ihr Ruhm verschwindet nun.
Sie dauern mich, indeß — was soll ich dazu thun?
Umsonst wär' mein Bemühn, da leider ich die Gabe,
Die Flucht des Publikums zu hindern, ja nicht habe.
Durch doppelt regen Fleiß ist es zurückzubringen.

Erster.

Sie könnten seine Treu' für uns aufs Neu' erzwingen!

Minister.

Ich? wodurch sollte man die Bürger wohl bewegen,
Zu Ihnen hinzugehn? wir wollen's überlegen.
Wie soll man, sagen Sie, denn ihren Starrsinn hindern?

Erster.

Doch! der Theater Zahl darf man ja nur vermindern,
Vollständigen Triumph ein solcher Schritt uns giebt.

Minister.

Ei sachte, meine Herr'n, nur sachte, wenn's beliebt!
Sie gehn ein wenig rasch. Es wär' Euch sehr kommode,
Man schlösse jedes Haus, das eben in der Mode.
Ihr wollt dem Publikum Vergnügen auferlegen,
Und nebenbuhlerfrei und mühlos Euern Segen!
Gar schlau berechnet, doch — vergebens hoffen Sie,
Der Ungerechtigkeit theilhaftig werd' ich nie.

Erster.

Ich bitte, Monseigneur! Vergönnen Sie einmal:
Zu groß ist für Paris der Schauspielhäuser Zahl,
Das ist gewiß; indeß sie mögen's noch genießen,
Am Schlusse des Kontrakts erst müßte man sie schließen.
Bis dahin würde nur die Rede davon sein,
Uns eine größ're Hülf' an Gelde zu verleih'n.

Minister.

Ihr Herr'n, damit wir frei zusammen sprechen können,
Die Ursach' Eurer Noth, erlaubt sie mir zu nennen:
In Andrer gutem Glück, da sucht Ihr sie zu finden,
Und doch nur in Euch selbst, da könnt Ihr sie ergründen.

Zweiter.

In uns?

Minister.

Ihr klagt, daß jetzt, vor dem Theater fliehend,
Dem es den Vorzug gab, das es vergöttert glühend,
Das arge Publikum, undankbar, unbewegt
Sein Bravo anderwärts und ach! sein Geld hinträgt?
Ich will nicht gegen Euch hier sprechen in Satyren;
Doch, sagt nur, welcher Reiz könnt' uns zu Euch noch führen?
Sonst war doch Einklang da, manch seltenes Talent,
In jeder Rolle gab's Subjekte excellent;
Den großen Dichtern war ein würd'ger Mund geweiht —
Heut', richtet selbst und seht, was Ihr geworden seid!

Nur

Nur Menschen mittellos, unwissend, kalt, gemein;
Kaum giebt's noch einige im ganzen Kunstverein,
Die treue Schüler sind, an Kräften und Verstande,
Der großen Künstler, die man einst als Muster nannte.
Der Rest, das werden mir die Herr'n wohl eingestehn,
Die größte Hälfte dort, ein Jammer ist's zu seh'n.
Bei Euch giebt's Leute ja von so geringen Gaben,
Daß, morgen engagirt in der Provinz, so haben
An Jahrgehalte sie nicht tausend Thaler mehr.
Gleich mir sind überzeugt auch Sie davon wohl sehr.
Das ist der ganze Grund von Ihrer trüben Lage.

Erster.

Ja, Monseigneur hat Recht. Doch Mancher, daß ich's sage,
Der auf der Bühne sich gar schwach als Künstler zeigt,
Ist gut auf seinem Platz im Comité vielleicht.

Minister.

Fragt denn das Publikum, was dort er wohl verdiene?
Befriedigt muß es sein vor Allem auf der Bühne.
Seid Künstler, meine Herr'n, denn Eure Hörer zahlen
Nicht, daß sie sehn, wie gut ihr trefft Verwalterwahlen;
Doch rekrutirt Ihr Euch auf eine Art mitunter —

Zweiter.

Die Comedie, sie seufzt, sie leidet selbst darunter.
Ja, unsre Wahlen sind sehr oft gar dürftig zwar,
Doch darf man uns die Schuld nicht geben ganz und gar,

Die Menschenschwachheit auch, sie muß ihr Theil erhalten,
Intriguen um uns her unwiderstehlich walten:
Schutz eines großen Herrn, die Furcht vor dem Journal,
Der Einfluß schöner Frau'n auf unser Tribunal,
Des Künstlers Eitelkeit, sein Vortheil, wie bekannt —
Dann ist zuweilen auch gebunden uns die Hand,
Und manch' Subjekt daher empfingen wir nicht gern —

Minister.

Wie denn? So seid Ihr nicht in Euerm Haus die Herr'n?

Zweiter.

Mit mancher Wohlthat noch, um frei zu sein und wahr,
Gab die Behörde uns auch einen Commissar —*)

Minister.

Nun?

Zweiter.

Das ist, Monseigneur, ein Mann von viel Talent!

---

*) Ich setze voraus, daß Herr Taylor, für den ich übrigens eine vollkommene Achtung hege, nicht durch meinen Scherz verwundet wird. Ich glaube, daß er einen Fehlgriff gethan in der Richtung, die er dem Theatre Français gegeben, und table sein System, ohne seine Absicht anzugreifen. Durch den Weg, den er seit mehrern Jahren verfolgt, hat er meines Erachtens die Schauspieler in eine sonderbare Lage gesetzt: sie werden bald kein Lustspiel mehr aufführen können, und das Melodrama verstehen sie noch nicht zu spielen.

Minister.

Er maßte sich —

Erster.

Die Welt ihn als vortrefflich kennt.

Minister.

Mißbraucht er —

Zweiter.

O wir sehn ihn alle an als Vater.

Erster.

Der Tag, wo er erschien, war glücklich für's Theater.

Zweiter.

Sein Rath und seine Müh' hat uns wie neu geboren,
Den alten Schlendrian, den haben wir verloren.

Erster.

Und das Theater reift zu seinem künft'gen Glanz;
Darum verdient er auch den Litteratorkranz.

Zweiter.

Autoren, wie Acteurs, sie segnen sein Bestreben.

Erster.

Ihm danken wir es jetzt, daß wir mit Pracht umgeben,
Dekoration, Costüm, wie Alles, magnifique!

Zweiter.

Ein Schnippchen schlagen wir dem Ambigu-Comique.

Minister.

Sehr hoch ist sein Verdienst — ein Fortgang so im Großen
Ziemt Ihrem Namen ja: Theater der Franzosen!
Doch tadeln Sie die Macht, die er sich anmaßt, nicht?

Erster.

Ganz unerschöpflich ist, was ihm zum Lobe spricht:
Zulage giebt er uns, der Edle, unvergleichlich,
Bewilligt Urlaub oft und Unterstützung reichlich.

Minister.

Dann ist ja auch der Mann vollkommen achtungswerth!

Zweiter.

Aufrichtig Jeder ihn und wahrhaft liebt und ehrt.

Minister.

Genug davon, Ihr Herr'n! Nicht bergen kann ich Ihnen,
Daß manchen Vorwurf noch Sie außerdem verdienen;
Zum Beispiel, warum sind bereits seit mehrern Jahren,
Entgegen dem, wozu Sie doch verpflichtet waren,
Von Ihrer Bühne stets verbannt die größten Lichter
Aus zwei Jahrhunderten, verachtet unsre Dichter?
Fiel, daß es brache liegt, das Erbtheil jener Geister
Auf Ihren Antheil denn? Der Kunst erhab'ne Meister
Sind unsern Dichtern doch als Vorbild noch sehr nöthig!

Erster.

Auch führen wir sie auf — wir sind dazu erbötig —
Von Zeit zu Zeit, — allein wahrhaftig, Monseigneur!
Es will das Publikum die Alten gar nicht mehr,
Und fruchtlos ist die Müh', es durch sie festzuhalten.

Minister.

Will nicht mehr, sagen Sie? das Publikum, die Alten?
Was? Voltaire und Racine und Corneille und Molière,
Die Hochbewunderten, die Frankreichs Stolz bisher,
Verkannt, verachtet jetzt? sie flößen Widerwillen
Und Langeweile ein, wenn sie die Bühne füllen? —
O wenn dies wirklich wahr, so fällt auf Sie die Schmach!
Den Meisterwerken geht das Publikum nicht nach?!
Es will sie gar nicht mehr?! Ein einzig Wort dagegen:
Spielt sie nur gut, so wird das Publikum sie mögen.
Allein so lang' die Herr'n und Damen Die und Die
Uns die Unsterblichen entweihn zur Travestie,
So lange manch Subiekt, dem Schwung und Feuer fehlt,
Verstümmelt jeden Vers, wie der Souffleur sich quält;
So lang' die Regisseurs all' ihren Eifer wenden
Der neuen Schule zu, ihr nur die Kräfte spenden,
Für diese Gattung nur den wärmsten Antheil fühlen,
Und lassen Molière dem, der ihn will eben spielen: —
Ja, meine Herrn, da ist es leichtlich einzusehn,
Daß Euch das Publikum die Alten wird verschmähn.

Die Dichter, die für uns als Schatz stets anzusehn,
Kann man, wenn man sie liest, allein nur noch verstehn.
Der Schande Einhalt thun, ist endlich noth, fürwahr!

Zweiter.

Wir wollten es sehr gern; doch unser Commissar —

Erster.

Sie sind so streng —

Minister.

Noch mehr! da wir einmal dabei,
So führen wir es durch und reden frank und frei.
Thatsachen, die man hört, erspar' ich Ihnen gern;
Doch ist's nicht eine Schmach, gestehn Sie, meine Herr'n,
Was Ihr Theater sich für Mittel jetzt erlaubt,
Und scheinbar den Erfolg so zu erhaschen glaubt!
Es wagt, um Ehr' und Preis ganz sicher zu erringen,
Gemeines Volk, bezahlt, als Klatscher sich zu dingen.
Wie soll ein neues Werk sonach beurtheilt werden?
Indeß das Publikum, das zahlt, noch mit Beschwerden
Dort an der Kasse ringt, indeß gedrängt die Armen
Noch leiden im Gewühl die Stöße der Gensd'armen,
Führt man ein Kläfferheer, entfernt von dem Gedränge,
(Just aus der Schänke kommt's) durch die geheimen Gänge
Im Dunkeln ungestört nach Ihrem Bühnensaal,
Besoldetem Triumph bereitend zum Skandal;

Orchester und Parterre und Sperrsitz und so weiter
Sind Augenblicks besetzt durch diese saubern Streiter,
Den schmutz'gen Haufen sieht man alle Bänke zieren,
Das Schauspielhaus ist voll, eh' offen noch die Thüren.
Die Stimme hemmt Ihr so dem wahren Publikum,
Erschachert Beifall Euch; verbannt sind auch darum
Geschmack und Freiheit dort, sie dürfen sich nicht zeigen,
Man muß, um klug zu sein, nur klatschen oder schweigen,
Und wagt es gar ein Mann, zu zeigen für sein Geld,
Daß trotz des Bravorufs nicht Alles ihm gefällt,
Alsbald wird er Tumult furchtbar heraufbeschwören,
Und Schmäh'n und wildes Droh'n auf sich einstürzen hören.
Die unverschämte Wuth bestochnen Packs bei Euch
Hat aufgerichtet so gleichsam ein Schreckensreich;
Die Meinung, sie verstummt, von ihr ist keine Spur:
Ihr drei und neunzig hat auch die Litteratur.

Zweiter.

Ach ja, das Publikum sieht sich die Freiheit rauben;
Man trotzt ihm, unterdrückt's — doch können Sie mir glauben,
Daß mehr als Einer stets des Mißbrauchs Gegner war,
Wir schämen uns deshalb; doch unser Commissar —

Erster.

Wenn ich den Einwurf hier bescheiden dürfte wagen —

Minister.

Bei mir kann Jedermann, mein Herr, die Meinung sagen,
O hier sind Sie ja nicht in Ihrem Schauspielhaus;
So sprechen Sie nur frei und ohne Furcht heraus.

Erster.

Ich will nicht leugnen, ja, wir mögen wirklich fehlen,
Und irrten wohl uns oft, das läßt sich nicht verhehlen;
In dringender Gefahr scheint Alles ja gesetzlich.
Doch wenn, um zu entgehn dem Schicksal, das entsetzlich
Uns droht, wir wenig Acht auf unsre Würde gaben —
Mehr Schuld daran, als wir, auch unsre Dichter haben.

Minister.

Wie?

Erster.

Monseigneur, mit Schmerz muß ich es laut erklären,
Daß einzig sie die Kunst, die Bühne sie entehren.
Durch sie veranlaßt nur, wir unsre Zuflucht nehmen
Zu Mitteln für Erfolg, ach! deren wir uns schämen —
Ein Handelszweig durch sie ward die Litteratur:
Schriftsteller jetzt zu sein, das ist ein Handwerk nur;
Gar wenig kümmert man sich um Geschmack und Sinn,
Der Nachruhm gilt Nichts mehr und Alles der Gewinn.
Nur Ränke sieht man noch, Intriguen durchzuführen,
Und das Theater muß natürlich sich verlieren.

Um jeden Preis gekauft sucht man das Neue jetzt,
Das Wunderbare hat das Schöne ganz ersetzt,
Und man erträgt das Schmäh'n des Publikums mit Freuden;
Ist nur die Kasse voll, kann man das immer leiden.

Zweiter.

Mein Kamerad zu sehr den Dichtern Unrecht thut:
Denn die Acteurs sind Schuld, das weiß man nur zu gut.

Erster.

Und ich, ich seh' nicht ein, warum mein Kamerad
In diesem Augenblick mit solchem Ausfall naht.

Zweiter.

Weil seit geraumer Zeit die Dichter alle Tage
Von uns Verdruß empfahn und Ursach' bitt'rer Klage.
Wenn es Gewisse giebt, begehrlich, intrigant,
Die sich bezahlen selbst mit schamlos frecher Hand:
Wenn es Gewisse giebt, die neuer Schule Wust
Bei uns auch eingeführt mit frevelhafter Lust,
So sind's gerade sie, die — offen es zu sagen —
Vor Allen man begünstigt, statt sie zu verjagen;
Ja, Rücksicht, Eifer, Gunst, hegt man allein für sie,
Bewilligt ihnen stets, was man den Andern nie.
Man läuft entgegen, fleht, beschwört sie um die Dramen,
Die noch in Arbeit sind mit unbekanntem Namen,
Und um sich im Besitz von ihnen fest zu wissen,
Wird die Verbindlichkeit mit Andern gleich zerrissen.

Schriftsteller, die (jedoch die Mehrzahl) sich zu schänden
Vermeinen, wollten sie sich zu Kabalen wenden,
Die nach dem Ruhme nur als Preis der Arbeit trachten,
Der Nebenbuhler Recht, wie billig, immer achten,
Sie alle sind der Furcht, dem Eigensinn zu Beute
Und nicht Gerechtigkeit noch Form wird ihnen heute.
Sie mögen immer schrei'n, Recht haben sie doch nie;
Je mehr in Achtung hoch, so minder scheut man sie.

Erster.

Wär' Alles dieses wahr, so sollten Sie's verschweigen.

Zweiter.

Warum?

Erster.

Des Ganzen Schuld trägt Jeder ja als eigen.

Zweiter.

O nein, der Tadel trifft, wo ich verdient ihn seh'.

Erster.

Und wen denn, wenn's beliebt?

Zweiter.

Ei nun, das Comité.

Erster.

Ach lieber Kamerad!

Zweiter.

Ja, lieber Kamerad,
Es ruinirt uns All', entehrt uns in der That;

Es liegt ihm wenig d'ran, nach Redlichkeit zu trachten,
Es jagt die Dichter fort, die wir doch Alle achten,
Stürzt Alles wieder um, was klug zuvor erwogen;
Durch der Costüme Glanz, der Allem vorgezogen,
Durch Prunk der Ausstattung, Statisten unbedingt
Es eine Schuldenlast uns zu erheben zwingt.

Erster.

Der Vorwurf —

Zweiter.

Ist gerecht, ich kann nicht länger schweigen.
Des lieben Comités geheimnißvoller Reigen
Bekümmert sich nicht viel, wenn er zu Rath gesessen,
Um Lust des Publikums, um unsre Interessen;
Ein jedes Mitglied muß dem andern helfen, dienen,
Die Gnade, wie die Gunst, gehört ausschließlich ihnen.

Erster.

Gunst? Lassen Sie doch sehn, die Stelle fordert Licht.

Zweiter.

Ei nun, zum Beispiel Sie, empfangen Sie denn nicht,
Wo Alles unter uns soll gehn nach gleicher Norm,
Ein Mehrgehalt, weiß Gott, es ist ja ganz enorm!

Erster.

Enorm?

Zweiter.

Ja wohl! Sie sind eins der erwählten Kinder.

Erster.

Sie sagen da enorm? Mir wird nicht mehr, noch minder,
Als meiner Opfer Lohn, den mein Talent mir trägt.
Wenn die Behörde nun, die alle Dienste wägt
Und nach Gebühr das Recht in des Verdienstes Schranken,
Schon manchem Dichter giebt bis zu zwölfhundert Franken,
So kann ich wohl für mich die dreißigtausend lösen.

Zweiter.

Mit solcher Summe, ach! wie wär' es leicht gewesen,
Gar Viele unter uns unendlich zu beglücken!

Erster.

Die Großmuth will sich nur bei Hochbegabten schicken.

Zweiter.

Wohl Andre dann, als Sie —

Erster.

Wohl gar Sie selbst —?

Zweiter.

Zu dienen;
Des Publikums Empfang —

Erster.

Was kostet dieser Ihnen?

Zweiter.

Weit mehr beklatscht, als Sie, mag mein Erfolg beweisen —

Erster.

Erkaufter Bravoruf, was ist daran zu preisen?

Minister.

Ei, meine Herr'n!

Zweiter.

Mein Gott! — Verzeihn Sie gütigst nur,
Die Liebe riß mich hin für die Litteratur —

Minister.

Nichts von Erklärung mehr! Wenn Sie sich können hier
Vergessen, meine Herr'n, auf solche Art vor mir,
Wie mag's bei Ihnen sein? Es müssen Ihre Hallen
Von wunderbarem Streit zu Zeiten wohl erschallen.

Erster.

O glauben Sie —

Minister.

Genug! Ein Wort noch zum Beschlusse:
Was Ihr Theater drückt, gereicht mir zum Verdrusse,
Doch legt sich Ihrem Wunsch gar Vieles in den Weg.
Kein Haus fällt aus der Zahl der Stadttheater weg,
Und auch Ihr Hülfsetat kann nicht gesteigert werden.
Es thut mir leid! Jedoch sind wahrlich die Beschwerden
In Ihrer Lage so, daß Hülfe sie erfordern;
Wo sich ein Mittel beut, ich werd' es gleich beordern,
Und wenn's mir nicht gelingt, so werden wir ja sehen —

Zweiter.

Ach Monseigneur!

Minister.

Gewiß, Sie können ruhig gehen,
Und trachten unter sich vorerst nach Harmonie.
Adieu!

Erster (beiseit im Abgehen).

Der gute Mann ist wahrlich kein Genie!

A. de la Ville.

Ein Haus in der Cité.

Dem entgeht ein wahrhafter Seelengenuß, der nicht manchmal das Paris der ersten Dynastie durchstrichen hat, die Wiege des wundervollen Paris unsrer Tage. Ein Enthusiast würde sagen: Solcher Mensch ist kalt, egoistisch, zum Materialismus geneigt, er kennt nur die Gegenwart und denkt gleichgültig in Religionssachen; denn die Erinnerung ist auch eine Religion, ein Cultus, wie die Verehrung der Gräber und Vorfahren. Als Mensch erfreut es ihn nicht, sich wieder in seine Kindheit zu vertiefen, wie sollt's ihn als Bürger freuen, die ersten Schritte der aufkeimenden Stadt zu betrachten? Verächtlich die Tage vergessend, wo er gehen lernte, schwankend und strauchelnd in den Leitbändern, welche ihn kaum halten konnten, vermag er nicht zu begreifen, wie man die krummen, verstrickten, gewundenen Straßen lieben könne, von Häusern gebildet, die

sich drängten und stießen, um nur ihrer Mutter am nächsten zu sein, der Kathedrale.

Und ich, wohl hundertmal bin ich die alten Straßen durchirrt, mit Fleiß mich aller Gedanken entschlagend an die wohlgeregelten Viertel von Neu-Athen, Rivoli, Saint-Lazare. Nicht mit einem neuen Plane der Stadt in der Hand habe ich diese Reise gemacht, sondern mit dem Dictionaire der Straßen von Paris, welches Guillot gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben. Unter der Leitung dieses einfachen und ungekünstelten Führers, der mir die meisten Straßen mit dem Namen bezeichnete, welchen sie noch heutigen Tages tragen, glaubte ich selbst Einer aus dem dreizehnten Jahrhundert zu sein, und suchte ein Haus, dessen Annalen ich sammeln und erzählen könnte.

Zwei große Gebäude, deren Geschichte zurückzurufen wohl unnöthig wäre, begrenzen die Cité gegen Osten und Westen. Gegen Westen ist es der Königspallast, gegen Osten die Kirche. Seit langer Zeit haben die Könige den Pallast verlassen, aber Gott verließ die Kirche noch nicht. Dort im Westen handhabt die Obrigkeit im Namen des Königs das Recht, und um es allem Volk sichtbar zu machen, ist der Pallastplatz da und der Greveplatz. Hier im Osten üben Priester die Gerechtigkeit im Namen Gottes, und sie wirkt nur in einem geheimen, unzugänglichen Orte, dem Gewissen — im Lande der Inquisition ist es der Scheiterhaufen.

Ich drang in die Cité durch die Straße La Calandre, um ein recht altes Haus zu entdecken, und diese Straße enthält deren genug, seltsam anzuschauen mit ihren Giebeln, von Rankengewächsen gekrönt, welche die engen Fenster mit einer reichen Vegetation umziehen. Fürwahr, der arme Handwerker oder das Freudenmädchen (vielmehr Schmerzenmädchen), welche in einem Kämmerlein wohnen, das dieser grüne Vorhang verhüllt, müssen sich beim Erwachen, wo das Auge noch nicht ganz von dieser Welt ist, in einem Walde glauben, durchblitzt vom Strahl der Morgensonne. Einige Naturfreunde wahrscheinlich, in den Schmutz der Cité verbannt, haben, von einer Seite der Straße zur andern, Faden von Fenster zu Fenster gezogen, an welchen die geschmeidigen Ranken der indianischen Kresse und der Waldrebe hinlaufen und sich hinüber und herüber schlingen, so daß man die alten Häuser, deren Gipfel, mit Grün beladen, zur Laube gestaltet sind, den Eichen der Urzeit vergleichen möchte, welche trotz ihrer grauen verwitterten Stämme in der Krone noch ein Paar lebendige Zweige treiben, die jeder Frühling frisch belaubt.

Aber steigt nur hernieder: da giebt es nichts als schwarze Boutiquen, so schwarz, daß man nur mühsam das Handwerk des Besitzers erkennen kann. Dort Schänkladen und Garküchen, hier schmale finstre Gänge, wo sich im Hintergrund im Schatten etwas wie eine Treppe zeigt. Aus diesen höhlenartigen Engpässen hört ihr das

Schlangengezisch, dessen sich die handfesten Syrenen, welche hier von früh bis Abends im Hinterhalt liegen, statt Gesanges bedienen. An eine dieser Höhlen knüpft sich eine altehrwürdige und heilige Tradition. Das fünfte Haus von der Jüden-Straße soll die Wiege des heiligen Marcelius gewesen sein, des neunten Bischofs von Paris. So verfällt Alles im Alter; der reine Jüngling trägt oft den Keim in sich, ein verworfener Greis zu werden, die Wohnung eines Heiligen wird zur Stätte des Lasters und der Schande. Aber es kommt der Erinnerung zu, Alles zu sichten, zu reinigen, neu zu beleben.

So sah ich im Geist, statt des unsaubern Pflasters, die Straße La Calandre bedeckt mit Blumen und Fenchel und duftendem Heu. Es waren die verräucherten geborstenen Mauern der Häuser nicht mehr, sondern weiße Behänge mit Blumen geschmückt, und Rosenblätter regneten auf die Menge hernieder, nicht auf Lumpensammler, Maurergesellen, trunkne Soldaten und liederliches Weibsvolk, sondern auf den ganzen Hofstaat Ludwig des Neunten, nach der heiligen Kapelle ziehend. Jene Procession war die große Gemeinschaft von Notre-Dame. Die Königin Blanka hatte sich darin, gleich allen ihren Frauen, in der Magdalenenkirche aufnehmen lassen, und die ganze Gemeinschaft, Herren, Frauen und Bürger, geleitete sie nun zurück zum Pallast.

Als ich in die Jüden-Straße kam, ließ mich mein

Zurücktreten in die Vergangenheit mindestens hier die Gegenwart segnen. Ich sah nicht mehr, wie sie Guillot von Paris, mein Führer, angetroffen haben mußte, Juden mit demüthiger Haltung, die Brust in gelben Stoff gehüllt, oder, nach Philipp des Schönen Befehl, mit Hörnern auf dem Hute. Jetzt schreiten Juden, Protestanten, Katholiken, Alle beim Gotteshause aufgerichteten Hauptes vorüber, im schönen Kleide, wie in Lumpen.

Ich hatte beschlossen, mich nur bei einem Hause des Klosters aufzuhalten, und schlug also die lange Straße der Marmousets ein. Man hätte mir, darauf wett' ich, die Stelle gezeigt, wo das Haus des furchtbaren Barbiers gestanden und seines Nachbars, des Pastetenbäckers. Im Jahr 1507 sah Dübreuil hier eine Pyramide zum Gedächtniß des großen Verbrechens, und vor Dübreuil war dieser Ort lange Zeit unbewohnt und öde, als ob die Erde, von unschuldigem Blute befleckt, immerdar erbeben müßte, als ob sie nicht mehr den Grundstein menschlicher Wohnungen empfangen könnte!

In diese Straße mündet sich das enge Gäßlein Glatigny, wo nach Guillot

Maignent dames au corps gent

(Damen mit reizendem Körper wohnen).

Es gab also in diesem Gäßlein, erbaut, wo Lutetia's Gefängnisse standen, nahe dem Kerker, welcher den

heiligen Dionys in Galliens erster Christenzeit umschloß, — in diesem Gäßlein gab es also im dreizehnten Jahrhundert Damen au corps gent, „die in ihren Körper verliebt sind.“ — Deren giebt es hier noch, im Januar 1832. Und seht, wie sich Traditionen, gut und schlecht, fortpflanzen, schlechte besonders! Ludwig der Heilige fühlte die Nothwendigkeit, der Ausschweifung ihre Stelle zu bezeichnen, wie man es dem Feuer thut und der Pest. Mit fünf oder sechs andern wurde das Gäßlein Glatigny zum val-d'amour (Liebesthal). Der heilige Ludwig ist todt, viele Geschlechter sind vorübergegangen — das val-d'amour besteht noch.

O wie ist unsre Sprache doch so arm! die erhabenste Leidenschaft, die reinste, geweihteste — der niedrigste, ausschweifendste, verworfenste Sinnenrausch, das Alles heißt mit demselben Namen: Liebe! Keine Nüance, kein Unterschied! Sprecht ihr von der Frau, die euch zuerst den Herzschlag beflügelt, die hohe Gedanken in euch erregt, die euch zum Maler, zum Tonkünstler, zum Dichter gemacht, so sagt ihr: ich liebe sie! Und fragt man euch nach einem Gericht Essen, nach der geringsten Leckerei: ich liebe es sehr! sagt ihr gleichfalls. Derselbe Ausdruck für Seele und Leib! O dürftige Sprache!

Weiter im Text. Eine ziemlich sonderbare Historie müßte die eines Hauses im Gäßlein Glatigny geben, wie die verliebten Dämchen, welche im dreizehnten Jahrhundert ohne Zweifel das waren, was in unsern

Tagen die Eleganten vom Boulevart des Italiens, wie sie herabgesunken sind zu der Niedrigkeit, in welcher sie jetzt zu schauen. Das würde Annalen der Cité aus einem andern Gesichtspunkte geben, eine Chronik, welche in ihrer Sphäre so gut, wie andre, das Bild des Verfalls unserer Stadt zeigte. Aber, um bis zur Quelle aufzusteigen, welcher Sumpf wäre zu durchwaten! Besser, ich gehe nach dem Kloster.

Wie kann man aber da vorüberschreiten, wo Saint-Landry gestanden, ohne die Häuser zu bemerken, welche diese Kirche ersetzt haben! Ich habe sie abtragen sehen. Und doch wurde von hier der Leichnam der Königin Isabeau des Nachts durch einen einzigen Schiffer abgeholt, der ihn schnöderweise nach Saint-Denis brachte. Da fällt eine Erinnerung in den Staub! sagt' ich damals, und die Kirche Sanct Benedicts fiel mir ein, welche man in eine Halle für Vaudevilles und Melodramen verwandelt. Nun wird man trillern, man wird klatschen und zischen, man wird gemeine Coulissenränke schmieden, wo man sonst das Kindlein hintrug, dem die Religion nach und nach das geweihte Oel, die Hostie, den Trauring gab und endlich die Grabeserde. An der Pforte von Saint-Landry erhob sich auch eine der beiden Gerichtsstaffeln der Herren von Notre-Dame. Priester hatten eine Galgenleiter, ein Hochgericht! Priester waren Obergerichtsherren! Priester pfuschten dem Henker ins Handwerk! In dieser Zusammenstellung liegt die ganze Ge-

schichte des Falles ihrer Religion — mögen sie nun darum trauern!

In solches Sinnen vertieft, schaute ich zur Rechten, und meine Betrachtungen spannen sich nicht minder bitter fort, als ich die Kirche Saint-Pierre-aux-Boeufs sah, welche zum Speicher für Lumpenballen geworden, für alte Bretter, abgenutzte Wagen und Trümmer aller Art. Durch den dichten Staub, der daraus aufstieg, zog die Sonne einen lichten Streif, wie ihn die Maler bilden, um das Nahen eines Engels zu verkünden, und die düstre, unsaubre Kapelle war ganz davon erleuchtet.

Seltsam ist es zu bemerken, daß im dreizehnten Jahrhundert Guillot in der Straße Saint-Pierre-aux-Boeufs gesehen

Durch eines Kastens Gitter
Die Vögelein mit kurzem Fuß,
Am Meeresstrand gefangen.

So war damals diese Straße lebhaft und volkreich genug und hinlänglich in der Mode, um dort eine Curiosität auszustellen, welche vom Meeresstrand kam, wie man es in unsern Tagen im Palais-Royal thun würde oder auf dem Börsenplatz; und heut ist die Straße Saint-Pierre-aux-Boeufs nur darum noch ein wenig besucht, weil sie Diejenigen aus der Stadt nach der Kathedrale führt, welche über die Brücke von Arcole gehen.

Neben der Straße Cocatrix, wo Geoffrey Cocatrix, Mundschenk Philipp des Schönen, wohnte, ist ein Pförtlein, welches gewölbt auf einen Hof führt, der ganz mit Schimmel und Moos bezogen. Ihr glaubt, es müsse ein Richter auf seinem Maulthier daraus hervorgehen oder eine Edelfrau auf dem Tragsessel, um sich zum Parlament oder zum Hochamt zu begeben.

Und lustwandelt nur in der Cité an einem hohen Festtage, wenn die Orgel der Kathedrale und die Glocken zugleich dröhnen und klingen, da wird euch die Erinnerung noch lebendiger werden. Diese Häuser, so alt, daß ihre versunkenen Mauern über die Thüren herüber biegen, gleichwie ein Greis, unter der Last gebeugt, sich auf seine Kniee stützt, welche nach vorn wanken, — diese Häuser haben seit manchem Jahrhundert den Glockenhall von zwanzig Thürmen vernommen, denn neunzehn Kapellen und Pfarrkirchen drängten sich um Notre-Dame, und wenn all' diese ehernen Stimmen zu den Wolken stiegen in ernster Melodie und herniedersanken über die Dächer in die engen Straßen, wo sie sich drängten und entfalteten, wie in einem Orgelwerke, bald hell, bald dumpf erschallend, so bildeten die Klänge, welche Anfangs verwirrt schienen, die vollkommenste Harmonie. So entsteht aus dem Blick und dem Lächeln, aus der Sprache und der Leibes- und Seelen-Anmuth ein wunderherrliches Ganze, die Schönheit. Aller Blumen vereinter Duft bildet das köstlichste Arom.

Mit mir selbst also verkehrend, war ich in die Straße Chanoinesse gekommen. Hier fängt man an, sich in einem andern Lande zu fühlen. Man ist in dem alten Kloster Notre-Dame, und es herrscht hier wahrlich auch der Frieden und die Stille des Klosters. In allen Bezirken, die ich eben gesehen, regt sich noch die Stadt und ihr Getöse; aber je mehr man sich der Kirche nähert, desto mehr beruhigt sich Alles. Wem sollte es in der Straße Chanoinesse oder Massillon einfallen, daß die Empörung um die Deputirtenkammer und auf den Boulewards gährt, wenn nicht der Apell wäre; und noch schlägt man ihn in diesen öden Straßen, aus denen man Sonntags nur alte Chorherren kommen sieht, welche gekrümmt, mit zitternden Häuptern nach ihren Chor-Stühlen schleichen?

Ich blieb in dieser Straße stehen, um einer herrlichen Stimme zuzuhören; vor Zeiten wäre es die Stimme eines Chorknaben gewesen, aus der Singschule hervortönend: gestern war es eine melodisch reine, frische Stimme, leicht aufsteigend von Note zu Note, mit gleicher Anmuth niedergleitend die Stufen der Tonleiter und wieder hinauf, hinunter, wie eine Nachtigall oder Mademoiselle Sontag. Da zeigt sich recht, sprach ich bei mir selbst, der Unterschied beider Epochen. Vor einem Paar Jahrhunderten übte man hier im Kloster den Gesang nur für die Kirche, für Gott; heut aber gilt es dem Theater, dem Publikum. Ja, es war ein junges Mäd-

Mädchen, schön, groß, wohlgebaut; ich sah das Alles beim Zuhören. Sie will zur Oper oder zu den Italienern; dort wird ihr Debût beklascht werden, und die Kunstliebhaber möchten wohl nicht denken, daß diese süße, klangreiche Stimme in der Straße der Marmousets, an der Ecke der Straße der Chantres, sich so geschmeidig und sammtweich ausgebildet habe.

Die Straße der Chantres ist die letzte des alten Klosters, welche stehen geblieben. Dort schritt ich einsam, und suchte immer noch mein Haus, welches ich schildern wollte. Da las ich an der Ecke der Rue Basse-des-Ursins und des Quais über einer Thür die folgenden zwei Dutzend Sylben, welche man vor Zeiten Verse nannte:

Hier wohnten Abeilard dereinst und Helois;
Wo ist ein Liebespaar, so treu und hold wie dies?!
1118.

1118! Heloise, Abeilard! diese Jahrzahl, diese Namen, mußten sie mich nicht, frag' ich, tief in die Vergangenheit zurückwerfen? Ich beschloß, das Haus zu besehen und die dunkle Treppe mit der breiten Balustrade von Eichenholz hinaufzusteigen; ich ging in mehrere Gemächer, natürlich auch in das, wo Abeilard gewohnt, wie man mir sagte; ich glaubte es gern. Zum Unglück für die Illusion war das alte Haus frisch überkalkt, und das Steinmedaillon, welches die beiden Liebenden vor-

stellte, durch einen schnöden grünen Grund beschimpft. Doch was thut's! Kalk und Mörtel und Färbung, das Alles verschwindet dem Auge der Phantasie; überdem wird man mindestens durch eine niedre Pforte mit Kreuzbogen wirklich in das Mittelalter geführt. Diese Pforte ging zum Hause des Kanonikus Fulbert, und Abeilard durchschritt sie jeden Tag, wenn er in den Schulen von Paris Vortrag gehalten. Glaubt ihr ihn nicht noch zu sehen, wie er dort naht, von seinen Schülern begleitet? Morgens eilf Uhr kam er nach Hause zum Essen, dann ging er in Heloisens Kloset, um ihr die Schrift und die Kirchenväter zu erklären.

Ich wette, in jenem Thürmchen, das wie ein Nest in den Hof hinaushängt, hat Heloise den Unterricht von Abeilard empfangen, oft auch des Nachts, wie am Tage. Um sich ihre gänzliche Abgeschiedenheit recht vorzustellen, so denke man sich nur eine Nacht des zwölften Jahrhunderts, wo sich Jedermann seit acht Uhr niedergelegt hat, wo kein Wagengerassel zu hören ist und der Kanonikus Fulbert mit all' seinen Dienern fest schläft. In jenem leichten Thürmchen saßen sie dann beim Licht einer schwachen Lampe und sprachen über Theologie und Scholastik; oft aber standen sie auf und bewunderten die Schönheit des Sternhimmels, den Mond, der so still über die schlafende Stadt hinzog, und wenn sie wieder zur Arbeit zurückkehrten, war es mit dem Gefühl, daß sie so allein wären, daß sie Nichts stören würde, daß sie

mit Lust die Wissenschaft umfassen könnten; aber — ein schöner, wohlgebauter Mann von neunundreißig Jahren, in stiller Nacht neben einem jungen reizenden Mädchen von siebenzehen, mag wohl eine ungewöhnlich sanftschmeichelnde Stimme haben, selbst wenn er von Scholastik und Theologie spricht.

Liebe zu Gott bleibt immer Liebe, und Heloisens Herz schlug höher, wenn sie die Erläuterungen vernahm, die erst nur gelehrt waren und dann zärtlich wurden. „Wir schlugen unsre Bücher auf," schrieb Abelard an seinen Freund, „aber wir hatten mehr Worte der Liebe, als wir sie lasen, mehr Küsse denn Lehrsätze." Dante erinnerte sich dieser anziehenden Umstände, als er den letzten Kuß der Francesca von Rimini schilderte, den Kuß, bei dem das verführerische Buch herabfiel, und selbst dieses Buch, wovon Dante spricht, erzählte die profane Liebe des Lancelot und der schönen Ginevra; — aber dort im kleinen Thürmchen schlich ihnen die Liebe ins Herz durch fromme Spitzfindigkeiten und mystische Fragen: mußte diese klostergeborne Liebe nicht tief sein, wie die glühendste Andacht? Welche Wollust in diesen Studien! Der junge Lehrer war doch sehr anmaßend, sich stark genug zu dünken, ein kalter Rhetor zu bleiben, wenn er um Mitternacht neben dem leidenschaftlichen Mädchen saß, dem die Seele ganz in höchster Andacht zerfloß. Ich begreife den Muth des Kriegers, der vor hundert Kanonen nicht

erbleicht, auch den Muth des Richters, der streng aller Bestechung widersteht: aber den Muth des überglücklichen Robert d'Arbrissel, den könnte ich an Abeilard's Stelle nur nach Fulbert's Rache begreifen.

Bis dahin war ich in meinen Träumen, meinen Rückerinnerungen gekommen, als ich über der Thür las: Institut für junge Fräulein. Dies sonderbare Zusammentreffen führte mich plötzlich in unsre Tage zurück, und ich bedachte, daß ich manche Heloise aus der Pension kenne, die nach einem glücklichen Abeilard seufzt.

Und als dies Haus des Kanonikus Fulbert zum Besten der Kirche eingezogen wurde, was geschah mit ihm?

Die Kirche setzte den Groß-Pönitentiarius hinein; ohne Zweifel wollte sie durch die Gegenwart des strengen Mannes, der die eingefleischte Buße vorstellte, diesen Ort reinigen, weil er entweiht worden durch irdische Liebe und später gar befleckt durch Verbrechen.

Dann kam ein Laie, der wegen seines heiligen Lebenswandels das Recht erhielt, im Kloster zu wohnen. Er war von der frommen Gemeinschaft der Matutiner, confratria surgentium ad matutinas. Sobald Mitternacht geschlagen, sah man im Thürmchen sich eine Lampe entzünden. Dann stieg Jener, mit seiner Leuchte in der Hand, zur Kirche nieder, die Nacht mochte noch so finster, noch so eisig sein. Endlich starb er in einer Nacht auf dem Chor, und, wie man sich wohl denken kann, im Geruche der Heiligkeit.

Nach ihm folgte ein Matutiner Schreiber von Notredame, hierauf ein reicher Bürger, der die Wallfahrt nach Jerusalem gemacht: er war es, der, als er eines Tages sah, wie die armen Schüler vom Collegio der Achtzehen die Leichname der Abgeschiedenen an der Pforte des Hôtel-Dieu mit Weihwasser begossen, davon gerührt, dem Collegio, welches von Almosen lebte, fünf und zwanzig Livres Einkünfte schenkte. Dieser gottselige Mann beherbergte in zwei Kammern des Oberstocks Thomas Quentin und Adrian Duval, Beides Reiter von der Schaarwache, fromme Männer von vernünftigem Wandel, was selten ist unter ihres Gleichen. Sie wurden Beide in der Straße de la Vieille-Draperie von jungen Edelleuten im Rausch erschlagen, und der andächtige Pilgrim stiftete ihretwegen das „Kirchengebet für die Schaarwache," welches man jeden Abend zu Saint-Barthelemy absang.

Endlich 1330 wohnte in dem kleinen Thürmchen der Unterkantor und über ihm ein junges Mädchen, das sich über den Verlust des verlobten Freundes tröstete, indem es sich Dem hingab, den man ewig lieben kann, ohne Furcht, ihn je zu verlieren. Alle Morgen ging sie zur Kathedrale, mit ihrem Schemel in der Hand, um während des Gottesdienstes sitzen zu können, und dort blieb sie bis zum Abend. Sie fastete genau und sogar mit ausnehmender Strenge. Da sie keinen Beichtvater hatte, der sie züchtigte, war sie in die Gemeinschaft der Fla-

gellanten getreten, welche in der heiligen Kreuzkirche gegründet, „wo man oft mit Hieben Blut läßt,“ sagt Guillot von Paris.

Sie stand an der Spitze der jungen Mädchen, welche in der grimmigsten Kälte eines strengen Winters eine große Procession von Flagellanten bildeten. Um des Himmels Gnade zu erflehen, schritten Jünglinge und Mädchen nackt einher, eine Kerze in der einen Hand, in der andern eine Geißel, womit sie sich nach Herzenslust zerschlugen. Unsre Fromme wurde mit den furchtbarsten Geißelhieben bedient von des Unterkantors Neffen, der mit ihr in einem Hause wohnte und im Verdacht zärtlicher Gefühle für sie stand.

Drei Jahre hatte sie so streng in steter Trauer um ihren Verlobten zugebracht, als sie eines Tags niederkam. Ja, nicht anders! Man trug das Kind nach la Couche, der Wiege der Findlinge, in der Straße der Bateaux, nahe dem For-l'Evêque. Des Unterkantors Neffe, der Flagellant, wurde beschuldigt, er leugnete nicht; das geistliche Gericht verurtheilte ihn, die Fromme zu heirathen, und die Trauung geschah, nach gerichtlichem Erkenntniß, mit einem Strohringe, den ihnen der Pfarrer von Sainte-Marine an die Finger steckte.

Armes Kirchlein Sainte-Marine! Es ist gegenwärtig die Werkstatt eines Färbers. Was ist aus den Gebeinen Jean Hurault's geworden, des Präsidenten des Obersteuer-Collegii, der hier 1505 mit seiner Ehefrau, Guillette

von Gueteville beerdigt ward? Wo ist die Asche Franz Miron's, des Unterrichters? Man wird sie in alle Winde gestreut haben. Diese frommen Gemeindeglieder, welche auch im Tode ihrer Kirche treu bleiben wollten, daß ihre Hülle im Duft desselben Weihrauchs läge, den sie lebend geathmet, man wird sie weggesetzt haben, um den großen Farbekübeln Platz zu machen, die nun dick und stinkend dampfen, wo sich sonst der milde Weihrauch leicht wölkte.

In Folge des besagten Skandals, der sich 1334 im Kloster zutrug, verordnete das Kapitel von Notre-Dame, daß hinführo kein Frauenzimmer daselbst wohnen dürfe, es möge alt sein oder jung, Herrin, Schaffnerin oder Verwandte, dieweil das Kloster ein heiliger, Gott geweihter Ort sei.

Solchergestalt wurde der Schöpfung Meisterstück, das Weib, aus einem Gott geweihten Orte verbannt, und gleichwohl ist in einem Weibe der Zauber, die Anmuth, die Seele unsrer Religion vereinigt; im Himmel thront ein Weib, und viele Christen sind es nur durch Maria's Herrschermilde.

Weshalb sollte ich nun fortfahren? Ich könnte höchstens hinzusetzen, daß ein Bilderausmaler gelebt hat, wo jetzt ein Kupferdrucker wohnt. Hier verstrichen ihm die Tage, indem sein feiner Pinsel, mit Gold getränkt und Karmin und dem unauslöschlichen Azur des vierzehnten Jahrhunderts, Blumenzierrathen um das Pergament der

Meßbücher verzweigte, wie der Glasmaler die hohen Bogenfenster mit seinen Schildereien aus buntem Glase gleichsam stickte. Beide Künste sind verloren gegangen. Die Buchdruckerkunst hat die eine vernichtet, die andre, glaube ich, ist gesunken mit dem religiösen Gefühl. In den Tagen, wo man, sich dem Glauben hingebend, nur tiefe Zurückgezogenheit begehrte, um seine Gedanken zu sammeln, da liebte man das Dunkel der Bogenfenster, ihr erhabenes Halblicht; aber seit man die Mysterien zu erklären getrachtet, die Dogmen zu kommentiren und überhaupt in der Kirche hellzusehn, seitdem läßt das weiße Glas Lichtströme in das Schiff, wie zu den Seitenaltären, und die altersgrauen Wände hat man gar überkalkt.

Kurz, das Zimmer, welches Abeilard besessen haben soll, ist jetzt eine Niederlage von alter Leinwand und den Fellen der Kaninchen, welche ihre lustigen Bergesgehege verlassen, um in Paris gespeist zu werden. Einige Steinmetzer schlafen hart in dem Zimmer, wo sich sonst reiche Domherren in die Daunen versenkten. Das Fenster, wo Heloise nach der Rückkehr ihres Lehrers spähte, ist mit einem Reifen geziert, wo die Hemden und Kleider hängen, wie sie aus der Hand der Bleicherin gekommen. Das Gemach, in welchem das unglückliche Liebespaar den Wissenschaften obgelegen, gehört, ach! zu einer Klasse junger Mädchen. — Unweit Heloisens Hause ist einem Manne durch eine Kugel vom Greve-

platz im Juli 1830 das Bein zerschmettert worden. — So ist es denn sonach völlig modern.

Ihr aber, denen dieser Bericht die Lust erweckt, unsre Cité zu sehen, beeilt Euch! Sie verschwindet von Tag zu Tag mehr. Die krummen Gassen werden bald breiten, geraden Straßen weichen, und man muß es sogar wünschen, wenn man weiß, wie viel ansteckende Krankheiten, Pest und hitzige Fieber, die alte Stadt entvölkert haben, wenn man schaudernd bedenkt, mit welcher Leichtigkeit in dieser dumpfig schweren Luft die Cholera ihren ungeheuern schwarzen Fittig ausstrecken und regen würde.

Ernst Fouinet.

Die Sühndenkmäler.

Es war unlängst. Ich wandelte planlos, wie ich zu thun pflege, mit hochwichtigen Fragen über das Treiben des Lebens beschäftigt, als: das wunderbare Geheimniß, zu wissen, wie sich eine grüne und gelbe Raupe in einen rothen und blauen Schmetterling verwandelt, oder: durch welchen noch zeitgemäßern Kunstgriff der gestiefelte Kater mit dem Oger hätte fertig werden können. Noch war ich nicht weiter als gewöhnlich mit diesen schwer zu lösenden Fragen, bei denen ich dummer Weise alt geworden, wie Aristoteles, Bacon, Leibnitz und wer weiß, was sonst noch für Träumer, als ich durch ein unerwartetes Begegniß aus meinen Betrachtungen gezogen wurde. Nicht daß der Mensch, der mich störte, gerade auf mich zu gekommen wäre, wie so mancher überlästige Bekannte, dem unmöglich auszuweichen, wenn man nicht an den Kreis, dessen Durch=

messer er daherschreitet, unartiger Weise eine Tangente legt und rittlings auf ihr davongeht, ohne sich umzusehen. Im Gegentheil, er kehrte mir grades Wegs den Rücken zu und schien gar nicht geneigt, sich der Unbeweglichkeit zu entreißen, in der ich ihn überraschte, so daß er von weitem mit seinem Linealwuchs einer langen Trauersäule glich auf einem Grabeshügel. Diese Aehnlichkeit, die man wahrscheinlich etwas gezwungen finden wird, wäre jedoch der prosaischsten Seele aufgefallen, die man sich nur denken kann, — einem Mitarbeiter des Musenalmanachs, einem Gelegenheitsdichter, einem Tragiker des Instituts — wenn er besagten Menschen in der seltsamen Stellung bemerkt hätte, wie er meinem Vergleichssinn auffiel. Er weilte in gleicher Entfernung von zwei Sühndenkmälern, deren eins man eben zerstört, das andre eben begonnen hatte, und wenn ihr euch seine schmale, senkrechte Projection gegen das Zenith vergegenwärtigt (was unfehlbar ist, wenn ihr ihn auch nur einmal gesehen), so wißt ihr, daß Nichts mehr dazu geeignet ist, die Phantasie an eine kleine gothische Säule zu erinnern.

Ich trat zu ihm, ohne bemerkt zu werden, und ihn leicht mit dem Unterarm umschlingend, indem ich die Hand über seine Schulter herniedergleiten ließ, deren jäher Abfall kaum den Gedanken an einen gerundeten Vorsprung zuläßt, sagte ich freundlich (denn seine wunderliche Geistesrichtung, fast so paradox, wie sein Kör-

perbau, hat mich nie gehindert, ihn ein wenig zu lieben): „Nun, theuerster Maxime," sagt' ich, „das sind doch wohl Arbeiten, deren Gegenstand Ihrer empfindsam träumenden Menschenliebe gefallen muß. Ehre den Gesellschaften, welche die Vergangenheit durch feierliche Denkmäler versöhnen! denn sie fangen an, die unausbleiblichen Folgen politischer Gewaltthätigkeit zu begreifen — und wenn es in der Logik eine sehr vernünftige Induktion giebt, so ist es die, daß man hoffen darf: von Sühne zu Sühne werden endlich die Völker dahin kommen, der Sühne gar nicht mehr nöthig zu haben."

Maxime wandte sich zu mir, sammelte sich einen Augenblick und ließ sich auf einen Stein nieder (ich weiß nicht, gehörte er dem zerstörten oder begonnenen Werke, es war ziemlich schwer zu unterscheiden). Ich setzte mich gleichfalls ihm zur Seite, denn ich wußte, wenn er anfing zu reden, sprach er sehr lange, besonders wenn ihn der Zufall auf seine liebste Redefigur brachte, das Herzählen von Dingen, was auch, unter uns, die bequemste Art ist, ein Buch zu dehnen. Nun hat aber der arme Maxime auch Bücher gemacht, wie alle Welt, aber er rühmt sich ihrer nicht.

Sobald sich Maxime gesetzt, begann er: „Wenn es in dem, was uns von unsrer alten gesellschaftlichen Organisation geblieben ist, zwei interessante Gegenstände der Betrachtung giebt, so sind es die Monumente und

die Sühnungen. Monumente sind der letzte Ruhm der Völker, die Sühnung ihre letzte Tugend.

Ei, mein Gott, ich tadle es nicht, daß ihr in Paris zwei, drei, zehn Denkmäler zur Sühne errichtet. Alle Blutstropfen, die ihr damit zurückzukaufen trachtet, haben schwer auf meinem Herzen gelegen. — Hört mich aber nur an, wenn ihr meiner Aufrichtigkeit traut!

Schonet der Sühndenkmäler, welche vorhanden sind, weil es Monumente bleiben, und kein Schaden dabei ist, daß der Geschichte auch die Buße einige Denkmale unter denen der Schmeichelei und des Sklavensinnes übrig lasse, damit sich darin zeige, wie auch selbst in den verworfensten Zeiten die Gerechtigkeit ein Heiligthum im Menschenherzen behalten habe.

Der moralische Instinkt, der euch belebt, hat euch glücklicher Weise während der ersten Tage der jetzigen Revolution in dieser Hinsicht geleitet, und Nichts konnte euern Sieg mehr verherrlichen. In euerm Zorn habt ihr das Denkmal auf dem Magdalenenkirchhof geachtet, das von so hohem königlichen Mißgeschick Zeugniß giebt, auch das Denkmal auf dem Opferplatz und das auf jenem andern Platze, wo Louvel's Dolch ein letztes Opfer dahin raffte. Ihr fühltet, die Sühne sei eine Gotteshandlung, durch die Unverletzlichkeit des Gewissens beschützt, und ihr hieltet inne vor ihr mit der frommen Furcht, wie sie von heiligen Dingen eingeflößt wird. Das war gut, ich wiederhole es, und jene Monumente

werden davon ein Zeugniß mehr auf die Nachwelt bringen. Sie werden beweisen, daß auch 1830 im Aufbrausen der ungezügeltsten Leidenschaften noch einiges Gefühl des Mitleids mit dem Unglück, der Ehrfurcht für die Todten geblieben.

Aber vollendet auch kein Sühndenkmal und kümmert euch nicht um die Trümmer derer, die ihr unvollendet gelassen. Sie werden, aus eurer Revolutionszeit stammend, lauter zur Zukunft reden, als alle Monumente.

Verzichtet auf eure Buße und auf eure Sühndenkmäler, und baut keine mehr; ihr hättet zu viel zu thun.

Die Sühne, seht ihr, war die Pflicht einer neuen Generation gegen die vorangegangene, in einer Nation, die noch jung und rein war: denn keine Generation ist ohne Verbrechen über die Erde gewandelt seit Adam. Bei einer civilisirten Nation, um mich eurer stattlichen Redensarten zu bedienen, würde alle Jahr eine Sühne nöthig sein, alle Monat, alle Tage, nach dem Grade ihrer Vervollkommnung. — Bei euch ist die Sühne ein abscheuwerther Hohn, eine That der Heuchelei oder der Dummheit, über die man sich die Brust zerfleischen möchte vor Scham und Verzweiflung.

Wißt ihr eine Uhr, deren Zeiger die Minuten so langsam angiebt, daß ihr Zeit hättet, all' euren grausen Jahrstagen eine Feier zu weihen?

Wißt ihr einen unerschöpflichen Steinbruch, der

euch die Grabmonumente liefern könnte für Alle, welche durch eure Verirrung, durch euern Unsinn, durch eure Leidenschaften gestorben?

Und wer verlangt Sühne, ich bitt' euch? Sühne von euch? die ihr eine lebendige Sühne seid, lehrreicher als Marmor, sprechender als jede Inschrift?

Sühne in Paris? Und ihr tretet auf kein Sandkorn, das nicht eine Sühne zu fordern hätte, wenn es schreien könnte! Ihr athmet kein Atom, das nicht gelebt und gedacht hätte, als Theil eines beseelten Leibes, den die Ungerechtigkeit eurer Blutgesetze verstümmelt, zermalmt, vernichtet! Wenn der Schmutz eurer Sohlen auf einen Stein des Pariser Pflasters trifft, so befleckt er edles Blut. Wenn ihr einen Block dahinrollt zu eines Halbgotts Sühndenkmal, hütet euch! ihr zermalmt vollends das Haupt des Opfers! Nicht eine eurer Sühnen, welche nicht irgend einer Asche Entweihung brächte!

Und dann: altern wohl die ernsthaftesten Gedanken sattsam in eurem Kinder-Enthusiasmus, daß sie euch Muße ließen, etwas zu sühnen? Ich habe euch gesehen, verzeih' mir's Gott! wie ihr die Buße des vorigen Tages wieder abgebüßt. Ich habe euch gesehen als gefühllose Zeugen und ohnmächtige Vergelter aller Verbrechen, wie ihr in leeren Formen alles Unheil gesühnt, das ihr ohne Murren geduldet, wie ihr Leichensteine errichtet habt auf allen Gräbern, die ihr selbst mit ausgehöhlt.

Nur eine Schmach kenne ich jedoch, die euch noch nicht eingefallen ist, öffentlich zur Belehrung künftiger Geschlechter zu sühnen: das ist die, welche eure politische Moral seit so langer Zeit der Vernunft und der Menschheit zugefügt.

Schön anzusehen müßt' es wahrhaftig sein, wenn im alten Paris überall ein Sühndenkmal stände, wo dem schuldlos Ermordeten eine Sühne gebührte. Wolltet ihr aber den Todten diese gerechte Vergeltung zukommen lassen, Pariser: wo würdet ihr, frag' ich, die Lebenden beherbergen?

Jedem Verbrechen eine Sühne! Ich fordre euch heraus dazu! Wenn man seit Jahrhunderten Namen, Mauern und Einwohnerschaft von Paris den Boden belasten läßt, so muß man sich bescheiden, der Nemesis gegenüber, Bankerott zu machen. Man muß insolvent sterben.

Denkt doch einen Augenblick nach. Schließt eure Rechnung ab, vergütigt euer Wüthen, bringt die Bilanz von Gewaltthat und Sühne in Ordnung. Laßt sehen, was sich für Blut mit Bauplänen, mit dem Tagewerke der Maurer bezahlen läßt.

Ein Sühndenkmal im Louvre für die Bluthochzeit!
Ein Sühndenkmal in den Tuilerieen für den 10. August!
Ein Sühndenkmal im Luxemburg für den 7. December!
Ein Sühndenkmal auf dem Vorplatz von Notre-Dame für so viel frevelhafte Buße, der Unschuld auferlegt!

Ein Sühndenkmal in der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois für ihre mörderische Sturmglocke!

Ein zweites zu Saint-Germain-l'Auxerrois für die Entweihung ihres Allerheiligsten.

Ein Sühndenkmal an der Stelle, wo die Thürme des Tempels ragten!

Ein Sühndenkmal an den Thürmen der Conciergerie!

Sühndenkmäler vor der Abtei, vor dem Chatelet, vor la Force, vor der Salpetrière, vor Bicêtre, vor allen Gefängnissen von Paris, für die nie zu sühnenden Frevel des Septembers!

Jedem Leichnam ein Sühndenkmal! Reißt nieder ringsum! Vergrößert das Weichbild! Schafft Raum!

Ein Sühndenkmal an der Baustelle der Reitbahn, wo die Proskription von einer Million Franzosen ausgesprochen wurde!

Ein Sühndenkmal bei den Jacobinern, wo Marat zum Gott gemacht wurde!

Ein Sühndenkmal an des Stadthauses Schwelle für Foulon und Berthier!

Ein Sühndenkmal im Opernhause für den großherzigen Berry, dessen Tod von mehr Tugend strahlte, als alle Apotheosen des Alterthums!

Ein Sühndenkmal am Wall des Pont-neuf für Jacob von Molay!

Ein Sühndenkmal hinter dem alten Collegio Sanct Antonii für den Scheiterhaufen der Tempelherren!

Ein Sühndenkmal am Galgen von Montfaucon für Enguerrand von Marigny!

Ein Sühndenkmal für Jacob von Armagnac, das Haupt der Ligue für das öffentliche Wohl, mitten auf dem Platze der Hallen, wo er seine armen Kinder in ihren weißlinnenen Gewändern mit seinem Blut überströmte!

Ein Sühndenkmal in der Straße Culture-Sainte Catherine, wo unter Mörderstreichen der tapfre Olivier von Clisson erlag, euer Schild gegen England!

Ein Sühndenkmal in der Straße Barbette für den Herzog von Orleans, die Brustwehr eures verfallenen Reiches und des Königskindes gegen Burgunds wilden Ehrgeiz!

Ein Sühndenkmal unter dem Fenster der Schule von Presles für den großen Ramus, den Wiederhersteller eurer grammatischen Wissenschaften und eurer philosophischen Doktrinen!

Ein Sühndenkmal in der Straße Bètisy in jenem Hause links von der Münzstraße, aus dem der erschlagene Coligny unter das Volk wie eine Beute geworfen wurde durch den Böhmen Dianowitz und den Sienneser Petrucci.

Ein Sühndenkmal, wenn's euch beliebt, in der Straße de la Feronnerie für einen Bearner Krieger, der sich Heinrich der Vierte nannte!

Ein Sühndenkmal im Pallast für den Präsidenten Brisson!

Noch eins im Pallast, ein heiliges, ein glücklicher Weise noch unentweihtes für Malesherbes!

Ein Sühndenkmal auf dem Marsfelde für die Petitionair=Empörung, welche dort das Kriegsgesetz niederschmetterte!

Ein Sühndenkmal für Bailly, der den hohen Muth hatte, dasselbe im Interesse des Vaterlandes durchzusetzen — denn die Vertheilung der Denkmäler muß auf beiden Seiten unpartheiisch sein, um der Geschichte würdig zu werden!

Ein Sühndenkmal in der Ebene von Grenelle für die Vertheidiger der Monarchie und für die der Freiheit, welche aufrichtig glaubten, eine und dieselbe Sache zu verfechten!

Ein Sühndenkmal auf dem Greveplatz für alle Unglücklichen, welche dort als unschuldige Opfer getäuschter Justiz gefallen, wie Lesurque, oder als fromme Zeugen für Glauben und Gefühl, seit Anna Dubourg und Geoffroy Vallée bis zu den Patrioten von 1815 und den Sergeanten von La Rochelle!

Ein Sühndenkmal auf dem Platz Ludwig XV. Die Präfektur der Seine hat ihm Verzierungen versprochen. Wir könnten sie vermehren, wie die Steine von Carnac, und Nichts würde uns hindern, einige derselben bis zur Höhe der großen Pyramide zu treiben, wenn das Budget

einmal hinreichte, den Tribut der Nation abzutragen, alle Sühne von ganz Paris!

Ein Sühndenkmal an der Barrière du Trône, auf dem Rundtheil, wo das Schaffot für die heilige Elisabeth Capet stand, welche gern vor Gott eure Sühne auf sich laden würde!

Ein Sühndenkmal am Thor von Nêle! Ein Sühndenkmal am Kreuz von Traboir! Ein Sühndenkmal in den Gräben der Bastille! Ein Sühndenkmal am Pallastgitter!

Ein Sühndenkmal überall, wo ungerechtes Blut geflossen nach Belieben der legitimen Könige, wie der Könige des Volks!

Ein Sühndenkmal überall, wo der Gerichtskarren hinrollte mit den geduldigen Schlachtopfern des Fanatismus und der Partheienwuth!

Und das ist noch nicht Alles!

Ein Sühndenkmal unter der Mansarde in der Straße Platrière, wo Jean Jacques Rousseau, von seinen Zeitgenossen verachtet, Noten abschrieb, um sein Leben zu fristen!

Ein Sühndenkmal in dem Hospitale, wo Gilbert gestorben!

Ein Sühndenkmal an dem Eckstein, wo Malfilâtre gebettelt!

Ein Sühndenkmal überall, wo das Genie, verkannt, verstoßen, verfehmt, eine Thräne des Unwillens und

des Grams zur Erde fallen ließ, welche Rache gegen euch ruft!

Ein Sühndenkmal in allen Straßen! vor allen Thoren! Ein Sühndenkmal alle Monat', alle Wochen, alle Tage!

Sühndenkmäler dem Königthume, der Republik, dem Consulate, dem Kaiserreich und der Restauration! Sühndenkmäler den Katholiken, den Protestanten, den Philosophen, den Schwärmern, den Politikern, den Liguisten, den Aristokraten, den Patrioten, den Föderalisten, den Jacobinern, den Emigranten, den Chouans, den Bonapartisten, den Carbonari und Jedem, der mit seinem Blute, euern Gelüsten und Leidenschaften nach, das heilige Recht erkaufte, zu denken, zu reden, zu schreiben!

Sühndenkmäler für euer Blut! Sühndenkmäler für das unsrige! War das unsrige Wasser?

Und dann werdet ihr sein, was ihr über ein Kleines sein sollt: die Stadt der Sühnung!

Und ihr habt nicht noth, so viel Aufwand zu machen, um dies Geschick zu erfüllen, denn der Name, nach dem ihr strebt, ein unsichtbarer Finger wird ihn bald auf eure Trümmer schreiben.

Und man wird erkennen, wenn euer Urtheil ganz vollzogen, warum ihr gerade vorzugsweise bestimmt seid zum ewigen Sinnbild der Sühnungsfeier; denn nicht das Forum, nicht das Kapitol und der tarpejische Fels haben je so von Blute getrieft, wie eure öffentlichen

Plätze an den zahlreichen Tagen eurer Geschichte, welche mit ihren Schandthaten Rom freigesprochen und Babylon!

Schicket euch nur an zu einer allgemeinen Sühnung, in der sich die einzelnen alle verschmelzen, und so ihr keinen Glauben mehr habt an den Gott eurer Väter, so bedenkt euch nicht, den Altar der Römischen Eintracht zu errichten. Dort umfaßt euch, wenn euch noch so viel Menschengefühl geblieben, euch einer gegenseitigen Verzeihung würdig zu finden, und vernichtet auf ewig am Steine der Reinigung den Galgenstrang und das Beil der Guillotine. Nur um diesen Preis mögt ihr etwa sühnen in den Augen der Nachwelt!"

Maxime stand auf, als er diese Worte gesprochen, und entfernte sich, ohne sich viel um mich zu kümmern. Auch ich stand auf. Die Sonne war im Untergehen, ich eilte also, mein Kämmerlein zu erreichen, und als ich ankam, schrieb ich sorgfältig nieder, was mir Jener gesagt, ehe ich mir noch Zeit genommen, zu bedenken, ob es sich auch der Mühe verlohnte. Gott weiß, ob man es nicht gar drucken wird!

Carl Nodier.

Kirche, Gotteshaus und Synagoge.

Was kümmern Namen denn, wie wir zu ihm uns kehren?
Jed' Opfer nimmt er an, doch keines kann ihn ehren.

Voltaire.

Ich glaube nicht, daß es in Paris eine liebenswürdigere, innigere, glücklichere Familie giebt, als die Familie von Arcis. Diese an sich selbst so einfache Thatsache bedarf nur der unwiderleglichen Beweise, die ich davon geben werde, um ganz unglaublich zu scheinen.

Der Graf von Arcis vollendete eben sein vierzehntes Lustrum, das Alter hat seine hohe Gestalt noch nicht im Mindesten gebeugt; seine hufeisenförmige Haartracht, sein grünes Kleid, mit einer schmalen Goldtresse besetzt und von Oben bis Unten zugeknöpft, sein kleiner dreieckiger Hut und die Reitstiefeln, das Alles giebt seiner ganzen Person ein gewisses fremdartiges Ansehen, wel-

ches ihn von all' den noch lebenden Trümmern des ancien regime unterscheidet.

Was aber noch weit sonderbarer zu nennen, als sein Aussehen, das ist sein Charakter, eine unerklärliche Mischung der schroffsten Gegensätze. Zu gleicher Zeit ein guter Katholik und Philosoph, ein echter Edelmann und aufrichtiger Freund der Gleichheit, besitzt er den wahren Glauben seiner so verschiedenen Meinungen ohne deren Vorurtheile. — Das Alles läßt sich mit einem Wort erklären: Herr von Arcis ist ein Mann von Gewissen; er setzt voraus, daß ein Jeder das seinige hat, und weil er glaubt, daß jede Ueberzeugung, ehe sie sich im Geiste festsetzt, durch das Herz gehen muß, so ist er selbst überzeugt, ohne deshalb zu staunen, daß er die Andern nicht überzeugen kann.

Während der Emigration hatte Herr von Arcis eine Engländerin geheirathet, die ihn zum Vater einer einzigen Tochter machte, durch deren Geburt die beste Gattin und Mutter das Leben verlor.

Als Kind einer protestantischen Mutter wurde Louise in derselben Religion erzogen. Diese Duldung von Seiten eines eifrig katholischen Vaters kam auch nur von der Treue her, mit welcher Herr von Arcis einen Artikel seines Ehekontrakts hielt; aber noch eine höhere Philosophie bekundet die Einwilligung, welche er in die Heirath seiner einzigen Tochter mit einem jüdischen Handelsmanne, Namens Samuel Levi, gegeben hat.

Ich

Ich entsinne mich noch, welche Wirkung vor zwölf Jahren diese Heirathsankündigung hervorbrachte, welche Entrüstung am Hofe und in der Stadt!

Der Graf von Arcis, der die Turnierprobe machen konnte, vermählt seine einzige minderjährige Tochter mit einem Juden! Ein edelgebornes Mädchen, schön und reizend, Erbin eines großen Vermögens, deren Hand sich die Vornehmsten des Hofes streitig machten! Wenn nur der Gegenstand eines solchen Vorzugs noch Einer von den Schooßkindern des Glücks gewesen wäre, denen die Könige selbst Vasallendienst leisten! Ein Samuel Bernard zum Beispiel; aber ein Samuel Levi! — Ohne weitern Titel, als den eines Fabrikherrn, ohne weitere Empfehlung, als die einer Art Rechtlichkeit im Handel, welche man ihm nur als Tugend anrechnete, weil sie seinem Stamme sonst fremd ist.

Auf dies Alles antwortet der Herr von Arcis, daß sein erwählter Eidam ein ehrlicher Mann sei, jung und wohl unterrichtet, daß er Louisen liebe und wieder geliebt werde, und daß er im höchsten Grade alle die Eigenschaften, alle die Tugenden besitze, welche seine Tochter glücklich machen könnten.

Wenig Frauen verdienten mehr als Louise ein solches Glück, wie diese es in einer Verbindung genießt, gegen welche sich alle gesellschaftlichen Vorurtheile mit voller Heftigkeit erhoben. Die junge Frau, begabt mit einer reizenden Gestalt, mit vollendeter Anmuth und einem

gebildeten Geiste, ist ein Vorbild für Töchter sowohl, als für Frauen und Mütter, und sie besitzt noch das Geheimniß, wahrhaft bezaubernd die Honneurs der glänzenden Gesellschaft zu machen, welche sie um ihren alten Vater versammelt. Louise hat zwei Kinder, Gabriel und Victorine, welche sie bis zu dem eben erreichten eilften Jahre ganz allein erzogen hat.

Was Herrn Samuel Levi betrifft, so verbirgt seine außerordentliche Bescheidenheit die seltenen Eigenschaften, welche er besitzt, so sorgfältig, daß sie Allen ein Geheimniß bleiben, welche keinen genauen Verkehr mit ihm haben. Ich glaube nicht, daß ihm eine menschliche Wissenschaft ganz fremd sei; mehrere giebt es sogar, wie Philosophie, Geschichte, Mathematik und Handelswissenschaften, in denen er es mit den größten Meistern aufnimmt. Seine umfassende Bildung läßt sich den unbekannten Ländern vergleichen, wo der Wandrer bei jedem Schritte eine neue Entdeckung macht.

In Sachen der Religion, Moral und Politik genügt ein einziger Grundsatz, an den er sich hält, zur Erfüllung aller seiner Pflichten. Voltaire lieh ihm dafür den Ausdruck:

„Thu' Gut's, halt' das Gesetz und fürchte Gott allein!"

Um einigermaßen den Geschmack ihres Vaters mit den neuen Gebräuchen zu versöhnen, welche die Revolution in die Gesellschaft eingeführt, hat Louise für

einen Tag in der Woche die Abendmahlzeit wieder hergestellt, deren Abschaffung in den Augen des Grafen von Arcis ein Hauptverbrechen der Revolution von Neun und Achtzig ist. Des Sonntags wird bei ihm zu Abend gespeist. Ich bin so glücklich, zu der kleinen Zahl von Gästen zu gehören, welche bei diesem Familienmahl zugelassen werden. Es herrscht dort ein freimüthiger, sehr lebhafter Frohsinn; das wird man kaum glauben, wenn ich sage, daß sich unsre Tischgespräche gewöhnlich um die ernsthaftesten Dinge drehen, denen die naiven Fragen der beiden Kinder zuweilen eine ganz pikante Wendung geben.

Ich weiß nicht, wie das Gespräch am letzten Sonntag sich wendete, aber es veranlaßte mich, Herrn von Arcis zu fragen, welche Religion seine beiden Enkel, Gabriel und Victorine, hätten.

Noch gar keine! gab er mir zur Antwort. Wir erwarten das Alter, wo sie selbst in einer so wichtigen Sache entscheiden können; der Augenblick ist gekommen, und nächsten Monat an ihrem Geburtstage werden sie wählen zwischen Kirche, Gotteshaus und Synagoge. Bis jetzt haben wir uns begnügt, ihnen das Dasein eines Allerhöchsten zu beweisen, der die Welt regiert, und, wenn ich so sagen darf, ihrem Geist und Herzen ein religiöses Gefühl einzuimpfen, das ganz unabhängig ist von dem äußerlichen Kultus, dem sie einst den Vorzug geben werden.

Louise. Ich habe meinen Kindern auf vielerlei Weise gesagt, daß Nichts im Laufe des Lebens glücklicher macht, als ein Gefühl, das sich von Liebe und Hoffnung nährt, das dem Tugendhaften für die Zukunft Unsterblichkeit verheißt, und ihn den Lebensabend als Morgenroth eines ewigen Tages ansehen läßt.

Samuel. Ich ging von dem zu oft angefeindeten Grundsatze aus, daß die Selbstliebe die Triebfeder unsers ganzen Handelns sei, und habe ihnen begreiflich zu machen gesucht, daß Gott das Ich des Weltalls vorstelle, daß er handle nach Vorschrift einer Allgerechtigkeit, deren untrüglicher Dollmetscher uns selbst als Gewissen eingepflanzt sei.

Eremit. Ich sehe wohl, daß Sie dem jungen Verstande den Begriff eines allmächtigen, allgerechten und allweisen Gottes eingeprägt; auch kann ich mir denken, welche den Kindern faßliche Gründe Sie gebraucht, damit sie ihn fürchten gelernt; — aber ich begreife nicht eben so klar, wie sie bewogen wurden, ihn zu lieben.

Samuel. Sag' einmal, Gabriel, warum liebst Du Gott von ganzem Herzen?

Gabriel. Ich liebe ihn, weil er mich liebt, weil er für alle meine Bedürfnisse wacht, weil er meine Schwachheit beschirmt und weil für ihn in meinem Herzensgrunde dasselbe Gefühl des Dankes und der Liebe lebt, wie für meine Eltern.

Eremit. Nun aber frage ich Sie selbst, Herr Sa-

muel, ob es wohl recht erwiesen scheint, daß Gott die Menschen liebe, oder ob man nicht wenigstens, logisch gesprochen, eben so viele Proben seines Hasses als seiner Liebe gegen das Menschengeschlecht auffinden kann.

Louise. Auch das soll Ihnen ein Kind beantworten, wenn wir nur den Einwurf in einfachere Form bringen. Sage mir, Victorine, Du liebst Gott für das Gute, welches er Dir verleiht; aber fühlst Du Dich nicht versucht, ihn für das Böse, welches er über Dich verhängt, zu hassen?

Victorine. Nein, Mama. Da Gott allgütig ist, so werde ich nie glauben, daß er der Urheber des Bösen ist, welches mir zustößt; — als ob ich glauben könnte, daß Du, die mir so viel Gutes erzeigt, die Ursache meines Verdrusses oder meiner Krankheit wärst.

Herr von Arcis. Sie sehen, wir sind alle Drei gleich überzeugt von dem Dasein eines Allerhöchsten, der die Tugend belohnt und das Laster bestraft, darum haben auch wir dasselbe religiöse Gefühl in das Herz der Kinder geprägt; aber da wir auch alle Drei über die äußerliche Verehrung, welche dem Ewigen zu weihen, verschiedener Meinung sind, so haben wir ihrem eigenen Scharfsinn die Wahl überlassen, und uns nie gescheut, sie zu Zeugen der Erörterungen, selbst des Streites zu machen, den oft jene Frage zwischen uns erregt.

Eremit. (zu H. v. Arcis). Wissen Sie denn aber nicht, daß der fromme Glaube, der in Angelegenheiten der

Religion so wünschenswerth ist, bei derjenigen, welche Sie für die einzig wahre anerkennen, immer vorausgesetzt wird?

Herr von Arcis. Der Vorzug, den ich dem katholischen Kultus gebe, gründet sich auf den Vortheil, den nur er allein genießt, daß er zu gleicher Zeit zum Herzen spricht durch die zarten Erinnerungen, die er heiligt, zur Einbildungskraft durch die Wunder, die er bestätigt, und zu den Augen durch die sichtlichen Gegenstände, die er den Gläubigen zur Verehrung beut.

Louise. Ich habe nur Eins zu Gunsten des protestantischen Kultus zu sagen: er scheint mir der Moral und dem Worte des göttlichen Stifters unserer Religion angemessener zu sein.

Samuel. Die jüdische Religion hat ein unantastbares Uebergewicht über alle andern, indem ihr Ursprung sich in die Nacht der Zeiten verliert. Mutter zweier Religionen, der christlichen und muhamedanischen, welche sich gegenwärtig in die Welt theilen, ist sie die einzige, welche die ganze Geschichte des Volks, das sie bekennt, zum Zeugniß ihrer Wahrheit aufrufen kann. Wie soll man, ohne Gottes Dazwischenkunft, die Zerstreuung der Juden über alle Punkte der bewohnten Erde erklären? Wie erklären ihre unbesiegbare Anhänglichkeit an das mosaische Gesetz in allen Verfolgungen, in allen Blutbädern, welche sie seit 2000 Jahren erduldet, ohne weder an Nationalität, noch an Zahl zu verlieren? In der

Geschichte des hebräischen Volks ist Alles Wunder, und leicht wäre es für mich der höchste Versuch der Philosophie, die göttliche Sendung unsers Gesetzgebers Moses in Zweifel zu ziehen.

Herr von Arcis. Die Sendung Jesu ist besser bewiesen, und doch lehrt er selbst Duldung in Dingen der Gottesverehrung. Als die Samariterin den Sohn des Menschen fragte, ob man auf dem Berge Zion opfern müßte, sprach er: Ihr könnt Opfer bringen überall, dafern ihr nur lebendigen Glaubens seid und reines Herzens.

Eremit. Welches Unheil hätte der Welt die allgemeine Annahme dieses Grundsatzes erspart! Wissen Sie wohl, daß nach Justus Lipsius Bericht in Rom sechshundert verschiedene Religionen waren? Und so viel ich weiß, haben sie keinen einzigen Religionskrieg erzeugt.

Samuel. Aus Rücksicht für meinen Schwiegervater bitte ich: halten wir uns nicht beim Kapitel von der Duldung auf; wir hätten zu leichtes Spiel gegen die Katholiken. Gott weiß, wie viel Argumente uns schon der Krieg gegen die Albigenser liefern würde, die Bluthochzeit, die Ligue, die Dragonnaden, die Blutbäder von Merindol, von Cabrières, ohne einmal zurückzugehen zu dem blutigen Streite der Bilderstürmer und Bilderdiener, ohne von den Religionsverfolgungen der Ketzer zu reden, in Frankreich wie in England, seit

Leo X. bis Clemens IX. et caetera und hundert Seiten voll Etcätera.

Herr von Arcis. Wenn wir uns auf diesem Grund und Boden einließen, glauben Sie mir, mein Sohn, so dürfte man nur das Zeugniß Ihrer hebräischen Bücher aufrufen, und ihr überträft noch alle Völker zusammengenommen an Krieg und Gemetzel und Religionsschlächtereien, und Alles im Namen des Herrn, zur Verherrlichung des Allerheiligsten. Aber ich bin ganz damit einverstanden: hören wir auf mit diesen gegenseitigen Beschuldigungen, und, damit wir unsern Vätern in Israel näher kommen, laßt uns ein Beispiel nehmen an unserm heiligen Vater, dem Papst. Welchen Beweis der Duldung hat er nicht so eben der Welt abgelegt, indem er ohne den mindesten Skrupel eine Anleihe von mehreren Millionen mit Herrn von Rothschild negociirt, dem ersten jüdischen Baron, dem Erzschatzmeister der christlichen Kronen.

Eremit. Ja wohl! Allgemeine Duldung, das ist der Wunsch meines Geistes und meines Herzens. Geben wir diesem neuen Protokoll einer wahrhaft heiligen Allianz als Schlußsatz die philosophische Wahrheit: „Die Götter, (oder wenn Sie lieber wollen) die Formen der Gottesverehrung verschwinden, wie die Menschen und die Gesetze, im Abgrunde der Vergangenheit; aber das Gefühl der Gottheit, das Einzige, was die fortgesetzte Zerstörung der Wesen und Dinge überlebt, das bildet

jenes instinktartige Gewissen, dessen Stimme alle Völker vereinigt."

Vielleicht wird uns dieser angeborne Begriff von Gottes Einheit auch einmal zur Einheit des Kultus führen; aber bis zu dieser großen Umwälzung des menschlichen Geistes, das begreife ich, überläßt man den Völkern, und selbst einzelnen Menschen, die Wahl ihres Glaubensbekenntnisses.

Herr von Arcis. Diesem Grundsatze gemäß wurde zwischen uns das Familienband geschlungen, das eine Protestantin so eng mit einem jüdischen Gemahl, unter dem Schutze eines katholischen Vaters, vereinigt.

Samuel. Bemerken Sie aber, daß meine Frau, so eine eifrige Protestantin sie auch ist, doch nicht zu denen gehört, welche, wie Leblanc sagt, sich eher zehn Liebhaber auf die Seele laden, als eine Messe.

Herr von Arcis. Was mich betrifft, so gesteh' ich in aller Demuth, daß ich lieber mit Viret zugeben würde, der heilige Petrus habe nie den Fuß nach Rom gesetzt, als daß ich den Märtyrertod litte, um das Gegentheil zu verfechten, so sehr es auch im Geiste der Kirche läge, an der ich darum jedoch nicht minder treu hange.

Diese kleine Abhandlung führte das Gespräch natürlich wieder auf die Wahl, welche Gabriel und Victorine in einigen Tagen treffen sollten. Als letzte Prüfung wurde festgesetzt, daß die ganze Familie, zu der man so gütig war, mich zu gesellen, in der laufenden Woche

einer Feierlichkeit von allen drei Religionen, der katholischen, jüdischen und protestantischen, beiwohnen solle.

Demnach gaben wir uns, ehe wir schieden, das Versprechen, uns kommenden Freitag in der Synagoge der Straße Unserer lieben Frauen von Nazareth um vier Uhr Nachmittags zu treffen, wo die Sabbathfeier beginnt, den Sonnabend in dem protestantischen Gotteshause in der Straße Saint-Honoré, wo wir einer Trauung beiwohnen wollten, und Sonntag beim Hochamt in Sanct Rochus.

Ich kam an dem bestimmten Tage zur Synagoge und zwar eine Stunde früher als meine Gesellschaft, um mir Zeit zu gönnen, dies Haus des Herrn, in welchem ich noch nicht gewesen, genau zu betrachten. Vor Allem bewunderte ich die edle Einfachheit des Gebäudes. Das Innere ist durch zwei Reihen dorischer Säulen in drei Theile geschieden; das Schiff hat doppelt so viel Breite, als jede der beiden Seitenhallen. Ueber dem Altar, im Hintergrunde des Allerheiligsten, sind die Gesetztafeln in einem Schrank von Cedernholz verschlossen, den vor dem Gottesdienst ein goldgestickter Sammetvorhang bedeckt. Nur zwei Inschriften sind im Innern der Synagoge zu lesen. Ueber der Pforte des Eingangs:

Du trittst hier ein mit Gott,
Du gehest aus mit Gott!

Am andern Ende, auf dem gewölbten Karnies, welcher das Chor vom Allerheiligsten scheidet:

Gedenke daran, weshalb Du herkommst!

Mitten im Schiff erhebt sich auf einer Estrade ein geräumiges Pult, von einem sechsarmigen Leuchter erhellt.

Ich zeichnete meine Bemerkungen auf, als Einer der Tempelhüter zu mir trat, und mich ersuchte, meinen Hut aufzusetzen, weil der Gott der Juden vor entblößten Häuptern Abscheu trage. Ich ließ mich um so weniger bitten, als der entgegengesetzte Gebrauch in den Christentempeln mir immer nachtheilig für die Kränklichen, wie ich, geschienen hatte. Ohne gerade zu glauben, daß der Gott Israels auf dieses Ceremoniell so vielen Werth lege, wie der Hüter des Tempels, fand ich es doch weit passender und bequemer, als den Gebrauch in den Moscheen und Pagoden, wo man nur barfuß eintreten darf; Alles Dinge, die übrigens der Gottheit sehr gleichgültig sind, so viel ich glaube.

Jetzt kam die erwartete Familie; Herr von Arcis, sein Eidam und Enkel setzten sich auf Herrn Levi's Bank, nah' am Pult. Ich gesellte mich zu ihnen. Madame Levi und Mademoiselle Victorine stiegen auf die obere Gallerie für die Frauen, nach dem Gebot des fünften Buchs Mosis, welches ausdrücklich die Trennung beider Geschlechter im Bethause vorschreibt.

Nach der ausnehmenden Einfachheit der Kleidung zu urtheilen, gehören die Juden, welche diese Synagoge gewöhnlich heimsuchen, nicht zu der reichern Klasse ihres Volkes. Herr Samuel, dem ich diese Bemerkung machte,

gab mir zu, daß seine reichen Glaubensgenossen (mit Ausnahme von drei Familienhäuptern, zu denen er gehörte) nur zweimal des Jahres dem Gottesdienste beiwohnten und auch nur eine sehr kleine Summe zu den Kosten steuerten, — wenigstens in der deutschen Synagoge, wo wir uns befanden, obgleich diese Kosten jährlich mindestens auf 25= bis 30,000 Franken anstiegen.

Nichts Einfacheres, als der Gottesdienst in der Synagoge; er besteht im Gebet, im Lesen des alten Testaments und im Singen einiger Psalmen.

Das Gebet der Juden ist in ihrem Formulare enthalten; der Rabbiner, welcher den Dienst versieht, liest es feierlich vor, und am Ende jedes Verses antworten die Zuhörer: Amen. Das Lesen des alten Testaments umfaßt einige Verse des vierten und fünften Buches Mosis, welche abwechselnd vom Rabbiner und der Versammlung hergesagt werden.

Der Gottesdienst schließt mit Psalmen im Kontrapunkt von seltener Harmonie. Die herrliche Stimme und das ausgezeichnete Talent des Vorsängers lockten vor mehreren Jahren die glänzendste Gesellschaft von Paris nach der deutschen Synagoge. Man kennt die Herrschaft der Tagesmode und die Gewalt der Musik auf die Phantasie der Frauen in der großen Welt, und wohl ließ sich einen Augenblick fürchten, daß der Enthusiasmus, welchen der hebräische Sänger mit seinen jungen Akolythen einflößte, der Opera buffa großen Ein=

trag thun und die Synagoge von Nazareth, zum Nachtheil der Kirche Sanct Rochus, bevölkern könnte.

Am folgenden Tage wohnten wir allesammt der Vermählung einer Enkelnichte des Herrn von Arcis bei, welche im protestantischen Gotteshause in der Straße Saint-Honoré gefeiert wurde. Dort spricht Nichts zu den Augen, Nichts bezaubert das Ohr, Nichts erregt die Phantasie; Alles wendet sich an den Verstand des Menschen, an sein religiöses Urgefühl. In diesem Gotteshause zerstreut kein Gemälde, kein Sinnbild, keine Inschrift die Gedanken, welche sich in tiefe Beschauung verlieren.

Auch hier, wie in der Synagoge, beschränkt sich der Gottesdienst auf Bibellesen, auf das Gebet über den Text des Tagesevangelii, auf die Predigt und das gemessene Hersagen einiger Psalmen.

Die Trauceremonie hatte im Konferenzsaal durch eine Art bürgerlicher Verhandlnng begonnen und endete am Fuße des Altars.

Nach dem Segen richtete der Diener des heiligen Worts von der Kanzel herab eine Rede an die Neuvermählten, in welcher das Glück, die Leiden und Freuden des Ehebundes so reizend, so lebendig geschildert waren, daß die Versammlung bis zu Thränen gerührt wurde. Ich glaubte indeß zu bemerken, daß die Strenge des protestantischen Gottesdienstes, der Mangel an Prunk, das Vermeiden von jeder Art Reiz und Lockung, welches

denselben in den Augen der Philosophie empfiehlt, minder lebhaft auf Herz und Geist der beiden Kinder wirkte. — In solchem Alter ist man leichter überzeugt als überredet, und hört mehr mit den Augen, als mit den Ohren.

Ich wage nicht, zu behaupten, daß Herr von Arcis nicht ein wenig Partheilichkeit für den katholischen Gottesdienst zeigte, indem er seine Familie nach Sanct Rochus führte, wo wir Sonntags dem Hochamte beiwohnten. Alles schien berechnet zu sein, um auf die junge Einbildungskraft Gabriels und Victorinens zu wirken. Die Letztere gab uns einen genauen Maaßstab hinsichtlich des Eindrucks, den es auf sie gemacht, indem ihr erstes Wort zu Hause war, sie habe sich weit besser amüsirt, als in der Oper, wo sie vergangene Woche mit ihrer Mutter zum Erstenmale gewesen.

Etwas Wahres lag allerdings in diesem profanen Vergleiche. Die Wagenreihe, am Portal von Sanct Rochus geordnet, der Schmuck der Frauen, welche die Kirche füllten, der Preis der Sitze, verdreifacht wie im Theater bei außerordentlichen Stücken, der Reiz einer Messe, in Musik gesetzt von Cherubini, ausgeführt von den ersten Tonkünstlern der Königl. Akademie, die Orgel, auf welcher eine Meisterhand Arien aus Moses und Othello spielte, — alle diese glänzenden Bestandtheile bildeten ein prachtvolles Schauspiel, das auch den Religiösesten einen Augenblick zweifelhaft machen konnte,

ob er einer kirchlichen Feierlichkeit oder einer Vorstellung im Theater beiwohne.

Die Predigt (welche man, dieser Idee weiter folgend, als einen Zwischenakt des Hochamts ansehen kann) war nicht geeignet, die Illusion zu stören. Der Pfarrer hatte zum Text seiner Belehrung die Schilderung der Hölle gewählt und die ewigen Strafen, welche der Vater der Menschen, der Allgütige, Allliebende, über seine schuldigen Kinder verhängt. Es war leicht zu erkennen, daß der Prediger Dante's göttliche Komödie in Contribution gesetzt, um sein schauerlich-romantisches Gemälde zu schaffen, mit welchem er sein liebenswürdiges Auditorium entsetzte. Nie hatte die Scene eines Melodrams, nie eine Geistergeschichte so furchtbar die Nerven unserer eleganten Pariserinnen erschüttert; mehrere würden übel geworden sein, ohne das Flacon mit Andachtsäther, welches sie sorgsam zu sich gesteckt.

Wenn von allen Mitteln, um diese Darstellung recht interessant zu machen, eine junge hübsche Sammlerin nicht die meiste Wirkung hervorbrachte, so lag dies nur darin, daß das ganze Auditorium nur aus Frauen und Kindern bestand. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß drei andere Kollekten, für den Bedarf der Kirche, für die Beleuchtung, für verschämte Arme, die Einnahme nicht sonderlich vermehrten.

In einer Familien-Versammlung, ganz besonders zu

diesem Zwecke berufen, wählten endlich Gabriel und Victorine die Religion, der sie angehören wollten.

Ich bedaure, daß der Ernst des Gegenstandes mir nicht erlaubt, in einige Details über Vorfälle einzugehen, welche diese häusliche Scene etwas zu sehr erheiterten. Nur das Resultat noch.

Victorine entschied sich für den Protestantismus, aus dem einzigen Grunde, weil es ihr thöricht schien, zu Gott in einer Sprache zu beten, die man nicht versteht.

Gabriel war im Begriff, sich zur Religion seines Vaters zu schlagen, als ein Paar Worte seines Großvaters zu einer kleinen Erörterung über die Taufe der Juden führten, wodurch urplötzlich sein Entschluß geändert wurde. So entschied er sich zum Katholiken, als er den Ursprung der Feier erfahren, welche diese Kirche am Neujahrstage begeht.

Der Eremit von der Chaussee d'Antin.

Die öffentlichen Feste in Paris.

Nach den Neujahrs-Visiten, Staats-Diners, Corporations-Mahlzeiten und Liebhaber-Concerten, nach einer Sonate, welche das Fräulein vom Hause vorträgt, nach einem Vereine, wo man sich übt, Charaden und Räthsel zu lösen, nach den Reden gewisser Deputirten, nach einer Finanz-Diskussion, einer Lehrstunde in der Rechtsschule, einer Sitzung der polytechnischen Gesellschaft; endlich nach Korrektur-Bogen und nach den unverbesserlichen Leuten kenne ich in der Welt nichts Langweiligeres, als ein öffentliches Fest.

Oeffentliches Fest! sprecht mir Nichts davon! — ich fühle jedesmal vierzehn Tage lang die tiefste Traurigkeit, Menschenhaß, Ekel vor dem Dasein, wenn man eine jener großen Feierlichkeiten begeht, wo man gezwungen wird, sich zu ergötzen, wo man von Polizeiwegen ver-

gnügt sein muß, wo man euch bei Geldstrafe freiwillige Illumination vorschreibt.

Ich kann nicht dafür, aber ich habe diese Freudenfeste — periodische oder nicht — nie leiden können, diese Jahrestage, Gedächtnißfeier und Thronfolgen, Krönungen, Hymnen, Geburtsfeste, Tedeums, Banketts, wo man Toasts ausbringt, alle diese Festlichkeiten und Ceremonien, deren Programm einen Monat vorher ausgegeben wird, damit man hübsch Zeit habe, das freiwillige Aufbrausen der Volksfreude vorzubereiten.

Ein Fürst besteigt den Thron, zu unserm Unglück vielleicht: schadet nichts! Man muß sich freuen, wohl oder übel! Ein zweifelhafter Sieg ist errungen, der Ströme von Blut gekostet und Trauer über alle Familien gebracht hat: schadet auch nichts! Man muß in Gallakleidern mit großem Geleite nach der Kathedrale gehen und dem Himmel danken, ganz so, als hätten die Bülletins wahr gesprochen. Das ist nun einmal der Welt Lauf, Alles Hohn, Komödie, Spiegelfechterei! Aber ein trauriges Ding ist es doch wahrhaftig um diesen Enthusiasmus, von Amtswegen befohlen, um diese erheuchelte Freude, dies erlogene Glück, wie es auf dem Büreau der Präfektur kaltblütig angeordnet wird.

Sobald der große Zeitpunkt naht, nimmt die Regierung ihre Maaßregeln. Seid ohne Sorgen, Alles ist vorbereitet, damit die allgemeine Fröhlichkeit zu bestimmter Zeit und Stunde ausbricht.

Das Losungswort ist ausgegeben, die Rollen sind vertheilt, die Belohnungen festgesetzt. Man hat einen Ueberschlag gemacht, und weiß aufs Genauste, wie viel der Stadt Paris zwei oder drei Tage des Glückes kosten werden. Man bezeichnet den Sängern, den Musikern, den Lustigmachern ihre Plätze; alle diese Leute, denen es ganz besonders obliegt, die allgemeine Zufriedenheit vorzustellen, lassen sich als Agenten des öffentlichen Glücks einschreiben. So viel erhalten die Dichter, welche die Festgesänge machen; so viel ist für den Zuruf, welcher sich auf dem Wege des Herrschers und seiner Familie erheben wird, u. s. w. u. s. w.

Das wird erwogen wie ein Budget, und abgeschlossen wie ein Handels-Traktat. Fürchtet nicht, daß die Hauptstadt ein trübes Aussehen habe, wenn sie fröhlich sein soll. Und wäre sie in tiefster Trauer, entvölkert durch Krieg und Pestilenz, wäre sie halb todt vor Hunger und Elend, so wüßte man ihr doch eine angemessene Freude zu bereiten, wüßte sie zu zwingen, vergnügt zu sein. Das ist eins von den Geheimnissen der Regierung, einer von den tausend und ein Kunstgriffen der Politik.

Man muß sogar zugeben, daß dieses Lustspiel bei solcher Gelegenheit viel besser auf der Straße spielt, als bei Hofe. Gott bewahre euch vor den Reden, womit die verschiedenen Staats-Behörden, die Großwürdenträger des Reichs ihre Treue und Ergebenheit in Ehrfurcht zu den Füßen des Thrones legen! Obschon die Hofleute

sich eine Ehre daraus machen, gute Schauspieler zu sein, und gerade das Gegentheil von dem, was sie denken, recht fertig sagen zu können, so giebt es im Allgemeinen doch nichts Traurigers, als diese Lobreden, diese Complimente, diese Glückwünsche, diese Betheuerungen des Eifers und der Liebe, welche sie an die Fürsten richten, die wieder ihrerseits kein Wort davon glauben, und daran sehr wohl thun.

Es giebt einen Ton, der vom Herzen kommt und sich nicht nachahmen läßt, obgleich man kein Studium scheut, um ihn nachahmen zu lernen. Ehe man sich noch gegenüber steht, hat man schon beiderseits Alles gethan, um sich zu täuschen; man hat sein Jubiliren, seinen Empfang vorbedacht, man hat berechnet, wie man dann hingerissen erscheint und Blick und Lächeln wiederholentlich probirt. Vergebliche Mühe! durch diese eingequälte Heuchelei wird Niemand betrogen. Man hört schon an den abgedroschenen Phrasen, an dem kriechenden, schwülstigen, geschraubten Style der Redner, daß sie gekommen sind, sich eines Frohndienstes zu entledigen, und daß ihre Ergebenheit so unecht ist, wie ihre Redekunst. Es ist ein Grabes-Enthusiasmus, eine Freude, die wie ein Requiem aussieht, ein Glück, das sich äußert wie ein De profundis und Begeisterung, wie von Leichenprunks-Unternehmern erregt.

Verlassen wir den Hof und kehren zum Volke zurück. Es ist leichter zu narren, das arme Volk, und nicht übel

scheint's, daß man ihm auf vier und zwanzig Stunden einredet, es sei vergnügt und glücklich.

So lange ich auf der Welt bin, habe ich immer gesehen, daß die Elisäischen Felder zum Hauptschauplatze der öffentlichen Freudenfeste dienen mußten. Guter Gott! wenn ich bedenke, wie viel man sich da gefreut hat während des Kaiserreichs und seit der Restauration, und wie viel man sich da noch freuen wird, wenn der Himmel so gütig ist, uns nur funfzig Jahre des Daseins zu bewilligen!

Bei alle dem ist so ein Fest in den Elisäischen Feldern doch etwas Sehenswerthes, wär's auch nur, um darüber herzuziehen. Die Vorbereitungen beginnen schon sehr lange vorher, und der Pariser freut sich fast eben so sehr über die Anstalten, als über das Fest selbst.

Man errichtet Theater, baut Orchester, pflanzt Taxus, hängt Laubgewinde auf und nagelt Leisten an alle Bäume, um die Lampen zu tragen. Jeder ist wohl benachrichtigt, daß man sich an dem und dem Tage freuen wird, und so fehlt auch Niemand auf dem Sammelplatze.

Vorgesehn! Vorgesehn! Vorgesehn! Die Riesenstadt setzt sich in Bewegung. Rette sich, wer kann! Der Eisgang beginnt, die Schleuse ist aufgezogen, der Cataract fertig. Aus allen Zugängen wogt die Menge nach den Elisäischen Feldern, wie Flüsse, welche schäumend ins Meer stürzen. Der Heerbann und die Landwehr der Gaffer ist auf den Beinen, Alles strömt auf einem Punkte

zusammen, es ist wie die Kluft der Ewigkeit, Alles geht ein und Niemand aus. Selbst das Weichbild entvölkert sich, um diesen Menschen-Ocean zu vergrößern, der tosend über jene Felder rollt.

Heut ist der Haupttag für die Fußgänger, sie schreiten mit Sicherheit einher, sind ruhig und stolz: sie sind die Könige. Die Wagen dürfen nicht durch die Menge fahren. Wenigstens Etwas! Der Sonntags-Bürger, mit seiner Frau und den lieben Kleinen dahertrollend, zeigt eine halb zufriedene, halb gelangweilte Physiognomie. Der kürzlich nach Paris gekommene Soldat bewundert mit verduzter Miene. Der Feuerwächter, aufgethauter und pfiffiger, naht sich majestätisch mit seiner hochgeputzten Schönen, welche stolz eine Toilette zur Schau trägt, wo das Roth vorherrscht unter den lebhaften, schreienden Farben.

Neben ihnen geht mit sardonischem Lächeln die anmaßende Mode-Händlerin vorüber, auf den Arm eines großen jungen Mannes gestützt, der in Civil aufs Höchste civil ist, trotz seines militairischen Ansehns.

Die Elisäischen Felder sind zum ungeheuern Markte geworden, wo vorzüglich Eßwaaren im Ueberfluß; denn soll ein Fest gut sein, so muß man schlampampen. Schaut her! Heut ist der Tag zum Schmausen, wir sind auf Gamacho's Hochzeit. Flüssiges und Festes ist hier in Massen. Alle umherstreichenden Kleinhändler sind herzugelaufen mit ungeheuren Vorräthen. Welche Lebens-

mittel aller Art! Was für Backwerk und Zuckerwaaren! Welche Haufen von Pfannkuchen, Waffeln und Bretzeln, von Windbeuteln und Gerstenzucker!

Seht nur den Kuchen dort! habt ihr jemals einen Kuchen so rauchen sehen? Das geht folgendermaßen zu: Es ist nämlich ein Kniff, der ziemlich allgemein angewendet wird, obgleich er, wie mich dünkt, nicht schwer zu entdecken ist. Man hat einen Korb mit Füßen, auf welchen man die Bleche mit den kleinen Brödchen und Backwaaren legt. Zwischen zweien läßt man mit Fleiß einen Zwischenraum und unter den Korb stellt man einen Topf heißen Wassers auf ein Kohlenbecken. Nun dampft das Wasser fortwährend Wolken aus, welche dem oberflächlichen Beobachter von fern, aus den Kuchen selbst zu kommen scheinen. Sie bestätigen sprechend den Ruf des Höker s: Ganz warm, meine Herren und Damen, frisch aus dem Ofen! Und gleichwohl ist es sehr klar, daß kein Backwerk, selbst eben aus dem Ofen kommend, so rauchen kann; aber der Liebhaber achtet nicht darauf, daß der Dampf stets von einer Stelle kommt, und wundert sich bedeutend, wenn er dann ganz kalten, vor acht Tagen gebackenen Kuchen ißt, der eben noch wie der Vesuv geraucht hat. Das heißt Industrie, Handels-Genie! Ich könnte wohl zwanzig gleich sinnreiche Kunstgriffe anführen.

Wenn man von fern diese aufgeschlagenen Zelte sieht, sollte man da nicht glauben, mitten in einem

Heereslager zu sein? Das Alles sind improvisirte Restaurationen. Ueberall schwelgt man. Die Schänkmädchen lassen Wein und Branntwein fließen. Heran mit den Oefen, wo die Nierenstücklein brodeln! Heran mit den Knoblauchswürsten! Heran mit den Karren voller Krebse und gekochter Seekrabben! Und die Fässer voll Bier und Cyder! Auf, ihr Herren Prasser, stopft euch voll, hier giebt es Etwas!

Und, was meint ihr? ist es nicht angenehm, seiner Liebsten einen Stengel Gerstenzucker anzubieten, der noch von Niemand als vom Krämer angesaugt worden, oder einen Pöckling, oder ein Gläschen Rum oder sonst eine Erfrischung? Wollt ihr sie noch galanter bedienen? Auch das! Dort schießt man mit der Armbrust nach der Scheibe und der Preis ist ein Hase, ein Kaninchen oder eine magre Gans. Laßt sehen, legt eine Probe eurer Geschicklichkeit ab, trefft ins Weiße, und euch fällt ein lebendiges Stück Wild oder Geflügel zu, welches ihr wie ein Bouquet eurer Schönen in den Schooß werfen könnt.

Im Magen liegt der eigentliche Grund aller menschlichen Freuden. Durch ihn nimmt man die Gunst der Kleinen, wie der Großen in Anspruch. Auch ließ die Regierung sonst Speise und Trank vertheilen. Während des Kaiserreichs und lange nach der Restauration steinigte man zu gewissen Zeiten das Volk in den Elisäischen Feldern mit Auswerfen von Eßwaaren. Herrlicher Gebrauch,

brauch, auf mein Wort! Schade, daß man ihn abgeschafft hat! In gewisser Entfernung errichtete man Büffets, hier für den Wein, dort für Fleisch und Brod. O Civilisation, sind das deine Wohlthaten? Wie verstehst du dich dann so gut darauf, die Menschen zu entwürdigen! Leute, denen man Stücke Brod und Fleisch hinwarf, wie dem Vieh, und welche darüber herstürzten, wie die Hunde über den Abfall des Wildes! Ist das nicht genug Verworfenheit, genug Schande? Konnte man ein Volk mehr herabsetzen, mehr demüthigen, welches doch immer einen großen, einen edlen Namen trägt? Und man that dem Despotismus nicht den Schimpf an, seine schmachvolle Freigebigkeit zu verschmähen? Ach nein! man raffte sie auf, man stritt sich darum. Hieß es nicht, das Interesse unserer Selbstliebe genau kennen, daß man uns den Fremden als eine verhungerte Horde schilderte, als elende Sklaven, welche die Bettelbrocken erwarten, die der Herr ihnen zuzuwerfen geruht, und sich darum zanken mit widrig-komischer Gier? Ein Volk mag hungern — das kommt vor — aber muß man denn selbst noch mit dem Hunger des Armen seinen Spaß treiben?

Auf ein Signal begann die Vertheilung. An jedem Büffet befanden sich zwei tüchtige Gensd'armen, zwei oder drei Mann, um die Eßwaaren auszuwerfen, und ein Commissarius mit der Schärpe, als Gewähr für das Volk, daß Alles loyal zugehen werde. Und plötzlich flogen nach rechts und links, nach vorn und hinten die Pfund-

brodte and die Pasteten zu funfzehn Sous. Lavinen aus der Garküche fielen von oben auf die schnappende Menge, und alle Köpfe, eine Sekunde vorher unbeweglich, wogten nun wie ein stürmisches Meer. Da sah man Hunderte von Händen in die Luft fahren, um sich die Beute zu entreißen, manch' ungeheurer Schlund klaffte schon im Voraus weit auf und kaute, obschon er noch leer war; denn wie gesagt, die gebratenen Tauben fielen vom Himmel. Eine wirklich sinnreiche Idee! meint ihr nicht auch? Brod-Kugeln und Pasteten-Bomben und Hühner-Kartätschen, war das nicht charmant? Und seht nur den Undank! Das Volk hat seitdem auch einmal austheilen wollen, und für die Eßwaaren, die man ihm so oft gespendet, hat es Kugeln zurückgeschickt und ausgerissene Pflastersteine. Es kommt entschieden Nichts dabei heraus, honett mit ihm zu verfahren.

Und wie hübsch waren doch jene Indigestions-Spenden! Welche höchst lächerlichen Vorfälle, welche tragikomischen Episoden zur Veränderung bei diesem Schauspiel! Die Angestellten, welche den Dienst bei den Katapulten versahen, lachten, daß ihnen die Thränen überflossen, und würzten mit tausend tollen Streichen die Ausübung ihrer Pflicht. Bald rikochettirte ein Brod auf den dicht gedrängten Schädeln, wie eine Granate auf dem Erdboden oder wie ein Scherben auf dem Wasser, bald karambolirte ein Schinken mit einigen Nasen. Und ich überlasse euch, die Beulen und Quetschungen zu be-

urtheilen, die zerschlagenen Köpfe und die blau unterlaufenen Augen, die es gab, um so mehr, da heftige Zwistigkeiten unter den Liebhabern entstanden.

Alle Gelüste waren handgemein und kein Stück blieb ganz in denselben Fingern. Niemand war im Stande, einen guten Bissen davonzutragen; man zerriß die Gunst des Herrschers, gleichsam um die unendliche Theilbarkeit der Materie zu beweisen. Da war ein Lump, der am Ende etwas zu essen erwischt hatte: im selben Augenblick schlug ihm ein Wurf die letzten Zähne ein; und nun frag' ich euch: ob es wohl etwas Verdrießlicheres giebt, als eine Speise-Vertheilung, wo man euch vorher die Kinnladen verrenkt?

Das Alles ergötzte die unbetheilten Zuschauer nicht wenig, die gute Gesellschaft nämlich, welche sich in einiger Entfernung außer dem Wirkungskreise der Vertheiler hielt. Unter diesen letztern gab es inzwischen manchmal verteufelt maliziöse Gesellen, welche sich damit belustigten, ihre Kräfte zu üben. Da kam denn ganz urplötzlich ein Brod oder sonst Etwas, kraftvoll geschleudert, über den gewöhnlichen Bereich hinaus, und traf gegen alle Wahrscheinlichkeit den Neugierigen, der sich ganz sicher wähnte, und zerschlug ihm den Arm oder gar den Kopf.

O der Schande! Von einer Bombe oder einem Granatstück verwundet, getödtet zu werden: charmant! aber beschädigt von einer Bratwurst, zu Boden gestreckt von

einem gefüllten Darme: das ist um gleich zu vergehen vor Scham und Aerger.

Ganz anders standen die Sachen an den Wein-Schänktischen. Ich weiß nicht, ob ihr je über die wunderbare Liebe des Volkes zum Weine nachgedacht habt. Für mich ist es ein unerklärliches physiologisches Phänomen, ein Phänomen, welches der Gegenstand meines starren Erstaunens ist, dieser allgemeine, immerwährende, nie zu stillende Durst, diese Trinkwuth, dieser Wahnsinn, seinen Leib zur Tonne für gegohrenen Beerensaft zu machen. Wie! man sollte kein Mittel finden, die arbeitende Klasse von diesem zügellosen Hange zum Trunk und zur Völlerei zu heilen? Es muß im Geschmacke selbst des schlechtsten Weins irgend eine unwiderstehliche Wollust liegen, die sich mit der Zeit enthüllt, oder wenn das nicht des Räthsels Lösung ist, so muß das Volk sehr elend sein, um fortwährend nöthig zu haben, im Rausche das Vergessen seiner Lage zu suchen. Seht nach, welche Läden am besuchtesten sind: immer die Schänken. Die Weinhändler, das steht zu erweisen, sind fast so zahlreich wie alle andere Kaufleute zusammen, und doch findet man stets Kunden an ihren Tischen. Das macht, ohne Trinken geschieht Nichts beim Volke, Trinken ist für dasselbe Anfang, Fortgang und Ende von Allem. Das Erste, was das Volk beim Frühaufstehn thut, ist Trinken, das Letzte beim Schlafengehn, wieder Trinken. Alle Lebensthätigkeit, jedes Begegnen, Wiedersehen, jede

Versöhnung, jeder Verkauf und Vertrag und jedes Versprechen wird verfestigt, besiegelt, eingeweiht und gekittet durch das unvermeidliche Glas Wein. Es giebt sogar Tage, Sonntag und Montag zum Beispiel, welche ganz besonders zur Lüderlichkeit bestimmt sind, an denen man es sich zur Pflicht macht, zu saufen. An solchen Tagen muß man sich nothwendig einen Haarbeutel trinken, man muß sich besaufen: das ist Pflicht und Schuldigkeit. O ihr ewigen Zechbrüder! Wenn sich zwei Freunde begegnen, hört ihr alsbald: Hältst Du mich frei? Trinkst Du einen Schoppen? Wenn sich Zwei um Etwas streiten, so kommt unfehlbar: Ich wette einen Schoppen oder ein Maaß, oder ein Paar Flaschen, daß es nicht wahr ist! — Immer und ewig Vater Noah's Flüssigkeit! Unglückliche Frauen sind gezwungen, ihre Männer in der Schänke zu suchen und sie mit Gewalt fortzuschleppen, damit nicht das ganze Wirthschaftsgeld drauf geht. Man hat keinen Begriff von solcher Monomanie. Wer nur irgend für euch arbeitet, einen Auftrag besorgt, ein Paket trägt oder einen Brief, verfehlt nie, euch ein Trinkgeld abzufordern. Essen? nein, das kann man entbehren; aber Trinken: o das ist unerläßlich!

Die Regierung faßte also das Volk bei der empfindlichsten Seite, als sie ehedem in den Elysäischen Feldern Wein fließen ließ.

Seit Tagesanbruch sah man Banden von Trinkern,

wahrhafte Coalitionen von Säufern, sich nach jener Seite wenden; denn alle diese Leute kannten so gut wie Herr Say die Vortheile der Geselligkeit. Jeder Trupp kam mit Banner und Trommelschlag, tüchtigem Geschrei, tüchtigen Krügen, tüchtigen Armen, tüchtigen Eimern und einer großen Tonne, die im Triumph getragen wurde, obschon sie noch leer war. Auf dem Schlachtfelde angelangt, setzte man die Tonne an einen bestimmten Platz, mit dem Pannier daneben, um die Freunde zu sammeln, und stellte ein paar Schildwachen aus, das Gemeingut zu bewachen. Hierauf reihten sich die Verbündeten in Masse vor einem einzigen Schänktisch, um sich gegenseitig zu unterstützen. Jeder, der einen Eimer oder ein sonstiges Gefäß hatte, stieg auf die Schulter eines Gefährten, und diese Art Doppelmenschen oder Centauren erwartete ungeduldig das Signal zum Angriff.

Endlich kam der ersehnte Augenblick. Der Bohrer spielte seine Rolle, die Fässer waren durch. Eine Zeit lang ließ man höflich genug den Ersten am guten Platz beim Zapfen seinen Henkelkrug mit dem röthlichen Saft füllen, aber bald wurde man des Harrens müde und das Stoßen begann. Zwei verschiedene Zünfte, die Köhler z. B. und die Wasserträger, machten sich die enge Oeffnung streitig. Man faßte sich am Kragen, man schimpfte, Püffe wurden ausgetheilt und empfangen, man suchte sich gegenseitig vom Ehrenplatz zu verdrängen, derselbe

Eimer ging und kam zehn Mal. Von Zeit zu Zeit gelang es einem eisernen Arme, ein paar Minuten sein siegreiches Gefäß unter den kargen Sprudel zu halten; aber plötzlich zwang ihn ein heftiger Stoß zum Weichen. In dieser Ebbe und Fluth konnte es nicht fehlen, daß eben so viel Getränk auf die Erde floß wie in die Kannen, um so mehr, da manchmal ein Kampfesheld, wenn er, zu früh fortgejagt, mit Schmerz sehen mußte, wie sein Nachfolger eine ordentliche Portion des köstlichen Gebräues erwischt, den Rand von dessen Eimer faßte und in seinem Groll den ganzen Inhalt ausgoß, als ob er sagen wollte: Ich habe Nichts, aber Du sollst auch Nichts haben. Da mußte man denn die Köpfe sehen, wie sie weidlich trieften von der Weintaufe, und das Geschrei und Fluchen bemerken, das entstand, und die Fauststchläge, und wie die Krüge auf den Gesichtern zerschmettert wurden!

Indessen trug Jeder, der in diesem Gewühl etwas Anderes erlangte als Püffe, die Frucht seiner Bemühungen in die Gemeindetonne, welche manchmal auf dreiviertel gefüllt wurde, je nachdem die Bande zahlreich und kriegsgewohnt war. Wenn das abgemacht, ging es wieder zum Sturm, während andre Kameraden sich mit den Eßwaaren beschäftigten. Aber kein Brunnen ist unerschöpflich. Wenn die Tonnen der Regierung endlich leer standen, so war die Bestürzung der Liebhaber unermeßlich, und man verfehlte nie, die Wahrheit dieser

Ankündigung in Zweifel zu ziehen. Das Volk ist mißtrauisch und glaubt immer, man will es verkürzen. Da gab es einige starkknochige Lümmel und Queerköpfe, die behaupteten, man betröge sie, und, sie wollten sich selbst Gewißheit verschaffen, ob die Fässer wirklich leer oder ob die Vertheiler eins vergessen, um sich eigenhändig bezahlt zu machen. Alsbald entstand ein hitziges Hin- und Herreden. Die größten Tollköpfe versuchten die Büffets zu erklettern, sie klammerten sich an die Bretter, und die Gensd'armen zerschlugen ihnen die Hände mit den Gewehrkolben, um sie abzuhalten.

Und das Ende war doch, daß man auf Wein verzichten mußte, weil keiner mehr da war. Jeder kehrte zu seiner Fahne zurück, und um die Schänktische blieben die Scherben, die zerschlagenen Gefäße, die Fetzen von Kleidern liegen, und ein zerstampfter Morast von Blut und Wein verpestete die Atmosphäre mit Stickluft und ekelhaften Dünsten. Die Verbündeten aber setzten sich in Marsch nach ihren Vorstädten zurück, indem sie, Besessenen gleich, Sauflieder im Chor anstimmten und der ganzen Stadt das Schauspiel ihrer unsaubern Fröhlichkeit und ihrer Sanskülotten-Völlerei gaben.

Und wenn nur noch Alle nach Hause gegangen wären! Aber da gab es stets Viele, die unfähig waren, sich fortzumachen; sie blieben da, im höchsten Grade der viehischen Herabwürdigung, mit blutigem Gesicht, entstellt und zerlumpt, und schrieen die Vorübergehenden an und

erschöpften gegen sie den Reichthum ihres unsaubern Witzes. Einige waren nun nur noch Kranke, eben zum Hospital und den Pflastern reif. Manchmal setzte ein alter Mann mit rothem Gesicht und Silenusbauch seine Trankopfer im Kreise der Neugierigen fort, trank den Eimer vollends aus, und fiel endlich, gleich den Heloten in Lacedämon, die man betrunken machte, um den jungen Spartanern einen Abscheu vor diesem Laster beizubringen, zur Erde, wälzte sich im Koth, wie ein Ferkel, und schlief fest ein, um seinen Rausch bis zum andern Tage zu verwinden.

Das Alles war im höchsten Grade scheußlich und wahrhaft unanständig. Uebrigens konnte man diesen Vertheilungen auch noch den Vorwurf machen, daß dabei eine gewisse Sparsamkeit, ein ärmlich filziges Wesen, eine Knickerei herrschte, welche der Selbstliebe höchst anstößig war. Ich gestehe meine Schwachheit: ich liebe die Pracht, selbst im Schlechten.

Ich begreife vollkommen jenen Kaiser von China, dessen die alte Tradition erwähnt, wie er einen See graben ließ, den er mit Wein, gleich einem Kelch, füllte, um dort schwelgerische Feste zu geben: — dabei ist doch etwas Großartiges, etwas Erhabenes in der Ausschweifung. Aber bei solcher Gelegenheit kleinlich und genau verfahren und sich karg und knauserig zeigen, die Fässer mit einem Zwickbohrer durchlöchern, damit es das Ansehen habe, als sollte der Springbrunn ewig spielen,

sich unterfangen, den Volksdurst, dessen Grenzen noch Niemand kennt, mit einem paar Tropfen Wein zu löschen, und, die Uhr in der Hand, ängstlich berechnen, wie viele Zeit jedes Faß zum Auslaufen braucht: — das verlohnt sich doch wahrlich nicht der Mühe.

Endlich — dem Himmel sei Dank und Herrn von Belleyme, glaub' ich — haben diese Wein- und Speisevertheilungen in den Elysäischen Feldern aufgehört. Noch eine Reform, die man in Anrechnung bringen muß, ist die, daß man nicht mehr bei den öffentlichen Festen Gensd'armen mit nacktem Säbel sieht: man hat schon genug an ihnen selbst, nicht wahr?

Wenn euch vor einigen Jahren die Regierung irgend wohin einlud, damit ihr euch freuen solltet, verfehlte sie auch nie, um euch zu empfangen, eine zahlreiche Wache aufzustellen, welche mit gezücktem Säbel bereit war, die Leute zusammenzuhauen, ganz als ob man den Feind erwartete. Inmitten der Festesfreude war es ein sonderbares Ding, wie die verteufelt langen Klingen so wankten und drohten und in der Sonne blitzten, wie ich sie oft blitzen gesehen auf dem Greveplatz an Exekutionstagen unter dem Hochgericht.

Jetzt giebt es also weder Säbel noch Wein gratis. Was noch bleibt, ist wirklich die beste Seite von den öffentlichen Festen. Vor Allem ist's das Carré Marigny, das ewige Carré Marigny mit seinen Schaubuden, Seiltänzern, Orchestern- und Kletterstangen.

Wer kennt nicht das Carré Marigny! Wer von uns aus der großen Stadt ist nicht in müßigen Stunden mehr als einmal nach dem geräumigen Orte gegangen, der seit Menschengedenken der Sammelplatz der Ballonschläger, der Ballspieler und Kegelschieber ist?

Auch thut es mir wahrhaft leid, wenn ich bedenke, wie an den öffentlichen Festen alle diese achtbaren Bürger in ihren liebsten Gewohnheiten und Freuden gestört werden. Da ist von keinem Ballon=, Ball= noch Kegelspiel mehr die Rede. Symphonien lassen sich von verschiedenen Orten hören, besoldete Minstreels werfen von ihrem Gerüste kleine Päckchen gedruckter Gedichte herab, und ein Regen von Versen zum Lobe des Herrschers, der seinem Volke so schöne Feste giebt, fällt auf die Häupter der Umstehenden, und alle diese kleinen weißen Zettel flattern hierhin und dorthin, wie Schneeflocken.

Und doch bilden sich, trotz der glühenden Sonne, die Quadrillen beim Klange der Violine, der sich in den Lüften und im Lermen der Menge verliert, und die Contretänze gehen ihren Gang. Reiner Profit für die Stammgäste der Tanzböden! denn heut' bezahlt auch der Herr Nichts. Nur heran! ihr werdet euch ergötzen; denn bei solcher Gelegenheit giebt's immer einen Burschen, der den Spaßmacher der Gesellschaft vorstellt, und durch seine artigen Scherze den Ball erheitert.

Während man hier auf Gottes Erdboden tanzt, geht es auch dort auf den Seilen los. Die akrobatische Ge=

sellschaft der Madame Saqui giebt eine Vorstellung in freier Luft. Demoisells, welche man nur beim Kerzenschein zu sehen gewohnt ist, treten bei hellem lichten Tage auf mit ihrer geschminkten gelben Haut und ihrem verblichenen Flitterstaate. Pagliasso streicht ihnen Kreide unter die Sohlen, sie erfassen die Balancirstange, und dort geht's hin auf dem elastischen Tau, mit kleinen Schritten springend, zephyrgleich schwebend, aufsetzend und wieder emporgeschnellt, wie ein Federball auf der Rakete, während Pagliasso sein spitzes Hütlein unterhält, um sie aufzufangen, wenn sie etwa herabfielen.

Stellt ihr euch denn recht vor, in welcher Lage ein junges Mädchen mit einem übermäßig kurzen Rocke ist, das so dreißig Fuß über dem Boden als Lufttänzerin, wie ein Vogel über dem See von Menschenköpfen schwebt? Zwei- bis dreitausend Augenpaare besehen sie von oben bis unten, und doch muß sie alle Stellungen annehmen, sie muß sich setzen, muß wieder aufstehen, das Bein ausstrecken — —

Es ist wahr, diese Bajaderen tragen Pantalons; aber demungeachtet muß ein junges Mädchen, glaub' ich, von Kindheit auf an dergleichen gewöhnt sein, um sich, ohne zu erröthen, so den Blicken preiszugeben.

Wenn Seiltänzer von allen Größen erschienen sind, vom kleinsten Kinde, das kaum gehen kann, bis zu Pagliasso, welcher, der Keckste von allen, stets ohne Balancirstange tanzt, wird das Seil abgespannt, das

Gerüst aufgerichtet, und Jeder, immer wieder nach der Größe, muß den Anlauf nehmen und, bei dem elastischen Schwungbrette aufsetzend, den Salto mortale machen. Pagliasso, stärker als die Andern, macht ihn durch mehrere mit Papier überzogene Reifen, die er im Ueberschlagen zersprengt.

Machen wir jetzt eine halbe Wendung. Da stehen wir im Angesicht eines Theaters, wo man seit früh dieselbe Pantomime zwanzig Mal wiederholt. Auf diesem Theater sah ich alle Großthaten der Restauration aufführen. Da überzog ein französisches Heer von zehn Veteranen ein Königreich Spanien von zehn Quadratfuß und stürmte einen Trocadero von Pappe; da wurde die Schlacht von Navarin zwischen zwei Kähnen geliefert und eine griechische Bevölkerung von vier Männern, drei Frauen und zwei Kindern dankte mit gen Himmel gehobenen Händen der Befreiungsarmee, abermals aus den zehn Veteranen bestehend; endlich beschoß eine Flotte von einem einzigen Schiffe eine Stadt mit einem einzigen Hause, welches Algier vorstellte, und die ewig wiederkehrenden Veteranen bewirkten mit Glück ihre Landung, trotz der vier oder fünf Beduinen, deren jeder an diesem Tage mindestens sechszig Mal getödtet wurde.

Weit dramatischer, als alle diese Dramen, ist eine Kletterstange. Wir haben deren vier um uns. Sie haben an ihrem Fuße ungefähr achtzehn Zoll Durchmesser, und sind natürlich sehr glatt; noch dazu bestreicht man

sie jedesmal, wenn man sie braucht, von oben bis unten mit einer dicken Lage von schwarzer Seife, Schmalz, Talg, altem Oel und Theer, so fett und unreinlich man es sich nur denken kann. Das ist sehr einladend, seht ihr! Aber ist es nicht offenbar eben so mit dem Wege, der zur Größe führt? und wenn man den Gipfel zu erreichen hofft, kehrt man sich dann wohl an einige Flecken, die man unterweges auf sich ladet?

Wenn die Stangen wohl eingeschmiert sind, so werden sie aufgerichtet. Sie sind mit einer Fahne versehen, der Wimpel, welcher den ersten Preis vorstellt, flattert schon auf dem Gipfel, aber die Krone ist noch unten. Diese Krone, muß ich euch sagen, ist ein Reifen mit Laub bedeckt, an welchem die Preise befestigt sind; sie bestehen aus Silberzeug, zwei Bestecks, einem dickbäuchigen Becher und einem abscheulichen Bratenwender von Uhr. Wenn nun Alles ordentlich festgemacht ist, so wird die Krone mittelst eines Flaschenzugs, dessen Strick in einem Falze läuft, aufgehißt. Das Silberzeug, welches in der Sonne blitzt, dient dazu, die Liebhaber anzulocken; man macht sie lüstern durch das Auge.

Am Fuße des Mastes ist eine Art von Graben, eine Circumvallation, wo man die Gensd'armen aufstellt, daß Alles mit Ordnung zugehe.

Aus diesem mit einer Barriere umgebenen Graben seht ihr die Bewerber nach einander hervorkommen.

Das ist kein gewöhnliches Volk, o nein! nicht der Handwerker, dem ihr, wie ich, gewohnt seid zu begegnen.

Es sind Gestalten, die man nur an einem solchen Tage sieht, unheimliche Galgenphysiognomieen, wahrhaft wie Banditen in ihrem Wesen, wie Kerls von der Zuchtpolizei, oder Solche, die sich grade vor die Guillotine stellen, wenn Einem der Kopf abgeschnitten wird; ein Gesindel, gegen das die Lumpensammler und Stiefelputzer als eine Hoch-Aristokratie gelten können. Man fühlt sich halb glücklich in seiner Lage, wenn man diese Art Wilden sieht, wie sie sich den Blicken der Menge, in einem Zustande fast gänzlicher Nacktheit, aussetzen, die Beinkleider hochmöglichst aufgeschürzt bis auf die Dicke der schwarzen, schmutzigen, cynischen Schenkel.

Die Ersten, welche das Aufsteigen versuchen, hoffen auf Nichts, wie ihr wohl denken könnt; es ist nur, um die Sache in Gang zu bringen, um die Straße zu bahnen und zu säubern. Sie reiben das Fett mit ihrem Leibe ab, sie kratzen das Fett mit den Händen herunter, und werfen ganze Fäuste voll auf die Erde. In allen Dingen sind die ersten Schritte die schwersten, obschon die minder glorreichsten. Fast nie erntet der des Unternehmens Früchte, der es angefangen hat; es trägt ihm nur Unannehmlichkeiten ein. Der Mast ist unten viel dicker, als höher hinauf, daher ist es viel schwerer, ihn zu umfassen und daran aufzuklimmen; aber das ist dem Publikum gleich viel: die ersten Anstrengungen, was

auch ihr Verdienst sein möge, bleiben dunkel und unbekannt. Das Publikum nimmt an ihnen keinen Antheil.

Aber nach und nach kommt man höher. Die Erfahrnen mischen sich hinein, die Helden der Rotte, diejenigen, welche schon in dieser Art einen alten Ruhm haben, an deren Großthaten man sich erinnert, und die gewohnt sind, seit langen Jahren diese Preise davon zu tragen, wie die berühmten Athleten des Alterthums; — diese gebrauchen ihre Kraft nicht gleich beim ersten Anlauf, sie schonen sich, sie steigen langsam, aber sie kommen weiter als die Andern; sie erschöpfen sich nicht, ärgern sich nicht und ruhen sich weislich aus von Zeit zu Zeit. Alle (das wird verstattet) tragen am Gürtel Säckchen mit Asche, um das Fett damit zu bestreuen und minder schlüpfrig zu machen.

Demungeachtet sieht man noch lange Zeit nichts als eitle Bestrebungen; bis zu einer gewissen Höhe gekommen, gleiten die Bewerber rasch wieder abwärts. Es scheint dort ein verhängnißvoller Punkt zu sein, den man nicht überschreiten kann, der das Maaß menschlicher Kraft bildet. Auch giebt es gar einige Tölpel, welche nicht halb so hoch kommen, und, wenn sie sich kaum über die Menge hinausgehaspelt, plump wieder zurückfallen, unter allgemeinem Gelächter. Glaubt man da nicht einen jener Ehrsüchtigen ohne gerechten Anspruch, jener abgewiesenen Postulanten zu sehen, die nur

dahin gelangen, sich einen Augenblick zu zeigen, um gleich darauf in ihr natürliches Dunkel zurückzufallen, mit Koth und Schmach und Hohn bedeckt?

Endlich ist der Zauber gebrochen; ein starker Gesell hat den Punkt überschritten, wo man bis dahin stutzte; nun wird ihn alle Welt überschreiten. So sind die Menschen, sie bedürfen nur des Beispiels: sobald eine Sache als möglich erwiesen, ist sie fortan für Niemand schwer. Unser Mann steigt indessen immer höher, er hat eine gute Strecke zurückgelegt, aber er ist müde und wird matt. Man ermuntert ihn, er hat nur noch ein paar Fuß zu überwinden — wird er des Glückes Gunst im Stich lassen? Er strengt sich an, aber er gewinnt keinen Schritt, verliert aber auch keinen; er hält an und ruht sich aus. Von allen Seiten hört man das Rufen: Er kommt hin! Er kommt nicht hin! Fort, armer Tantalus!

Nach drei Minuten einer Rast, welche an und für sich schon ermüdet, beginnt er wieder klettern zu wollen, aber vergebens; er erschöpft sich und kommt nicht vorwärts. Er scheint sogar zurückzuweichen; ja, ein paar Zoll ist er wirklich herabgeglitten. Hartnäckig klammert er sich an, er ermannt sich, es gelingt ihm, wieder zu gewinnen, was er verloren hat. (Beifallsbezeugungen.) Aber diese übernatürliche Anstrengung hat ihm den Rest gegeben. Was! bis dahin gekommen sein und den kleinen noch übrigen Zwischenraum nicht zurücklegen kön-

nen? Grausame Lage! Unaussprechliche Qual! Ein Gemurmel erhebt sich nun auf einmal, halb Mitleid, halb Spott, und der arme Teufel gleitet am Mast viel schneller herunter, als er hinaufgestiegen.

Das heißt seiner Arbeit Lohn verdienen! Er gleicht einem Hofmanne, der seit der zartesten Jugend nach der Stelle eines ersten Ministers geschielt, viel Qual erlitten, um dies Ziel seiner Wünsche zu erreichen, von Staffel zu Staffel auf der Leiter der Würden gestiegen, nun an den Gipfel hinauflangt und schon alle Hindernisse übersprungen zu haben glaubt — da verliert er plötzlich das Gleichgewicht, strauchelt, stürzt aus Himmelshöhen in den Koth hernieder, und entzückt alle Neider seines Glücks durch das Schauspiel seines Falles. O welch ein Sinnbild ist solch eine Kletterstange! welch unerschöpflicher Gegenstand moralischer Betrachtungen! Welche hohe Lehren, welche erhabenen Gleichnisse in diesem Schauspiel, das nur denen unbedeutend scheint, die es nicht zu begreifen vermögen! O wenn wir einen Philosophen hier hätten, was für schöne Dinge würde er uns sagen über die Eitelkeit des menschlichen Hoffens, über die grausamen Täuschungen der Ehrsucht, über die Schwierigkeit, auf dem schlüpfrigen Wege zu Glück und Ehrenstellen emporzukommen!

Aber das Beispiel des Armen, der von so hoch gefallen, hat bewiesen, daß man bis dahin kommen kann; Andre, minder verdienstvoll, werden mehr Glück haben.

Da klettert schon Einer, ein Andrer folgt ihm, dann kommt ein Dritter, Vierter, Fünfter. Seht die Industrie! Sie dienen Einer dem Andern zum Fußschemel. Der Erste setzt seinen Fuß auf die Schultern des Zweiten, der Zweite auf die des Dritten und so fort. Wenn sich der Häuptling der Rotte gut ausgeruht hat, macht er sich wieder auf den Weg. Wird er hinkommen? Ja. Es ist Amerigo Vespucci, der dem Columbus den Preis seiner Müh' und Arbeit raubt. Er streckt den Arm aus, noch ist er nicht nah' genug. Er klettert noch ein wenig höher und streckt wieder den Arm aus. Dies Mal geht es, er faßt die Krone, erklimmt endlich die Spitze des Mastes, reißt den Wimpel ab, als ersten Preis, läßt einen stolzen Blick über die Menge schweifen, und steigt mit seiner Beute herab. Es ist geschehen; der Mast ist seiner ganzen Länge nach abgerieben, die silbernen Geschmeide werden abgenommen, aber Einer darf nur immer einen Gegenstand erhalten. Nicht immer kommen sie mühlos zum Ziele. Die vier Masten werden nicht zu gleicher Zeit beraubt: doch ist es, glaub' ich, unerhört, daß einer als unersteiglich übrig geblieben wäre.

Inzwischen ist die Sonne hinter den Bäumen verschwunden, man geht zum Essen und kommt zum Feuerwerk wieder.

Die Illumination beginnt. Die von der Regierung mit Patenten versehenen Kaufleute hängen Fahnen über ihre Thüren und Transparents mit schönen Devisen.

Ueberall Taxus mit Lampen behängt und Guirlanden von bunten Gläsern, und in der Ferne das Pantheon mit seinen Feuerbändern und seiner Kuppel, die zum Himmel aufragt.

Die Menge bleibt sich immer gleich in den Elysäischen Feldern, ungeachtet der halb todten, trunkenen Leute, welche man unter seinen Füßen findet, ungeachtet des Talgs, das auf die Köpfe trieft. Das Feuerwerk wird frühzeitig abgebrannt; es geschieht auf dem Platze Ludwigs XV. Alle Umgebungen, alle Quais, die Königsstraße, die Terrasse der Tuilerien sind mit einer dichtgepreßten Volksmenge bedeckt. Die Pariser sind unersättlich beim Feuerwerk. Obgleich es immer dieselbe Geschichte ist, so fehlten sie doch nicht, um alles Gold der Erde, bei einem einzigen, wenn sie es auch schon funfzig Mal gesehen haben. Stunden lang wartend, sind sie auf den Füßen, um ein schales Vergnügen von wenigen Minuten zu erkaufen. Und Gott weiß, was während dem für Schnupftücher, Dosen, Uhren und Börsen gestohlen werden! Das ist aber noch nicht Alles; noch eine andere Unannehmlichkeit erwartet die Frauen in solchem Gewühle.

Gewisse Tolldreiste drängen sich nur hinein, um sich sonderbare Freiheiten zu erlauben. Durch das Gedränge und die Finsterniß begünstigt, kommt manche Sünde, manche unstatthafte Berührung vor, würdig, das empfindliche Genie des Pater Sanchez in Thätigkeit zu

setzen. Was ist das für ein Flegel, für ein Lümmel, für ein Schlingel?! — Von wem reden Sie, Madam? — Sie sind unverschämt, lassen Sie mich zufrieden! — Das hört man unausbleiblich rings um sich her.

Aber plötzlich wird das Zeichen gegeben. Herr Ruggieri, der Stadtfeuerwerker, läßt seine pyrotechnischen Meisterschöpfungen in Brand setzen.

Die Feuertöpfe beginnen zu arbeiten. Bomben, Sterne, römische Lichter, Raketen, Brillantschwärmer, Sonnen, Garben, bengalische Feuer, Nichts fehlt. Gerüste, wie große Skelette anzuschauen, entzünden sich und speien Flammen. Kaskaden von Salpeter und Schwefel durchkreuzen zischend ihren Funkenschaum. Und dann kommen die Unfälle, ohne die es kein vollständiges Fest giebt. Die Raketenstäbe, senkrecht aus einer Höhe von dreihundert Fuß herabfallend, zerschlagen die Hüte sammt den Köpfen, und zu des Glückes Vollendung donnern zwanzig Mörser auf einmal.

Eine Schlacht kann nicht mörderischer sein; wenigstens müßt ihr mir zugeben, daß es für einen Menschen, der zu seinem Vergnügen hergekommen, sehr unangenehm ist, wenn er Arm oder Bein suchen muß.

Die Furcht gewinnt immer mehr Raum, man bricht auf, man bereitet sich zur Flucht, als urplötzlich eine blendende Helle den Dunstkreis röthet: es ist das Bouquet, nach dem man Alles beurtheilt, welches entscheidet, wie man über den ganzen Tag denken soll, weil der

letzte Eindruck immer der herrschendste bleibt. Es ist wie ein ungeheurer Bund von Blitzen und Donnerkeilen, dessen Halt reißt, so daß sie sich in alle Fernen des Raums zerstreuen; Hunderte von Raketen, von Millionen Schwärmern begleitet, schwingen sich auf einmal mit furchtbarem Gezisch empor, wie flammende Drachen; sie rennen und überholen sich, feurige Furchen durch den Himmel ziehend; man sieht sie über seinem Haupte: sie fallen, sie fallen!

O dann, dann ist es ein Schrecken, eine Verwirrung, eine Auflösung, die sich nicht schildern läßt; man stößt sich, erdrückt sich, alle Ausgänge sind zu schmal. Während der Zeit erdröhnen die Schüsse, Feuerregen fällt von allen Seiten Endlich steigen die drei Schluß-Bomben majestätisch auf, sie platzen und verschwinden als weiße Sterne, und Alles versinkt wieder in Nacht und Dunkel.

Sogleich setzt sich die Volksmenge in Bewegung, und Alles schwatzt über die Vergnügungen des Tages. Ungeheure Kolonnen wenden sich nach den entlegenen Vorstädten, es hört sich an wie der Tritt eines unzählbaren Heeres. Die Väter streiten sich, indem sie mit ihren Frauen die schlafenden Kinder fortschleppen. Die Einen (es giebt der Art Leute, Optimisten und Admiromanen, die Alles süperb finden, und die Wuth haben, stets befriedigt zu sein) vertheidigen das Fest, als wahre Bürger der Stadt Paris, und weil es etwas ist, das ihre

Selbstliebe persönlich angeht; Andre im Gegentheil (Opponenten und Tadler von Natur) leugnen nicht, daß sie unzufrieden sind, und verschwärzen Alles, womit man sie regalirt hat. Das Bouquet war mager! das ist doch gar nichts gegen die Feuerwerke zur Zeit des Kaisers! Ja, das war schön! Bei der Vermählung und bei der Geburt des Königs von Rom! Etwas Aehnliches wird man aber auch nie wieder sehen!

So sprechend, kommt man nach Hause, mitten durch die Feuerfrösche, welche von Spaßvögeln unter die Füße geworfen werden, und durch die lauernde Polizei. Die Thürsteher und Thürsteherinnen, welche, an ihren Posten gefesselt, versucht haben, von weitem die steigenden Raketen zu sehen, fragen mit verschämter Miene nach Neuigkeiten vom Feste, — dann legt sich Jeder zerschlagen und abgemattet, halb todt zu Bett, aber doch bereit, wieder anzufangen, wenn man es wieder wird haben wollen, und fest überzeugt, daß er sich ganz wundervoll divertirt habe.

Amadeus Pommier.

Der Kirchhof des Pater La Chaise.

Ein frommer Ruf, deß sich Natur erfreut als Gabe,
Er sagt Euch: Betet, weint auf diesem stillen Grabe!
Die Aeltern schlummern hier, im Tod' noch ungetrennt,
Der Trauer nnd der Lieb' ehrwürd'ges Monument...
Wo die vergang'ne Zeit harrt auf die Folgezeit,
Wo jedes Körnchen Staub dem Leben einst geweiht.
Delille.

Gegen Ende des vergangenen Sommers ergriff mich ein Anfall jener tiefen Schwermuth, jenes Instinkts einer geheimen Abneigung gegen Menschen, das bittere Andenken einer unklaren Vergangenheit und ein Müdesein von den Angelegenheiten des Augenblickes. Dieser Stimmung hingegeben, möchte man gern aus dem Bezirke der Stadt entweichen, hinter sich lassen die allzu ausgesprochenen Formen des geselligen Lebens, sich entfernen von dem, was falsch, künstlich, im Mißlaut mit der Natur ist, kurz, seines Gleichen fliehen.

hen.... — Und wenn ihr denn nun, noch erfüllt mit dieser düstern Laune, aber mit schon sanfterer Trauer, einen Hügel ersteigt, von dessen Gipfel aus ihr die große, volkreiche Stadt, das weite Paris, überschauen könnt, so läßt euere Träumerei sich zu der philosophischen Richtung verleiten, in der auch Volney über seine Ruinen nachdachte! Ihr bewundert die Macht der Zeit, der Industrie, der Civilisation in diesem staunenswerthen Gewimmel von Häusern, die unter ihren Massen euch den Anblick der Ebene, die Ufer eines Flusses und zahlreicher Hügel rauben, jener Häuser, welche, eins nach dem andern, Tag vor Tag, jedes neben dem andern, sechszehn Jahrhunderte mit sich gebracht haben. Ihr leset die Züge der Geschichte auf den Giebelfeldern der königlichen Gebäude wie auf der schwarz gewordenen Toga der Denkmäler; ihr befragt die Moral und das menschliche Elend, Religion und Politik in diesem Gemenge von Domen und gothischen Thürmen, Tempeln und Kirchen, Palästen und Hospitälern, das mit Einem Mal stehen geblieben zu sein scheint. Alles nährt euere Betrachtungen, sowohl dieser Kontrast der Unbeweglichkeit der Gebäude gegen die Bewegung des menschlichen Ameisenhaufens, der ihnen innewohnt, als das gleichförmige Getöse, das so vieles verschiedene Geschrei hervorbringt, gleich dem Summen eines unermeßlichen Bienenstockes, das man hört, ohne dessen Einwohner zu sehen, so wie jener Nebelvorhang, der über der Mitte

der Stadt ruht, ohne sich jemals ganz zu heben ..... ja Alles, bis auf diesen launenvollen Rauch, der hier in schwarzen, dicken Wolken aufsteigt und dort in leichten Wellen dahin fliegt, seine Beweglichkeit auf dem Azur des Himmels abzeichnend und in durchsichtigem Dufte entschwindend.... — Ich ging daher nach dem Montmartre zu, dem einzigen Orte, wo Fremde und Pariser zu ihren Füßen das Gemälde der Hauptstadt sich aufrollen sehen, als ich mich erinnerte, daß ich auf einem östlichen Hügel dasselbe Schauspiel bei noch malerischerem Anblicke haben könnte. Auf der Stelle richtete ich meine Schritte nach dem Kirchhofe des Pater La Chaise.

Träumerisch hinschlendernd, vergaß ich die Entfernung, die sich, ohne daß ich's bemerkte, abkürzte. Ich brauchte nur noch durch eine lange Allee des Boulevard zu gehen. Eine Frau und ein Knabe eilten mir entgegen, und boten mir Kränze an, die sie in großer Menge auf Stöcken trugen. Es gab deren ganz weiße, ganz gelbe, ganz grüne, so wie vielfarbige, und sie waren sämmtlich von Immortellen gewunden. Der Anblick dieser Kränze erweckte lachende Ideen des Alterthums in mir. Wie viel mußten deren damals an den Zugängen der Tempel verkauft werden, als man noch so viele Göttinnen zu verehren hatte! Doch erinnerten mich einige ganz schwarze Kränze an ihre Bestimmung. Ich sah das junge Mädchen an, das sie mir darbot,

dann die Mauer des Kirchhofes, die längs des Boulevard hingeht, und ein spöttisches Lächeln trat auf meine Lippen...... Ich bemerkte schnell, wie sehr die Zahl dieser Sträußermädchen sich vermehrt habe, als Anzeichen eines anderen Anwuchses, auf welchen meine Ideen sich noch nicht gerichtet hatten.

Die Umgebungen des Pater La Chaise sind von diesen Blumenverkäuferinnen, von Schänkhäusern und Werkstätten für Grabdenkmäler bevölkert.

Mehr vielleicht als jeder andere Umstand bezeugt die Anzahl dieser Marmorarbeiter den furchtbaren Anwuchs, von dem ich sprechen will. Eine ganze Straße, welche an die Barriere von Aulnay stößt, ist von beiden Seiten nur allein mit ihren Magazinen besetzt. Die Grabsteine, die Gitter, die Kreuze von allen Formen und Preisen sind in derselben Ordnung und mit eben so viel Putzsucht dort aufgestellt, wie die Acajoumeubles in unseren Bazars oder den Läden der Vorstadt Saint Antoine. Reihen von großen, kleinen und mittleren Urnen fassen die Trottoirs ein, und im Kleinen ausgeführte Grabmäler bilden gleichsam Sammlungen von Miniaturen, wie die Uhren der Bijouterie-Händler. Nichts ist vernachlässigt worden, um den Ankündigungen von Grab und Begräbniß einen Reiz zu verleihen. Selbst in den Aushängeschildern hat man zu verführen gesucht. Hier wendet man sich an Lafontaine's Grab, dort an das Grab Heloisens und Abeilard's, weiter hin

an das des Generals Foy. Die Unternehmer haben gehofft, daß der Sohn, der mit gesenkten Augen hinter dem beweinten Sarge einhergeht, doch einmal wenigstens diese aufschlagen und eine Erinnerung mitnehmen könne. Es hat selbst eines Polizeibefehls bedurft, um der Industrie die Erlaubniß zu versagen, sich in die Leichenbegleitung zu drängen und innerhalb des Kirchhofes ihre Anerbietungen zu machen. So steht sie denn jetzt bloß an den Thüren der Mairieen und spürt den Todesanzeigen nach. Für diese Klasse von Menschen ist das Leben nur eine Schmarotzerpflanze des Todes.

Die Menge der Todesfälle täuscht manchmal die Spekulationen dieser Marmorarbeiter. Ich betrachtete ihre Ateliers mit einer Art von Neugierde. Einen von ihnen hörte ich sich über das beklagen, was er die todte Jahreszeit nannte. „Glücklicherweise, fügte er hinzu: werden die Blätter bald fallen, der Herbst rückt an, und da werden uns schon ein paar derbe Leichen zuwachsen."

Der Eintritt in diesen direkten Zugang zum Pater La Chaise würde der Seele den ersten Eindruck einer Trauer verleihen, die bei der Annäherung zu einem solchen Aufenthalte so natürlich ist, wäre man auch nicht vorher schon auf dem Wege durch einige öde Gassen dazu vorbereitet worden, und schnürte sich nicht vor dem Anblicke eines großen, ganz neuen und noch nicht völlig ausgebauten Gefängnisses mit seinen hohen Mauern, zahlreichen Fenstern mit Eisengittern, dicken Thürmen

und furchtbarem Bastillen-Ansehen das Herz zusammen. Ein Gefängniß auf dem Wege zu einem Kirchhofe! Welche grausame Unvorsichtigkeit! Wird man denn auf die moralische Seite solcher Einrichtungen nie Rücksicht nehmen? Ein anderes Gefängniß steigt zugleich unweit des Raumes empor, wo die Feste und Spiele des neuen Tivoli sich entfalten. Welcher Kontrast! Und in welchem von diesen beiden Gefangenenhäusern soll man nun die Idee des Gesetzgebers suchen? Ist sie hier Hohngelächter? Ist sie dort Unmenschlichkeit? — Nein, keins von Beiden, sondern Unüberlegtheit und Unbesonnenheit überall.

Die Thore der beiden Städte, nämlich des todten Paris und des lebendigen Paris, sind ganz nahe bei einander. Die Wächter des einen und des andern können sich sehr leicht hören, sich antworten und verbrüdern. Nur die Breite der Chaussée und der Nebenalleen des Boulevard trennt die Barriere von Aulnay von dem Eingange in den Kirchhof.

Vor der Façade dieses Einganges, der sich im Halbmond einsenkt, grandiös wie nur ein Eingang zum Park von Versailles sein könnte, hielten Fiacres, Chaisen und glänzende Equipagen. Alle Augenblicke kommen neue. So kommt denn Jeder eines Tages hierher, um nicht wieder zurückzukehren; was verschlägt's, in welchem Wagen es immerhin sei? Die Gleichheit beginnt mit der andern Seite der Schwelle. Dahinein

kam Niemand als zu Fuß. Die vornehmen Besucher schienen mir die bescheidensten Fußgänger mit weniger Hochmuth anzusehen: denn hier drückt sich das Gefühl der grausamsten Wirklichkeit der Seele ein und erweicht ihren Stolz. Unstreitig wird es an dem verhängnißvollen Tage immer noch einen Unterschied in der Kleidung geben, Kiefer und Weide werden auf Sackleinwand und grobes Tuch folgen, eine doppelte Einrahmung von Cederholz und Blei wird die Stelle der feinsten Seide und des Cachemire vertreten; aber wen wird man so in ein schlechtes oder kostbares Holz kleiden?.... Die Grabeswürmer, für die man von allen Seiten in diesem Bezirke den Marmor und die Bronze baut, sind die wahren Bewohner dieser Todten-Paläste.

Ich bemerkte, daß Jeder, so wie ich, jenes plötzliche Gefühl empfand, durch welches man leis' und ernst zu sprechen beginnt, wodurch der Ausdruck geheimnißvoll und zurückhaltend sich bildet, sobald man nur in diesen weiten Bezirk tritt, gleich als ob man in die Kammer eines Kranken gelangte, dessen Schlaf man nicht gern stören möchte. Man gehorcht einer Art von Schrecken und Rückkehr in sich selbst. Es scheint, als lauschten unter der Erde Ohren, die uns hörten. Ach! unter so vielen Worten, welche Menschenlippen entströmen, wie wenige würde man entschlüpfen lassen, wenn man gewiß wüßte, daß ein unsichtbarer Zeuge sie hörte! Der Mensch spricht zu viel von einem Gott und glaubt

nicht genug an seine Allgegenwart. Er nennt ihn überall und erinnert sich seiner nirgends.

Ich hielt mehrere Kränze in der Hand. Welchem Grabe sollte ich sie weihen? Acht Jahre sind seit dem Tage verflossen, wo ich der Vermählung eines meiner Freunde beiwohnte, einer Verbindung auf dem Sterbebette, dem letzten Troste einer Hinscheidenden!... Es giebt eine Krankheit, welche die grausamste von allen ist, denn sie wüthet mit der größten Stärke gegen die Jugend und verzehrt die Organe des Athemholens. Erkennt sie der Arzt, so wendet er sich mit Trauer ab, ohne Hülfsmittel gegen ihre Gewalt. Nun denn, in dem Busen der Neuvermählten lag der zerstörende Keim bereits im höchsten Grade seiner Entwickelung. Der junge Mann, den sie liebte, und der ihr gleiche Liebe weihte, hatte nicht Egoist genug sein können, um sich diesem eitlen Trugbilde einer Vermählung zu entziehn. Wie viel mußte er dabei leiden! Die Neuvermählte verstattete nicht, daß man auch nur einen der dabei üblichen Gebräuche weglasse oder abkürze, mochten sie auch in einer sehr kalten Kirche das Fortschreiten der Krankheit beschleunigen.... Wie ich sagte, es war der letzte Trost einer Sterbenden. Wir führten sie in das Haus ihres Gatten. Ich nahm die junge Kranke unter den Arm, ich half ihr die Treppe heraufzusteigen. Es geschah mit vieler Mühe. Ach! welcher Gedanke beschäftigte mich dabei! der Gedanke, daß die Unglückliche sie

nie lebend wieder herabsteigen werde. Als sie nun in das hochzeitliche Gemach eintrat, verbreitete sich ein Strahl von Glück über ihre bleichen Wangen, und glänzte darauf wie eine Hoffnung der Genesung; aber im Augenblicke darauf keine Spur des Schimmers mehr! Sie legte sich nieder, ließ ihren Strauß aufhängen, ihre Hochzeitkleider sich zu den Füßen ausbreiten. Zwanzig Tage lang sah sie sie lächelnd an; am einundzwanzigsten hörte sie auf, sie zu sehn.... Ich hatte sie an den Altar geleitet, ich mußte es auch zu ihrer Ruhestätte thun. Man begrub sie auf der Höhe, der alten großen Eingangsthür gegenüber. Eine Thräne floß, als ich schied, aus meinen Augen, ich wandte mich, und sah deutlich den Ort, wo die jungfräuliche Gattin ruhte, und weihte ihr einen letzten Gruß.

Seitdem war ich glücklich genug, Niemand, der mir theuer war, an diesen Ort geleiten zu müssen. Immer bin ich auf meinem Lebenswege fortgewandelt, ohne an alles das zu denken, was die Sichel des Todes unterwegs abmähete. Stellte sich das Andenken an den Pater La Chaise einmal flüchtig meinem Geiste dar, so sah ich ihn so, wie ich ihn damals gesehen hatte, mit seinen schon zahlreichen, aber zerstreueten Gräbern und zwischen ihnen leere und unbenutzte Stellen.

So wendete ich denn auch jetzt beim Hineintreten meine Blicke nach der Seite, wo ich meine Kränze hinlegen wollte. Wie albern war ich doch, und wie groß

war mein Erstaunen, ja fast möchte ich sagen, mein Schreck! So ungefähr mußte wohl vor funfzehn Jahren das Staunen des Ausgewanderten sein, der dreißig Jahre fern von seinem Vaterlande gelebt hatte, wenn er in Paris die geräumigen Gärten, die unbebauten Strecken, die grünlichen Moräste suchte, die er bei seinem Fortgehn zurückgelassen, und jetzt dort Massen von Gebäuden, prachtvolle Stadtviertel erblickte, die sich mit dem Glanze und dem geräuschvollen Anstrich der modernen Civilisation erhoben hatten. Mein Staunen war kein minderes bei dem Anblicke dieses Waldes von Taxusbäumen und Grabdenkmälern, welche seit so wenigen Jahren auf dem Kirchhofe des Pater La Chaise sich gedrängt, geschichtet, gehäuft hatten. Welche Bäume und Sträucher! Welche Bronze, Marmor, Granit, Steinwerk aller Art! Welche Gitter von allen Massen, Säulen, Pyramiden, Statuen, Mausoleen und Grabformen! Welche Inschriften, Eigennamen, Titel und Wappen! Welche Kreuze, Festons und Attribute! Welche Männer, Weiber und Kinder, alle leblos, alle sonst am Leben! Welche Eroberungen, welche Reichthümer, welch Kaiserthum! „Nein!" rief ich aus: „das ist nicht mehr das einfache Feld der Ruhe, das ist die prachtvolle Stadt einer Bevölkerung von Leichnamen!"

Aber wie? die Lebenden nehmen den Todten den Platz dort weg und streiten sich mit ihnen über ihr letztes Asyl? Fromme Reisende, ich sehe euch knieend vor

diesen Grabmälern, auf denen die symbolischen Attribute des Verscheidens ausgehauen sind, wo eure Leichtgläubigkeit sterbliche Ueberreste ehren will, wo ein Name über der Pforte eingeschrieben steht. Steht auf, schaut schärfer, es ist ein leeres Mausoleum! Der Eigenthümer dieses Denkmals, noch in der Blüthe seiner Jahre, schwimmt mitten in Genüssen. Wißt ihr denn nicht, daß es mit zum Reichthume der Hauptstadt gehört, sein Hotel in Paris, sein Landhaus zu Saint-Cloud, eine Loge im italienischen Theater und ein Grab beim Pater La Chaise zu haben? Dieses sind Gewölbe für eine Wohnung, die der Besitzer beziehen wird, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Im voraus wählt er bei den Strahlen der Sonne, welche seine Asche nicht wieder erwärmen wird, diejenige Lage, die ihm am besten gefällt, auf einer Anhöhe oder tief unten, in einer Nachbarschaft nach seinem Geschmacke, die Einsamkeit oder die große Welt und das glänzendste Viertel; der Pater La Chaise hat auch seine Grabstein-Aristokratie und seine Vorstädte. Jedenfalls aber beneidet mir den Reichen nicht, von dem ich eben sprach. Als er mit so vielem Luxus baute, war er weit davon entfernt, vorauszusehen, daß im Jahre 1830 eine Revolution sein Haupt mit denen so vieler andern beugen werde. Seitdem habe ich sein Hotel besucht: in dem Hofe fand ich nicht mehr seine Livrée; sein Landhaus: im Park spielten nicht mehr seine Kinder; seine Loge: seine Gemahlin saß nicht mehr

auf der ersten Bank. Ueberall ein neuer Herr! Sein Grab nur bleibt ihm übrig: das wird ihm nicht entgehn.

Man schreibt die großen Namen der vorigen Regierung nicht mehr auf die Façade der Hotels, wie die Larochefoucault, Crillon, Talleyrand, Choiseul, Gontaut-Biron, die man noch erblickt. Diesen Gebrauch hat die Mode für alle Klassen, in denen Wohlstand herrscht, auf den Kirchhof des Pater La Chaise übergetragen. Ueberall giebt es Familienbegräbnisse. Schon im voraus tragen da die Einen ihre dunkle Abkunft, die Andern ihren Stolz, Alle ihr Nichts zur Schau. Doch giebt es auch dort Grabdenkmäler, welche die innigste Zuneigung heiligte. Da giebt man sich ein Stelldichein nach dem Ableben. Es ist so süß, zu wissen, daß man sich dort wiederfinden wird. Auch die Philosophie ist diesem Gedanken eines Zuvorkommens gegen den Tod nicht abgeneigt. Jedenfalls ist der Entschluß, freiwillig das Ziel zu bezeichnen, wohin uns eine unerbittliche Nothwendigket führen muß, über sich selbst so nachzudenken und seinen Sarg zu versuchen, Etwas, das nicht ohne Einfluß auf Lebenssittlichkeit bleiben kann.

Allein muß man also am Abende eines schwermüthigen Tages seine Stelle bezeichnen. Ich sage: allein, an einem traurigen Tage, oder, nach dem Impuls des französischen Charakters, gemeinsam mit seinen Freunden, an einem Tage des Frohsinns. Man berathet sich

dann mit ihnen über den Ort, den Plan und die Ausdehnung des Gebäudes. Dann wird es, wenn es beendet ist, eine Art neuen Besitzthums, dessen Eigenthümer gern die Honneurs davon macht. Man spricht bei festlichen Gelagen darüber, wo statt der abschreckenden Hirnschädel des alten Aegyptens nur Bilder von geglättetem Marmor, Rasen und Blumen erscheinen. Dieses vertraute Bekanntwerden mit dem Felde der Ruhe scheint den Uebergang vom Leben zum Tode zu versüßen, und Eins an das Andere mit tausend neuen Banden zu knüpfen; es macht den Verlust eines geliebten Gegenstandes minder schmerzlich, und seine Abwesenheit weniger vollständig und ersatzlos. Man täuscht sich leichter über seinen tiefen Schlaf, wenn man oft an seinem Ruhebette weilt.

So vergrößert sich denn mit jedem Tage diese neue Stadt, diese Niederlage von Asche und Gebeinen. Bald wird man die Gräber numeriren, die Straßenecken bezeichnen und die Gassen benennen müssen. Auch da vielleicht wird man, wie in unsern lebenden Städten, um des Vermögens und Luxus willen, das Genie und den Ruf hintansetzen.

Aber warum zögert man noch? Es sind kaum fünfundzwanzig Jahre her, daß man zu dem Tode sagte: „Wir wollen Deine Fortschritte vergewissern, baue Deine Stadt wie wir die unsere, dann wollen wir vergleichen.“ Nun denn, die neue Stadt neben den 30,000 Häusern

der alten Lutetia bietet schon ihre 31,000 Grabdenkmäler dar *).

Schon ist eine vollständige Polizeiverwaltung dort nöthig geworden. Man sieht daselbst die volle Thätigkeit der Industrie. Die großen Zugänge wimmeln stets von Architekten, Zimmerleuten, Schlossern, Maurern und einer Menge anderer Arbeiter. Es ist allerdings der Bau einer Stadt. Das Ideal verschwindet vor dem Anblicke der Gerüste, Räder und Werkzeuge; denn die Gräber, die anfangs demüthig und beschränkt waren, werden geräumig an ihrer Basis, wachsen in die Höhe, und sind unstreitig jetzt noch nicht auf den höchsten Punkt gelangt. Man hatte vorher schon eine Menge kleiner Pyramiden gebaut, ehe man so viele Jahre Arme und Steine daran wendete, das Riesendenkmal des Cheops zu errichten.

Hier und da erheben sich die Spitzen der Pyramiden, welche man beim Pater La Chaise findet, über die an-

*) Folgendes ist die fortschreitende Zahl der Grabsteine seit 1804:

man legte deren

1804 — 113.	1810 — 76.
1805 — 14.	1811 — 96.
1806 — 19.	1812 — 130.
1807 — 26.	1813 — 242.
1808 — 51.	1814 — 509.
1809 — 66.	1815 — 635.

In allem 1827. Und 1830 zählte man deren schon 31,000.

dern Gräber. Wenig fehlte, so beurkundete ein Obelisk von karariſchem Marmor, durch eine Höhe von 40 Fuß, die reiche Eitelkeit eines königlichen Tapeziers. Eine Inschrift würde dann angezeigt haben, daß Herr Boulard selbst nach Genua reis'te, um den reinsten Marmor dazu auszusuchen. Man hatte schon einen Grund von 40 Fuß Tiefe gegraben, und nach dem Wunsche des Verstorbenen sollten 400,000 Franken auf dieses Denkmal gewendet werden. Seine Erben hielten jedoch dafür, daß seine sterbliche Hülle nirgend würdiger ruhen könne, als in der Kapelle des Hospitals von Saint-Mandé, das mit einer Million, die er für dieses menschenfreundliche Werk bestimmt hatte, aufgebaut worden war.

Der zu jenem Leuchtthurme des Reichthumes der Industrie bestimmte Platz ist aber nicht leer geblieben. Vorn am Ende der großen nördlichen Anfahrt erhebt sich jetzt eine Grab-Pyramide für eine reiche portugiesische Familie, Namens Dios Santos. An ihre Basis gelangt man auf zwei Seitentreppen von 15 bis 20 Stufen, und eine dritte in der Mitte führt zu dem Gewölbe, über dem sie steht, und das sich bloß zur Hälfte über dem Boden erhebt. Wie gothisch erscheinen schon, mit solchen kostspieligen Bauten verglichen, die einfachen mit einer bronzenen Thüre verschlossenen Gewölbe, die immer noch prunkvoll gegen die früheren Sarkophage sich ausnehmen! Heut zu Tage baut man Kapellen, und die meisten der an die Hügel angelehnten

Denkmäler haben nicht weniger als zwei Stockwerke, ein Parterre auf dem untern Wege, und eine höhere Etage für den obern. Auch fragte ein unstreitig von dem Umfange dieser Gebäude getäuschtes Kind, mit eben so vieler Wahrheit als Naivetät, indem es vor einem derselben stehen blieb: „Wer wohnt denn hier?“

Die Fortschritte der Prunksucht bei den Gräbern sind so groß, daß sie schon zum Gedeihen einer besondern Unternehmung für Grabdenkmale hinreichen.

Durch die Sorgfalt dieser Unternehmung ist selbst das Grab des Gatten nicht mehr verlassen. Man hat nehmlich bemerkt, daß dies dasjenige ist, was die meiste Vernachlässigung zeigt. Diese Bemerkung scheint gegründet. Ein Mann kann einer ersten Frau durch die Andacht der Erinnerung angehören, und doch auch einer zweiten durch eine süße Gemeinschaft des Daseins. Eine Frau dagegen scheint nicht zu solcher Theilung geboren. Wenn sie sich wieder verheirathet — und es giebt wenige, die nicht zu einer zweiten Verbindung schreiten — so nimmt der Ring der ersten Ehe, den sie von sich legt, auch die letzten Spuren derselben mit hinweg; es ist der Ring der Dido, an den sich das Andenken des Sichäus knüpfte. — Fragt man aber, welche Gräber am meisten eine Liebe kund geben, welche die Trennung überlebt, so wie das Gefühl einer Seele zeigen, die stets mit dem Gegenstande, den sie verlor, verbunden bleibt, so sind es die, worin Kinder schlummern. Leicht erkennt

man, wo die Trauer einer Mutter weilte! eine Trauer, die Nichts verlöscht! Durch sie vorzüglich rührt uns die Stimme des Marmors. Wer die Inschriften des mütterlichen Schmerzes nicht gelesen hat, kennt noch nicht Alles, was das Herz Beredtes und Erhabenes in wenigen Worten zu sagen versteht.

Ich beobachtete die Bewegungen einer jungen Frau zwischen den Gebüschen, wohin sich die Sammlung flüchtet, welche die Zerstreuung aus den Haupt-Alleen verbannt. Diese Frau hatte auch ein kleines Kind verloren. Mit welcher Sorgfalt sah ich sie die so leicht verwelkenden Blumen durch frische ersetzen, einen Fuß auf den Hügel leicht aufstellen, den sie zu tief einzudrücken fürchtete, aus einer kleinen, hinter einem Taxus stehenden Gießkanne Wasser spritzen, und lächeln bei dem ersten Keimen des jungen Grüns; o nein, lächeln vielmehr bei dem Antlitz ihres Sohnes, immer lächelnd für sie! Drei Fuß Erde scheinen ihr nicht seinen Anblick zu rauben: sie ist nicht mehr neben seinem Grabe, sondern neben seiner Wiege, er schläft.... liebende Mutter! sie lächelt ihm zu, aber sie fürchtet, ihn zu erwecken. Allem fremd, was nicht zu dieser süßen Beschäftigung gehörte, ward sie durch das Gedränge um sie, welches ein eben ankommender Leichenzug hervorbrachte, nicht von dieser abgezogen.

Jedermann eilte diesem Zuge entgegen; Jeder kletterte, um eine Menge Umwege zu vermeiden, auf die

Grabhügel, beschmutzte mit unreinem Fuße die Leichensteine und erschütterte die schwarzen Gitter, jene schwachen Wälle der Gräberwohnungen. Selbst diejenigen Personen, die einen Augenblick zuvor mit frommer Sorgfalt das letzte Asyl eines Verwandten oder Freundes geschmückt hatten, traten auf die neugehäufte Erde, welche die kindliche Liebe noch nicht den Muth gehabt hatte, mit einer Vermachung zu umgeben, oder streiften im Vorübergehen einige weiße Kränze herab, die leichteste der Gaben für die Hinübergeschiedenen. So vollkommen wahr ist es, daß selbst die Cypresse des Grabes nur für Den ein Heiligthum ist, der sie gepflanzt hat! Diese unbesonnene Entweihung wiederholt sich jedesmal, so oft ein Leichenzug einen Sarg begleitet.

Uebrigens braucht man nur in der Zeit zwischen dem Aufgange der Sonne und ihrem Untergange einen einzigen Tag lang hier zu verweilen, um die einander so entgegengesetzten Extreme kennen zu lernen, welche die Hauptstadt enthält. So wie in den Wäldern am Ausgange des Herbstes jeden Augenblick Blätter von allen Bäumen herabfallen, so raubt der Tod in Paris auch täglich seine Beute aus allen Klassen der Gesellschaft. Diese Bevölkerung von einer Million Seelen wirft stets eine Menge ihrer eigenen Trümmer aus ihrem Schooße hinaus. Sie selbst in Masse hört nicht auf, sich zu den drei zu ihrer Verschlingung privilegirten Räumen zu begeben, südlich zum Mont-Parnasse, nördlich zum ehe-

maligen Marshügel, und östlich an die Abhänge des Ménil-Montant. Die Zeit drückt ihrem großen Pendel keine einzige Bewegung auf, die jene nicht in diesen drei Richtungen fortstoße. Und um dieser Wege willen, die zu einem solchen Ziele führen, erschallen vom Morgen bis zum Abend das Freudengeschrei des Volks, der Lärm einer stets belebten Musik, die Gesänge und das Hochzeitgetöse der Vorstadt! Der Leichenwagen und die Hochzeitkutsche gehen zu denselben Barrieren hinaus, begegnen sich oft, und nicht selten ist die Begleitung beider sogar genöthigt, sich unter einander zu mischen. Seltsame Näherung der beiden Seiten des Daseins!

Noch war ich mit diesen Kontrasten beschäftigt, als ich mich schon mitten in der vornehmen Abtheilung des Kirchhofes befand, wo die berühmten Großen des Kaiserreichs sich vereint haben, und die man das Viertel der Marschälle nennen könnte. Plötzlich klangen die Leichenwirbel einer Trommel an mein Ohr. Eine Salve von Muskentenfeuer wiederhallte in langen Echos. Ich glaubte, die gefeierten Schatten, mit denen ich umgeben war, aufbeben und einem Waffenbruder entgegeneilen zu sehen, um ihn nach dem Namen seines letzten Schlachtfeldes zu fragen. Vorwärts eilte auch ich, gleichsam ihnen nach, und sah fast im Augenblicke nun das Peloton der Nationalgarde, das einem Sergeanten der Kompagnie die letzte militairische Ehre erwiesen hatte. Nie waren noch Klänge von Schießgewehr auf dem östlichen

Kirchhofe so häufig. Es vergeht kein Tag, wo man nicht mit demselben Lärm irgend einen friedlichen Bürger begrübe.

Zwei andere Leichenzüge waren zu gleicher Zeit über die Schwelle getreten, und mehrere andere folgten in kurzen Zwischenräumen.

Obgleich die Pforten des Kirchhofes des Pater La Chaise zu allen Stunden des Tages offen stehen, so sind doch des Morgens die Beerdigungen vorzüglich häufig. In der Nacht, zu einer stets unheilvollen Stunde, die mit dem Augenblicke beginnt, wenn die Sterne ihren Zenith überschritten haben und nach Westen sich herabsenken, hat der Tod seine Runde gemacht, und pflanzt dort und hier seine schwarzen Fahnen auf die verschiedenen Wohnungen. Dann, wenn Paris aus dem Schlafe erwacht ist, und schwerfällige Karren durch die Straßen gefahren sind, um sie von den auf dem Fahrwege aufgehäuften Unreinigkeiten zu befreien, ziehen Trauerwagen auf denselben Wegen vorwärts, um die zwölf Viertel ebenfalls von denen auf den Schwellen der Häuser ausgestellten Leichnamen zu entlasten. Der größte Theil derselben wendet sich dann nach dem östlichen Kirchhofe.

Jeden Augenblick sieht man den Leichenkutscher die Schwelle überschreiten; nie betroffen, mit vollkommen gleichen Gesichtszügen, mag er hinein oder wieder zurück fahren, hält er maschinenmäßig die Zügel, und sein Gesicht, das nur das Gepräge der Gewohnheit trägt,

sieht so unbedeutend aus, daß nicht einmal Langweile darauf zu entdecken ist. Man könnte fast dasselbe auch von seinem Gespanne sagen. Von den zahlreichen Gästen, die er bringt, folgt dem einen ein langer Zug, dessen lügenhafte Huldigungen ihm der Anstand zum letzten Mal gewährt, und er nimmt auf einem mit silbernen Thränen besäeten Wagen, den einzigen, die man oft bei solchen vornehmen Beerdigungen erblickt, seinen Platz rechts in der Chaussée d'Antin des Pater La Chaise ein. Ein Anderer zieht links einen einsamern Weg. Dieser letztere Ankömmling kam allein; die Lebenden haben ihn verlassen, sobald ihn das Leben verließ... Vergebens suche ich hinter diesem Sarge seinen einzigen Freund. Der Thürsteher hat den Hund abgewehrt, nicht in den Kirchhof zu treten, und ihn fortgejagt. Das arme Thier bezeigt seinen Schmerz durch sein Geheul, es kehrt zurück, bleibt stehen, kommt wieder, läuft um die Mauern, irrt im Felde umher, und weiß, gleich einem Wesen, das keinen Freund und keinen Zufluchtsort auf der Erde mehr hat, nicht, wohin es sich wenden, wem es sich nun anschließen soll.

Indeß hat sein Herr, hinabgesenkt in eine Gruft, zu welcher man auf vielen Stufen herabsteigt, an der Seite dessen, der ihm vorausging, Platz genommen. Da werden die Leichname, ohne Unterschied der Geschlechter oder Alter, reihenweise aufgestellt, so daß sie kaum einen Fuß weit von einander entfernt sind. Diese

allgemeine Gruft, welche der Tod nur nach ziemlich langer Zeit wird ausfüllen können, steht immer offen. Man betrachtet sie nicht ohne Schauder. An ihrem Rande knieend betet ein junges, in schwarze Wolle gekleidetes Mädchen mit gesenktem Köpfchen und gefalteten Händen aufs Innigste. Das arme Kind hat Nächte durchwacht, und Alles, was es verdiente, daran gewendet, ehe es für seine Mutter zu dem Zufluchtsorte der Charité sich entschloß. Sie betet, und fragt sich mit trauernder Unentschiedenheit selbst, wohin sie nun vertrauend ihre Blicke richten soll. Hinter ihr — denn ich betrachtete sie bis zu dem Augenblicke, wo sie sich wieder entfernte — sah ich einen Mann mit festem Schritte, aber gerührter Miene daher kommen. Es war ein Militair. Seine lange Gefangenschaft fern von seinem Vaterlande hatte seine junge Gattin genöthigt, unter dem Dache des frommen Mitleids zu sterben. Der Unglückliche sah aus, als ob er sie suche, als ob er sie sehen könne. Er hatte Thränen zu vergießen, und wußte doch nicht, welche Stelle er damit benetzen sollte! Unter diesem Gemenge von Leichnamen ist auch der seiner geliebten Gattin! Kein Schluchzen ließ sich hören, als die Schaufel des Todtengräbers sie unsichtbar machte, und keine Stimme hat ihre kalte Hülle gesegnet. — Bei den Begräbnissen der Armen ist kein Priester zugegen.

Ich fragte diesen Krieger, ob unsere letzte Revolution beim Pater La Chaise durch einige Monumente bezeich-

net sei. Er führte mich nach der ehemaligen Eingangsthüre, und zeigte mir da von weitem die wehenden drei Farben. Ich nahte mich mit entblößtem Haupte. Ein einfaches Weidengitter, zwei parallel laufende rechte Winkel mit einer Einfassung von Buchsbaum, eine einzige Fahne und zwei hölzerne Kreuze; auf dem einen die Worte: Dem Andenken von Pierre Robin, 67 Jahre alt, eines der Schlachtopfer des 28. Jul. 1830. De Profundis. Auf dem andern: Hier ruht ein unbekanntes Schlachtopfer des 28. Jul. 1830. De Profundis. Wie rührten mich diese Worte! Ein unbekanntes Schlachtopfer, und es schläft in brüderlicher Einbezirkung! Die nämliche Pflege ehrt die beiden Gräber! O, unstreitig fand man sie, entfernt von allen übrigen, todt in irgend einer abgelegenen Straße. Vielleicht hatten sie sich vorher nie gesehen, vielleicht hatten sie das, was man sich an diesem mörderischen Tage lieh, Pulver und Kugeln, mit einander getheilt. Der Kampf machte sie zu Brüdern. Sie schossen vielleicht lange schon, ehe man sie gewahrte, und vielleicht streckte in demselben Augenblicke das königliche Blei Beide nieder! Ehre denen Verwandten des Einen, die es zugleich mit für den Andern sein wollten! Es war ein edler Gedanke, eine patriotische That, sie nicht von einander zu trennen. Aber wer war dieses unbekannte Schlachtopfer? Vielleicht ein Vater, den seine Kinder vergebens erwarteten, ein Sohn, den sein

Vater suchte, ohne ihn finden zu können! Wie Viele gab es so, welche die Ihrigen nie wieder sehen sollten!...

Doch Friede den Freunden und Feinden in diesem Asyle, wo sie vereint ruhen, wo der berühmte Ney und schon mehr als einhundert und dreißig der Richter, die ihn verurtheilten, denselben Schlaf schlummern würden, wenn die Familie dieses Kriegers nicht seine sterblichen Reste dem Sturme der Revolutionen durch ein Grab auf ihren eigenen Gütern entzogen hätte; wo die am längsten getrennten Völker Europa's ihre Repräsentanten haben; wo herumirrende Söhne aller Nationen ein gastfreundliches Grab fanden. Mitten in dem Vereine unserer großen Feldherren und Redner kann ich nicht ohne tiefe Rührung auf dem Marmordenkmal eines griechischen Patrioten eine in der Sprache Homers und denselben Schriftzügen eingehauene Inschrift lesen, worin vor 2200 Jahren das erhabenste aller Epitaphien niedergeschrieben ward: „Wanderer, sage in Sparta, daß wir hier ruhen, weil wir seinen heiligen Gesetzen gehorchten.“ Habt ihr nicht auch, gleich mir, gesehen, wie der Fremde den Namen eines Landsmannes erkennt, nachdenkend stehen bleibt, und durch den Gedanken gerührt wird, daß hier ein Reisender, durch einen unerwarteten Tod ergriffen, weit von jenem letzten Aufenthalte entfernt ruhe, den er sich vielleicht schon im voraus in vaterländischer Erde bereitet hatte?

Ach! Dieser, der auf fremdem Boden hier schläft,

hat keinen Theil an den Thränen, an dem Schluchzen, an den tausend Gaben des Tages nach Allerheiligen. Das ist das Fest der Todten, es ist ein öffentliches Fest. An diesem Tage muß man die Bevölkerung von allen Altern und Geschlechtern zum Pater La Chaise wandern sehen! Hier eine fast vollständige Familie, da eine Waise ganz allein; dort ein Bruder und eine Schwester, schon ernst geworden noch vor den Jahren reifern Verstandes, auch Waisen Beide, und stützend einander gegenseitig in dieser klippenvollen Welt. Scheint es doch, als ob während des ganzen Jahres der Schmerz sich anhäufe für diesen feierlichen Tag. Dann giebt es keinen noch so entfernten Winkel des Kirchhofes, der nicht zum Echo desselben würde; keinen Punkt des Bodens, wo jede knieende Person nicht auf einem stummen Wesen ruhe, das vor ihm auch hierher gekommen war, um einem Menschenstaube seine Theilnahme zu bringen, an dessen Stelle nun der seine getreten ist. Schmerz und Rührung schweben über diesem weiten Raume, und zeigen, wie reich im Allgemeinen die Natur den Menschen mit Güte beschenkt hat. Erblickt man ein so bewegtes Bild, eine so in diesen Raum gedrängte Menge, so sollte man glauben, der oberste Richter habe Massillon's Worte ausgesprochen: „Steht auf, ihr Todten!" und die Gräber hätten sich geöffnet, um ihr anvertrautes Pfund ans Licht und Leben zu senden.

Dieser unermeßliche Zudrang würde sich nicht alle

Jahre erneuern, wenn die Erde nicht in langen Zwischenräumen das geheiligte Unterpfand jener Männer zu empfangen hätte, welche eine ganze Nation zur Familie haben, und beim Abscheiden eine ganze Bevölkerung als Geleit. So wurden Foy, Manuel und Benjamin Constant beerdiget.

Mitten unter allem Leichenpomp drängt sich zuerst die Jugend zu diesen drei Gräbern. In Foy, Manuel und Benjamin Constant ward die Beredsamkeit der Seele, die Beredsamkeit der Vernunft, die Beredsamkeit des Geistes personificirt. Der erste dieser Redner scheint aufrecht stehend auf seinem breiten Fußgestell zu erwarten, daß Alles um ihn her erwache, um von neuem von seiner mächtigen Begeisterung sich hinreißen zu lassen. Das einstimmige Aufstehen Frankreichs, um seiner Wittwe ein Witthum, seinen Kindern ein Erbe zu bereiten, wird gewiß eine auf die Nachwelt übergehende Thatsache bleiben. Die Nation trug diese Schuld durch das Darbringen von mehr als einer Million ab, aber sie breitete nicht über den Katafalk des republikanischen Kriegers den letzten Mantel der erblichen Pairie.

Wie hat sich diese Million der Dankbarkeit in einen Pfennig für Manuel verwandeln können? Und auch der Pfennig würde gefehlt haben, wenn der arme Liedersänger nicht gebettelt hätte, und doch

„War Arm, und Kopf, und Herz, war Alles Volk an ihm!“

Einfache Steine bedecken seine Ueberbleibsel, so wie die von Benjamin Constant bis zum Tage des Pantheons.

Ohne den Glanz jener drei berühmten Männer würde unsere Zeit beim Pater La Chaise keine denkwürdigen Spuren zurücklassen. Man würde dort immer noch glauben, unter dem Kaiserreiche sich zu befinden, so löscht das Pfeilgebind des Ruhms durch den Verein der Großwürdenträger der kaiserlichen Krone auf einer und derselben Anhöhe allen andern Schimmer aus, so sehr bezeugt die Pracht ihrer Mausoleen die Wahrheit jenes Worts Napoleons, welches die Armee und das Volk bestätigte: „Ich habe meine Marschälle zu reich gemacht!"

Rechts am Fuße der großen aufsteigenden Anfahrt, welche den östlichen Theil des Kirchhofs umgiebt, erblickt man ziemlich weit von jener Hauptgruppe die schon verwüsteten und umgestürzten schwarz-marmornen Grabdenkmale des Marschalls Kellermann und seiner Gattin. Kellermann! Dieser Name ruft Valmy ins Gedächtniß zurück. Dort ruht sein Herz. Valmy erinnert an Jemappes. Dies waren beinahe zwei Zwillingssiege, Siege der Volkssoldaten, der barfüßigen Republikaner! Wer hätte gedacht, daß sie einst die Karyatiden eines neuen Thrones werden sollten?

Steigt man höher, so bewundert man bald das Grabmal der Familie des Fürsten von Eckmühl, bald das der Familie des Herzogs von Tarent und das Mausoleum

jenes unerschrockenen Herzogs Decrès, der ein so sonderbares und beklagenswerthes Schicksal hatte, nämlich dies, die Explosion seines Schiffes Wilhelm Tell zu überleben, mit dem er in die Luft gesprengt worden war, und doch als Opfer einer Mine zu sterben, die man in seinem eigenen Bette angebracht, wo ein Bube mehrere Pfund Pulver verborgen hatte, an die er Feuer anlegte. Weiterhin kommt die Stelle, wo der Stein stand, der die Inschrift trug:

„Hier ruht der Marschall Ney, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa. Gestorben! den 7. December 1815.“

Fast in gleicher Entfernung von dem Aeltesten der Marschälle, dem braven Serrurier, erheben sich majestätisch die beiden Pyramiden von weißem Marmor, welche seine Mitgefährten Suchet und Massena decken. Wenige Denkmäler sind so prachtvoll wie diese Das erste verziert die schönste Bildhauerarbeit, und sein größter Schmuck ist der Name des Herzogs von Albufera, mit den Namen der in allen Gegenden Europa's gelieferten Schlachten. Auf dem zweiten stehen die beredten Namen: Rivoli, Zürich, Genua, Eßlingen!

Unweit des Lieblingsohnes des Siegs erblickt man den Marschall Lefebvre. Er selbst hatte diesen Platz bei einem Besuche auf diesem Friedhofe ausgewählt. „Merkt es euch,“ hatte er gesagt, „daß ich nach meinem

Tode hier, nahe bei Massena, begraben sein will. Wir lebten zusammen in den Lagern und Schlachten, unsere beiderseitige Asche soll auch dasselbe Asyl finden." Der Katafalk ist prachtvoll. Zwei geflügelte Victorien halten eine Krone über des Marschalls vollkommen ähnlichem Haupt. Eine Schlange, Unterpfand der Unsterblichkeit, windet sich um sein Schwert. Auf dem Fronton liest man den Namen Lefebvre, ohne weitere Bezeichnung, und dahinter stehen Trophäen mit den Inschriften:

Soldat,
Marschall,
Herzog von Danzig,
Pair von Frankreich.

Fleurus, Vorhut.
Uebergang über den Rhein.
Altenkirchen.
Danzig.
Montmirail.

Dies ist der sprechende Beweis des Schmerzes einer Gattin, welche von da an des glänzendsten Beiwerks eines Frauenschmucks entbehren zu können glaubte, und hierzu den Erlös ihrer verkauften Diamanten verwendete. Die große Welt hat sich oft mit Witzreden beschäftigt, die ihrer Sprache nicht angemessen sind: es wird gut thun, auch in dieser vornehmen Welt von einem solchen Zuge

zu sprechen, der ihren Gewohnheiten nicht minder fremd ist.

Doch die Menge bleibt vor einem großen Grabdenkmale in Form einer Kapelle stehen. Cambacérès Asche ruht darin. In diesem Namen liegt die Erinnerung an zwei große Epochen. Ansprüche an die Dankbarkeit seiner Mitbürger fehlen ihm nicht, aber der schönste derselben ist ohne Zweifel der, daß man Napoleon's Gesetzbuch nicht mit Unrecht Cambacérès Gesetzbuch hätte nennen können. Nahe bei diesem berühmten Todten suchte ich einen andern, der doch entfernt davon liegt. Ich ging wieder zurück, ich durchstrich die andern beiden rund herum gehenden Wege, wovon der eine über dem andern angebracht ist, und ein wenig tiefer, in einer Gegend, wohin letzterer allein nur führt, fand ich mich einem köstlichen Mausoleo gegenüber. Es ist nicht von Marmor, noch Granit, noch Porphyr, man hat es aus einem graulichen Steine bereitet, der sich ganz für ein Grabdenkmal eignet. Ich kenne den Steinbruch nicht, woraus man ihn gewonnen, aber der Nationalstolz des Herrn von Chabrol de Volvic auf die französischen Mineralien ist bekannt, und dieses Monument soll das Grabmal seiner Familie werden. Ueber einem weiten Gewölbe, dessen Oeffnung den obern Theil eines Bogens bildet, ruhet zehn Fuß über dem Boden ein Sarkophag, mit Gestalten im Basrelief geziert und einer von Säulen getragenen Decke überbaut. In diesem Sarkophage

befindet sich die sterbliche Hülle des Schwiegervaters des vormaligen Präfekten von Paris, Lebrün's, des Erzkanzlers. Cambacérès und Lebrün! Die täuschende Näherung dieser beiden Namen ließ mich noch einen dritten aufsuchen. Hier also, sagte ich zu mir selbst, ruhen der zweite und dritte der Consuln der französischen Republik: der erste Consul aber, wo ruht er?!! — Das Universum weiß es.

Welche Blätter der Geschichte, auf diesem Kirchhofe vereint! Da erlöschten seit 25 Jahren unsere Revolutionen und machten den Boden glühend. Nirgend dort wüßte ich völlig erkaltete Asche aufzufinden. Schon sind 15 Monate seit der Einschiffung in Cherbourg verstrichen, und ich lese in einer lateinischen, durch Vorsorge der Munizipalität von Paris dort eingegrabenen Inschrift:

„Dem Bürger, der sich um das Vaterland wohl verdient machte, weil er zuerst unter seinen Mitbürgern das Verlangen weckte, die legitime Monarchie wieder hergestellt zu sehen.“

Fast am Ende eines der beiden Zugänge, welche den Kirchhof seiner Breite nach durchschneiden, weit von dem Orte entfernt, wo der Marschall Ney ruht, muß man das Grabmal des Herrn Bellart suchen, auf welchem diese Zeilen stehen.

Warum denn auf der andern Seite der Allee, auf

dem hohen Grabsteine des Grafen Desèze, die kleinliche Anführung aller seiner Aemter? Ich würde bloß seinen Namen stehen lassen und die Thürme des Tempels, die man mit eingehauen hat. Nur nichts Ueberflüssiges, nichts Trockenes, vorzüglich wenn ein Wort, eine Beziehung, ein Bild, welches es auch sei, die Idee ausdrücken, aus welcher das Gefühl entspringen soll. Mir gefallen diese beiden Hände von Bronze, die sich zwischen zwei Grabmälern vereinen, und von denen der eine einem weiblichen Wesen angehören muß, weil eine Armsprange, das anmuthige Emblem des Schmuckes, über dem Handgelenke sich zeigt. Mir gefallen auch jene drei an der Basis und den Capitellen verbundenen Säulen auf der Mitte des Hügels, wo der brave patriotische Alexander von Lameth seine Brüder erwartet.

So nähert man sich denn, an Tagen, wo vieler Andrang ist, in zahlreichen Gruppen den merkwürdigen Gräbern, und erzählt sich die Geschichte der berühmten Männer, welche alle Wege des Ruhmes, wie verschieden sie auch waren, doch endlich alle zu demselben Ziele führten.

Ich habe die wohlhabendste Parthie des Kirchhofes des Paters La Chaise, das heißt: diejenige durchstrichen, die man das Viertel der Marschälle nennen könnte; sollte ich aber nicht mit sanfteren, wohlthuenderen Gefühlen in Mitte jener Gebüsche verweilen, deren Mittelpunkt Delille's Grabmal geworden ist, und die ich gern mit

dem Namen des Fruchtkorbes der Künste bezeichnen möchte? Nicht der Zufall nur war es, der hier die Gräber von Delille, Gretry, Bernardin de Saint Pierre, Charles, Madame Dufresnoy, Madame Dugazon, Mademoiselle Raucourt, Fourcroy, Hauy, Thouin, Breguet, Parny, Joseph Chenier, Bellangé, Brogniart (selbst Baumeister beim Pater La Chaise), Mercier, Ginguené, Gaveaux, Talma, Gericault, Madame Blanchard, Berwick, Méhul, Persuis, Nicolo und eine Menge andere zusammenstellte. Wahl und Sympathie haben dieses Vereinen von Namen geleitet, von denen keiner dem Geiste vorüber geht, ohne eine Fiber des Herzens in Bewegung zu setzen oder die Phantasie zu erregen. Es sind deren auch mehrere in den übrigen Theilen des Kirchhofes zerstreut. Freundschaft und Dankbarkeit werden nicht Monge, den Abbé Sicard, Madame Cottin, Beclard, Percy, Chaussier, Girodet, Picard, Desaugiers und so viele Andere, die ich hier übergehen muß, vergessen!

Aber die zahlreichen Adepten einer neuen Sekte fragen mich nach dem Grabmale ihres Meisters. Hier ist es. Ich nahe mich ihm nicht. Ich müßte fürchten, einen Gott mit Füßen zu treten!... Auf einem der Gräber dieses Kirchhofes steht ein Saint-Simonistisches Glaubensbekenntniß. Eine Frau, Madame Simon, ist in diesem Glauben gestorben. Glücklich ist sie zu preisen, wenn die Formel dieses Lehrgebäudes ihr ein künftiges Leben enthüllte und sie beim Verscheiden tröstete: „Gott

ist Alles, was ist, Alles ist in ihm, Alles ist durch ihn, Nichts ist außer ihm." Ihre Mitgläubigen riefen ihr, als sie schied, das letzte Wort zu: Hoffnung! und ließen es auf ihr Grab eingraben.

Ein rührender Reiz ist stets mit denen Gräbern verbunden, die kein berühmter Name empfiehlt; es ist der Reiz der Inschriften. Je prachtvoller die Denkmäler werden, um so seltener werden auch diese Ergießungen des Schmerzes. Die Pracht scheint für das Andenken des Verstorbenen eine hinreichende Huldigung, und eine Inschrift würde den Geist von der Bewunderung des Denkmals selbst abwenden. Auch suchte ich ausdrucksvolle in jenem Umkreise nicht, der die Form einer Lyra hat und wohin Mode und Eitelkeit die mehrsten der neuen Grabmonumente stellte. Nähern wir uns lieber dem Viertel der Armen, dem gemeinen Grabe, den temporären Bewilligungen. Die andern sind für die Ewigkeit gemacht; von diesen aber muß man ausgehen, um den Fortschritten des Beerdigungs-Luxus zu folgen. Hier finde ich einen feuchten Boden, ein dichteres Gezweig, verschlungenere Alleen, verwitterte Steine, auf der Erde liegende Urnen, zerbrochene Kreuze, Moos und Sand auf den Inschriften, doch auch hier und da einige Spuren der Kultur und der frommen Erinnerung. Man bemerkt gleich, daß dieser ganze Umkreis der Vergessenheit übergeben ist. Die Leichname finden da nur gastfreundliche Aufnahme auf 6 Jahre. Doch hatten die Ver-

größerungen, welche nach und nach zum Pater La Chaise hinzugekommen waren, bisher noch nicht die Nothwendigkeit herbeigeführt, wieder aufzuwecken: das ist der Kunstausdruck des Kirchhofes. Jetzt ist aber diese Zeit gekommen: denn obgleich die Häuser die Nachbarschaft des Todtenbezirks fliehen, so wissen doch die Eigenthümer der anstoßenden Ländereien aus den Umständen, wenn sie sich darbieten, Vortheil zu ziehen, und der erschöpfte Stadtsäckel kann in diesem Augenblicke den Forderungen eines Gärtners nicht genügen, der dort drei Acker Landes besitzt *).

Ich durchstrich also diese Gegend, die niedrigste des Kirchhofes, mit dem Interesse, das sich an Güter knüpft, welche bald verschwinden werden. Der Eindruck der rührenden Worte, welche man daselbst findet, vermischte sich mit dem, den ich dort anderwärts empfunden hatte, und ich vergaß daher die Plätze der ergreifendsten Inschriften. Für mich gab es nicht bloß Eine Mutter, welche ihre

*) Dieser Gärtner fordert, wie man sagt, 60,000 Franks dafür. Allerdings zieht die Stadt aus diesem Boden auch großen Vortheil. Gruft-Bewilligungen für immer werden mit 125 Franks das Mètre bezahlt. Ein Grab muß für eine Person über 7 Jahre wenigstens 2 Mètre Oberfläche, das heißt: 2 Mètre Länge auf einen Breite haben, und wenigstens 1 Mètre Oberfläche für ein Kind unter 7 Jahren. Was die temporären Bewilligungen betrifft, so ist der Preis 50 Franks für jede. Sie können alle 6 Jahre erneuert werden.

Klagen aushauchte, weil alle Mütter derselbe Sinn zu beleben scheint, nicht mehr bloß Ein Kind, das dem Tode hingegeben worden, weil alle Kinder denselben Werth für ein Mutterherz haben und ihr Tod es auf gleiche Art zerreißt.

Unter Rosen, Thuya's und anderen Gesträuchen und Blumen, welche dicht auf einem kleinen Hügel stehen, findet Ihr dieses Kind unter dem Namen Louise Angeline, und werdet ein rührendes Geheimniß belauschen; ach! laßt die Zweige hinter Euch wieder zufallen; ein einfaches Kreuz von Tannenholz sagt Euch:

Mög' dieser Zweige Nacht hier unter so viel Särgen
Dem Aug' der Sterblichen der Mutter Schatz verbergen.

Armes Kind! wenn Du lange genug gelebt hast, um jene ersten Worte zu stammeln, welche zu unauslöschlichen werden, Du warst die Tochter der Frau von Montic.

O, warte doch!
Geneigt zur Mutter mit dem Lächeln,
Das Liebe nur verleiht, sprachst Du dies Wort:
Das einz'ge war es, das Du sprechen konntest;
Die Mutter lächelt Dir jetzt zu und spricht nun immerfort;
O, warte doch!

Schon!... Cäcilie Philibert, nach einem Tage von 14 Monaten eine Nacht ohne Ende!

Im süßen Schlaf, wie nur die Unschuld leiht die
Züge,
Schläfst Du, mein theures Kind, in dieser düstern
Wiege.
Hör' doch! die Mutter ruft! Du, der mein Herz
geweiht,
Erwache doch! noch nie schliefst Du so lange Zeit.

(Gestorben den 3. December 1823.)

Und Du, Alexandrine Juillet, wie grausam ist Deine erste Lüge, in Deinem vierten Jahre! Wie herzzereißend das letzte Wort Deiner Mutter:

„Dem Tode nahe, sagte sie zu uns: Weine nicht, Papa, weine nicht, Mama; ich fühle mich besser.... Und sie starb!"

(Hinübergegangen am 13. März 1829.)

Warte doch noch, Pauline Bertereau, warte doch noch, ehe Du stirbst, bis Du mit den ersten Blüthen des Mai's hast spielen können:

Engel! dessen flücht'ges Leben
Wie ein leichter Hauch verschwand,
Habe Mitleid beim Entschweben
Mit dem Schmerz, den ich empfand;

Und wenn Gott doch wollte senden
Einer Mutter solches Leid,
Magst Du Dich dort zu ihm wenden,
Daß er Lind'rung ihm verleiht.

(Gestorben im 6ten Lebensjahre am 15. Mai 1824.)

Die Lenze mehren sich für Joseph Alfons von Guile, aber doch zählt er den dreizehnten nicht:

Geh', da der Himmel seine Scharen zählt,
Geh', mein Alfons, zu Gott, dem noch ein Engel fehlt.

(Gestorben am 3. December 1826.)

Werther, süßer Name, Georgine Mars! konntest Du denn gegen des Todes Sichel, in der Blüthe von 19 Jahren, nicht die beschützen, die dich trug? Mögt der Grabstein, der neben dem steht, wo Georgine ruht, noch recht lange warten!

Hier ruhen Tugend, Anmuth und Talent!
O Ihr, die Ihr dies holde Wesen kennt,
Und Blumen ihm und Thränen wollt gewähren,
Verspäret für die Mutter Eure Zähren.

(Gestorben am 29. Juni 1828.)

Und doch sagte diese Mutter, gleich der, die sich nicht genannt hat:

Schlaf, Camilla, schlaf in Frieden,
Weil dies Allen ist beschieden!
Lächelt das Erwachen Dir,
Bist Du wieder ja bei mir.

Auf zwei Obelisken von weißem geaderten Marmor, die sehr schön gearbeitet sind, standen bloß die Worte;

„Lebe wohl, Helene! Lebe wohl, Clementine!“

Laßt uns suchen ... hier ... irgendwo ... o! es ist ein zartes Vertrauen ... da steht in einer Höhlung, die der ungleiche Boden bildet, ein Fußgestell von schwarzem Marmor mit einer kleinen Urne von weißem darauf. Nicht ohne Mühe finden wir es, so sehr versteckt es sich hinter das dichte Gezweig der Akazien und des Flieders, so geheimnißvoll war die Liebe, die die Worte dort eingrub: Der Erste beim Stelldichein.

Eine Gattin starb im 34sten Jahre:

Auf Erden war die Heimath nicht,
Gott rief sie ab:
Die Seele schwelgt im Himmelslicht,
Hier ist des Körpers Grab.

(Mad. Bourgain, starb am 12. Oktober 1827.)

Eine Tochter schrieb die rührenden Worte:

„Hier ruhet meine beste Freundin: es war meine Mutter.“
Louise Dugazon, 1821.

Und ein Sohn:

„Wanderer! schenke meiner Mutter eine Thräne, indem Du glaubst, es sei die Deine."

Kinder und Gatte haben vielleicht ihre Gefühle in den Zeilen vereint, die auf dem Grabe der Frau von Montmenard zu lesen sind:

Schlaf, in des Himmels Ruh' geborgen,
Du, die uns treu am Herzen lag!
Wart' auf uns heute oder morgen —
Es ist ja nur ein Tag.

Auf den Grabstein Augustins Despréaux, der im 64sten Jahre starb, schrieb Freundschaft die kurze und doch vollständige Leichenrede:

In Frieden ruh' in Deiner düstern Kammer,
Es drängt kein Vorwurf drückend sich dazu;
In Frieden ruh', Dir folgt der Freunde Thräne,
In Frieden ruh', nur Gutes thatest Du.

(Gestorben am 19. Juni 1824.)

Und auf dem Grabe der Frau von Lamark, natürlichen Schwester des jetzigen Königs von Preußen:

„Wer sie kannte, beweint sie."

Auf dem bescheidenen hölzernen Kreuze der allgemei-

nen Begräbnisse die so einfache Lebensgeschichte eines Weibes, der Madame Bériot:

„Sie lebte, liebte, starb gleich gut."

Und endlich lächelt ganz auf der Höhe oder ganz in der Tiefe der Lebensleiter, eine Frau von 81 Jahren uns zu, indem sie das ausspricht, was es am Tode Furchtbarstes, aber auch Wahrstes giebt, der selbst die furchtbarste aller Wahr[illegible] ist:

„Eines Tages wird [illegible] von mir auch sagen, was man von And[illegible]n gesagt hat: Marie Anne Pallet ist gestorben, und dann nicht weiter von ihr sprechen."

(Gestorben im Jahre 1823.)

Unter diesen Ausklängen der Seele findet man keine, die aus dem Herzen einer Gattin kämen, so sehr scheinen sich diese zu scheuen, wenn sie vom ersten Schwur entfesselt sind, einen zweiten auf dem Grabstein einzugraben. Vergessen wir aber doch nicht jene von Schmerz durchdrungene Gattin, die die Arme nach ihrem Kinde ausstreckt und ausruft: „Nur die Liebe zu meinem Sohne hat mich am Leben erhalten können." Wir erblicken dies auf dem Grabmale von Labédoyère. Im Vorübergehen begrüßen wir auch einen Proskribirten derselben Zeit, Regnault Saint Jean d'Angely, der nicht von seinem Vaterlande getrennt leben konnte, Erlaubniß

erhielt, es wieder zu sehen, den 10. März 1819, Abends um 6 Uhr in Paris ankam und sechs Stunden nachher starb. Herr Lucian Arnault hat diesen traurigen Vorfall in vier Zeilen gebracht, und man liest sie auf dessen Leichensteine:

Den letzten Hauch, Franzos mit Geist und Herz,
Hat er dem Vaterland gegeben:
Derselbe Tag beendete zugleich
Sein Leiden, sein Exil, sein Leben.

Aber noch ein Lebewohl bei den temporären Bewilligungen für jenen so einfachen, so wenig über den Boden ragenden Stein, ohne Einfassung, ohne Pflege umher, der jeden Tag, um dann ganz zu verschwinden, nur das Nahen des Todtengräbers erwartet; wir lesen darauf:

Arme Marie!
Mit 29 Jahren!

War sie schön? vielleicht ... War sie gut? ohne Zweifel ... Und wer war sie? Nicht Schwester, nicht Gattin, nicht Mutter? ... eher Waise. Wer brachte sie hierher? Ein Beschützer, ein Freund, ein gefühlvoller Mensch? Ach, ihre ganze Geschichte liegt in der Phantasie, in dem Herzen, in der Seele des Vorübergehenden! Wie Viele sind hier stehen geblieben, haben geträumt, und dann wiederholt: arme Marie! mit 29 Jahren!

Sobald einmal der Geist sich so vertraut mit dem Tode gemacht hat, fällt es schwer, sich diesen Gräbern zu entreißen. Vermeide man deren hundert, hundert andere halten uns zurück. Unwillkürlich beugt man sich über eine Urne, über einen Denkstein, über ein Kreuz, über eine Blume! Alle Todten werden Euch auf diesem Wege zu Vorübergehenden, an die ihr eine Frage zu richten habt, wär' es auch nur die nach ihren Namen. So ward ich von Station zu Station bis zu einem bescheidenen Monumente geführt, vor dem stehen zu bleiben, mir die Pflicht gebot; ich las mit Rührung folgende Zeilen:

„Für Lallemant, gestorben am 13. Juni 1820.
Die Schule der Rechte, die Schule der Medizin,
des Handels und der schönen Künste."

Allerdings war es am 12. Juni 1820, als ich diesen unglücklichen jungen Mann aufhob, der von hinten zu von der Kugel eines königlichen Gardisten getroffen worden war, und den wir unserer Zehn bis Zwölf zu seiner Mutter führten, die ihn nicht sobald zurück erwartete.... Dieser Zeitpunkt und dieser Name rufen mir die Tage der Gefangenschaft zurück. Meine Feder war jedoch weit hinter meinem innern Grimme geblieben. Doch hatte ich ihm wenigstens gesagt:

Du, dessen Asche hier begraben,
In Frieden, Lallemant, ruh', bei der Hoffnung Wehn,
Daß die, die Dir sich angeschlossen haben,
Als Sieger einst an Deinem Grabe stehn!

Und diese Tage sind gekommen.... Drei Julitage haben die Verse gerechtfertigt, welche ich an die Freiheit richtete:

„Heute Ketten — Kronen morgen!"

So irrte ich denn seit einigen Stunden in diesem Elysio umher. Ich konnte mehr als einmal bemerken, daß, wenn die Besucher sich zu großen Leichenbegängnissen drängten, sie auch, in Ermangelung dieser, nicht minder zu der bescheidensten Beerdigung herbei eilten. Besonders sehen sie mit lebhafter Neugier den Sarg in seinen engen Raum versenken, und entfernen sich erst dann, wenn der wieder gleich gemachte Boden nichts mehr von dem Schatze zu verrathen scheint, der ihm anvertraut worden.... So begierig sind wir zu erfahren, wie die Erde sich ihrer Beute bemächtigt!... Und ich, dachte ich bei mir selbst, auch ich werde eben so aus den Augen der Lebenden verschwinden, und so auch Alles, was um mich lebt; dieser Priester, der am Rande dieses Grabes mit so vieler Zuversicht Worte der Vorsprache an einen Gott richtet, der seinen Gedanken fremd ist, dieser Todtengräber, den der lange Abschied ungeduldig macht, diese beiden Cicerone, deren Vorrecht an den Ein-

gangsthüren angeschlagen ist, um die Gärtner zu verhindern, diesen ihren Vortheilen Eintrag zu thun, diese Wächter, die allein, mitten in der Nacht, dem Schweigen und der Dunkelheit, die Windungen dieses traurigen Labyrinthes durcheilen, dieser Aufseher, der den Hund des Armen zurückgewiesen hat, seine Tochter, aufgeschossen wie die jüngste der Cypressen, die sich unter den Gräbern erhebt und noch nach dem Untergange der Sonne zwischen dem Tagus spielt.... In diesem Augenblicke stieg ich die Stufen der Kapelle hinan, die man neuerdings auf der größten Höhe erbaut hat. An die Thür derselben gelehnt, sah ich Paris ganz vor mir liegen und das Pantheon mir gegenüber. „Und Du auch", rief ich aus: „stolze Stadt, Du auch liegst am Fuße dieses Hügels, um nach und nach herauf zu klimmen.... Ganz und vollständig mit Deinen Zwillingsthürmen, von so vielen Jahrhunderten gekrönt, mit Deinem wieder hergestellten Tempel, in welchen das dankbare Vaterland vier Todte ruft, die bald dahin wandern werden, wirst auch Du eines Tages diesen Bezirk vergrößern, und das Leben wird weit von Deinen Barrieren hinweg geflohen sein...." Meine Gedanken schwangen sich auf! Mit mächtiger Phantasie hob ich die große Stadt und den Hügel empor, um sie aufzurichten; ich sah an ihr ein ungeheueres und unermeßliches Wesen; Millionen Füße, die sich unter einem Todtenkopfe bewegten.

Nein, vielleicht hat in der ganzen Welt keine an=

dere Todtenkapelle eine so erhabene Lage als die auf diesem Hügel! Die Thüren öffnen sich, und vom Altare her tritt der Priester vor. Auf der Schwelle verweilend, beherrscht sein Blick die Königin der Städte, so weit er nach allen Richtungen schaut. Es ist eine der größten geselligen Zusammenströmungen, es ist die Hauptstadt der civilisirten Welt am Fuße des Calvarienberges, am Fuße des Marterholzes. Stellt nicht dieser Priester, das Zeichen des Erlösers vor sich tragend, für eine dem Glauben seines Bekenntnisses hingegebene Seele das Christenthum selbst dar, das seit zwanzig Jahrhunderten alle Menschen durch die tröstende Hoffnung eines zweiten, ewigen Lebens zum Tode ruft?... Aber in unsern jetzigen Zeiten sprechen die nackten und strengen Wahrheiten lauter, als die süßen Täuschungen der geheiligten Glaubenslehren.

Ich verließ den Kirchhof des Pater La Chaise. Meine Gedanken hatte ein unbeschreiblicher Eindruck gefesselt. Sie schweiften unablässig in diesen großen Mysterien der Natur umher: das Nichts, das unsere Weisheit Lügen straft, die Schöpfung, deren Grundstoff es ist, und die Ewigkeit, welche überall geschrieben steht.... Dann, als ich mich dem Aufenthalte der Menschen näherte, stieg ich wieder hinab zu den kleinlichen Leidenschaften derselben. Ich stellte mir in schnellster Aufeinanderfolge Alles vor, was sich in unsern geselligen Verbindungen vermischt, den Schrei der Freude und der

Verzweiflung, das Geheul der Wuth, das Zischen der Verleumdung und der Rache, die Hymnen des Ehrgeizes, die Gesänge des lasterhaften Triumphes, das Zujauchzen der Knechtschaft und das so vielfältige Lachen der Thorheit.... Elendes Menschengeschlecht, erinnere Dich doch manchmal, daß Du bloß auf dieser Erde deshalb unterweges bist, um zu einem gemeinschaftlichen Abgrunde zu gelangen!

„Uns birgt derselben Urne
Geheimnißvoller Schooß;
Ob später oder früher,
Heraus kommt doch das Loos."

Eugen Roch.

Die Logenschliesserin.

Das ist doch ein theatralischer Gegenstand, worüber man unmöglich etwas Gelehrtes sagen kann. Römer und Griechen, die man stets bei allen Kunstsachen citirt, und die auch stets Bewunderung verdienen, wenn von der Kunst an sich selbst die Rede ist, hatten keinen Begriff von einer Logenschließerin. Wie hätten sie auch diese kleinliche Erfindung unserer silbernen Zeitalter begreifen können, sie, deren großartige und einsichtige Prachtliebe 20,000 Zuschauern einen Cirkus eröffnete, und ein ganzes Volk, das ohne Unterschiede auf den weiten Steinplatten ihrer Riesentheater saß, Aristophanes oder Terenz beklatschen ließ! Wo sollte man in jenen Spielen kräftiger Menschen, wo die Arena mit Tigern brüllte, von den Schwertern der Gladiatoren blitzte und sich dann in einen unermeßlichen See verwandelte, auf

welchem Schiffe sich bekriegten, Raum für solche kleinliche fiskalische Beschränkungen, für jenes Privilegium finden, das uns stets auf die Fersen tritt, und sich mit solcher Allgewalt in unsern Sälen von vergoldeter Pappe geltend macht? Ach, je älter die Welt wird, je geglätteter und kleinlicher wird sie. Die Alten hatten eiserne Gitter in ihrem Cirkus und statt Wächter einen Thierhüter mit struppigen Haaren und blutbespritzten Armen; wir aber haben geschmackvolle und höfliche Schließerinnen, die Blumensträuße in den Händen tragen und ihre Schlüssel an einem Bande.

In der Provinz, wo noch einige entstellte Spuren des Alterthums übrig geblieben sind, hat eine Logenschließerin wenig Einfluß. Der Zuschauer zahlt an der Thür und setzt sich so gut er kann auf vier Reihen von Bänken. Die Geld-Aristokratie, die einzige, welche im Theater gilt, hat ihre in Lehn gegebenen Logen, von denen sie den Schlüssel in der Tasche behält, und der volksthümliche König aller dieser dramatischen Unterthanen entscheidet selbst in den seltenen Zwistigkeiten, die sich etwa vorfinden könnten. Aber in Paris! In der theatralischen Stadt, wo Jedermann schon beim Aufstehn aus dem Bette sich in Positur stellt, wo das Kabinet eines Theater-Direktors seine Thürsteher hat, die euch wie bei einem Minister zurückstoßen, und Personen, die Audienz suchen auf Karten vom Sekretariat unterzeichnet, da giebt es eine ganze Welt von Commis, von Angestellten,

stellten, von Unter-Officianten, zwischen dem Publikum und dem Unternehmer seiner Genüsse nach der Hofordnung gereiht. Alles geht vortrefflich und die Centralisation ist nicht ein bloßes Wort. Wer wollte sich deshalb beklagen? Die Centralisation ist eine schöne Frau voll Fehler, welche ihre Anbeter ihr verzeihn, indem sie sie bewundern. Für Euch also, Leutchen in der Provinz, das Schauspiel zum wohlfeilen Preise, die Freiheit, in Euern leeren Sälen Euch herum zu treiben, für uns die Logen zu sechs Personen, wo drei Menschen vor Enge und Hitze ersticken, für uns die Autoren-Billets, für welche man noch keinen Platz erfunden hat, für uns die kleinen Bänke, die Sitze von sechs Zoll und die Logenschließerinnen.

Wenn ich jemals die moralische Statistik einer großen Stadt zu schreiben hätte, würde ich als den ausgezeichnetsten Standpunkt dazu die Theater erwählen, und wenn ich diese Theater nach der Ordnung ihrer Civilisation zu klassificiren bekäme, würde ich mich, um es kurz zu machen, der Beobachtung der Logenschließerinnen hingeben. Eine Logenschließerin sieht am meisten und muß daher am besten urtheilen können. Sie ist ein abstraktes, vielfaches, verschiedenartiges Wesen, das zu gleicher Zeit die wirkliche und die Bühnenwelt betrachtet, und vom Vorhang das vergoldete, glänzende, erleuchtete, offizielle Vordertheil, so wie das Hintertheil von schmutzigem Grau, durchlöchert, geflickt, verwirrt

und in Papilloten kennt. Sie ist ein Beobachter von Allem und Jedem in derselben Minute, und dabei mit der beweglichsten Organisation begabt, die in den Variétés lacht, in der Oper tanzen hört, im italienischen Theater eine Cadenz beurtheilt, im Vaudeville einen neuen Refrain wiederholt, im Odeon gähnt, in der Gaité schaudert und mit den letzten Strahlen des Theatre Français erlischt. Und alles dieses ordnungslos, unterbrochen, ruckweise, wie in einem Traume; aufstehend vor der Peripetie, die Exposition verfehlend, nie eine Ouvertüre hörend, hundertmal in einem Ballet dreißig linke Beine und nie ein rechtes sehend, je nachdem ihr nun ihr Platz an dieser Thüre oder hinter jenem Guckloche angewiesen ist. Welche Unordnung in einem solchen Kopfe! welche Lücken in einer solchen Ansicht! In das Knarren eines Schlosses mischt sich ein Fetzen einer süßen Melodie; hinter einem Glasfensterchen, zwischen den wehenden Federn eines Barrets hindurch ein Pas der Taglioni, ein Entrechat von Montessu; mitten unter dem Lärmen der Schritte im Gange das kräftige Murren, das den Schlachtopfern eines langen Diners das Wort entreißt: Kein Platz mehr! Ein köstlicher Spaß von Odry, durch ein schallendes Gelächter halb durchgeschnitten. Die unglückseligste von allen ist die Schließerin im Gymnase, die recht mit Ruhe sieben Zeilen eines Couplets mit anhört; wenn nun die achte die Pointe

bringen und die übrigen erträglich machen soll, geht eine Thür auf und dann Nichts mehr!

Seid ihr manchmal im Sommer, wenn ihr unter den Bäumen des Boulevard frische Luft schöpftet, im Geiste jener Linie von Theatern nach gegangen, die sich von der Oper bis zu dem Petit-Lazari erstreckt? Habt ihr an diese beiden Endpunkte der dramatischen Civilisation, an diese beiden Pole des Elends und des Luxus, an diese beiden Bretböden gedacht, wovon der eine den Neid aller Hauptstädte Europa's erregen würde und der andere das Gelächter einer Unterpräfektur? Ihr kennt es, dieses so verschiedenartige, in Allem so außerordentliche Paris, und habt ihr dennoch je geglaubt, noch in derselben Stadt zu sein, wenn ihr im Marais diese Menschenmenge in Lumpen gehüllt, mit schallendem Lachen und schwarzen Händen saht, wie sie sich an den Eingang irgend einer Lehmbude drängte, die man mit dem Namen eines Theaters beehrte, und dagegen wieder auf dem italienischen Boulevard diese vornehmen Jäger mit Epauletten, diese muthigen Pferde, diese sammtenen Wagentritte sich drängen, bäumen, entfalten, und irgend ein schwächliches, wohlduftendes Dämchen, irgend einen feisten, verdrießlichen Herrn die Kissen eines Landau mit den Kissen einer Loge vertauschen saht? Nun denn! dieser Kontrast ist Nichts im Vergleich zu dem Kontrast der Schließerinnen. Beobachtet und urtheilt.

Wenn ihr in die Funambules geht — und ich rathe euch nicht, wie zu einem Späßchen dahin zu gehen, mit dem Entschlusse, Alles abscheulich zu finden, und Alles den Tag darauf zu loben, in der Absicht, Andere anzuführen, — wenn ihr also Debureau sehen wollt, nicht auf Treu und Glauben irgend eines Zeitungsartikels, sondern um den größten Schauspieler von Paris wirklich zu bewundern, so empfehle ich euch die Logenschließerin im ersten Range rechts. Diese Seite kostet 3 Sous weniger als die linke, weil dort mehr Platz ist, weil ihr die Bühne besser sehen könnt, und Gefahr lauft, unmittelbar mit dem Pöbel in Berührung zu kommen. Was mich betrifft, so gehe ich nirgends anders als dahin. Ihr werdet eine Dame von verständigem Alter finden, die sich Madame Galard nennt. Setzt euch neben sie, denn ihr Platz ist im Saale selbst. Bietet ihr Tabak an, und versucht es, mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen, bis zu Pierrots Eintritt. Habt ihr nur das mindeste aufgeblasene, selbstgefällige, spöttische Ansehn, so sage ich es euch im Voraus, sie wird euch mit einem einzigen Blicke weg haben, euch höflich und kalt euern Platz anweisen und eure Zuvorkommenheit kurz abschneiden. Macht ihr aber ein treuherziges und neugieriges Gesicht, wie es der Ort erfordert, und besitzt ihr besonders jene Gemüthlichkeit eines täglichen Besuchers, die man nicht auf einmal erwirbt, so wird sie euch, wie man eine Hand umdreht, mit tausend merk-

würdigen Dingen bekannt machen. Sie wird euch Namen, Wohnung, Stand und Art und Weise der Direktoren, Schriftsteller, Decorateurs, Maschinisten, Musiker und Balletmeister angeben. Ihr werdet die geheime Geschichte der Coulissen und die Intriguen der Liebe oder Selbstliebe erfahren; warum Mademoiselle Charlotte ihrer Schwester im Vaudeville eine Rolle in Mannskleidern abgetreten hat; warum Herr Debureau — denn die arme Frau setzt noch diesem hochberühmten Künstler den prosaischen Namen „Herr" vor — seiner alten, ewigen Gewohnheit treu ist; warum er die verführerischen Vorschläge anderer Unternehmungen ausgeschlagen hat; warum er nie eine Sprechrolle übernimmt, da er, der große Mann, wohl weiß, daß er, der in einer selbst erfundenen Persönlichkeit ein so ausgezeichneter Darsteller ist, unter den gewöhnlichen Bedingungen des Drama's höchstens nur ein mittelmäßiges Talent sein würde. Sie wird euch die Wohlthaten der Juli-Revolution erzählen, die den Seiltänzern bloß einen erlogenen Titel lies, und den beiden X des gespannten Seils, den von den Negern der Vorstadt getragenen Leuchtern, die den königlichen Theatern vorbehaltene Pracht, die Oper, das Ballet, das Lustspiel, wohl bald auch das historische Schauspiel unterschob. Ihr werdet dann erfahren, wie Debureau's Ruf in einigen Jahren gewachsen ist, wie seit 6 Jahren ihn die Presse empor gehoben hat, und die Schließerin wird

mit euch, indem sie die vermehrten Einnahmen segnet, verächtlich über jene vornehmen Spottvögel lachen, die mit ihrem falschen Geschmacke albernerweise auf die schöne und naive Freude eines ganzen Volkes losziehn.

Hierbei werdet ihr nun eine wichtige Bemerkung machen können. Madame Galard sagt wir, wenn sie vom Theater der Seiltänzerkünste spricht. Sie trennt ihr Schicksal nicht von dem der Unternehmung. Sie wird daher sagen: „Wir haben diesen Monat Glück gehabt. Fast alle Abende ein volles Haus, und Sonntags zwischen unsern beiden Vorstellungen mehr als 600 Franks. — Wir studiren den wilden Mann wieder ein. Ein schönes Stück! einer der Triumphe des Herrn Debureau. — Was haben wir nicht mit Ozella für Geld gemacht! Wir hatten es aber auch bei einem Herrn von den Nouveautés bestellt! — Unseren tollen Ochsen werden wir jetzt nicht mehr geben. Es ist zwar ein schönes Stück, dagegen läßt sich Nichts sagen, aber, sehen Sie, er ist doch gar zu bekannt. Ganz Paris kann ihn auswendig."

Welcher himmelweite Unterschied zwischen diesem Wesen, das mit dem Theater, an welchem es angestellt, eins ist, eins nur mit dessen Verwaltung, Hand in Hand mit dem Ober-Regisseur, vertraut redet mit dem Schauspieler, der Einnahmen macht, und der ersten Liebhaberin guten Rath ertheilt, und jenem Lohn- und Einzel-Leben einer Schließerin der großen Oper, die Herrn

Veron nie in der Nähe gesehen hat, und sich sehr wenig um das ungeheure Glück von Robert dem Teufel bekümmern würde, wenn das Andrängen der Menge nicht auch für sie jeden Abend Etwas eintrüge. Die, seid dessen überzeugt, wird gewiß, wenn sie von Herrn Meyerbeer spricht, nicht wir sagen, wie Madame Galard von Herrn Laurent, dem Pantomimen-Dichter. — Unstreitig habt ihr von einer Dienstmagd gehört, die die Beichtkinder ihres Herrn mit den Worten abwies: „Heute sitzen wir nicht Beichte" — aber das begreift ihr wohl, daß der Kammerdiener eines Erzbischofs Welt genug besitzt, um dem Vorstand eines Instituts nicht zu antworten: Morgen kommen wir nicht zu Ihnen, um zu firmeln.

Macht nun ohne Weiteres vom Boulevart du Temple einen Sprung zum italienischen Theater. Da werdet ihr die Schließerin auf einer wohl gepolsterten Bank sitzen und sie in einer mild erwärmten, von flüchtigen Gerüchen, welche die seltensten Blumen aushauchen, ganz durchdufteten Atmosphäre leben sehen. Sie steht in dem bewunderungswürdigsten Einklange mit der Gesellschaft, die sie umgiebt. Ihre Art und Weise hat etwas merkwürdig Anständiges und Würdevolles. Sie ruft euch sogleich jene Bedienten aus großen Häusern ins Gedächtniß, die gegen Alle, welche ihren Herren gleichsehen, so artig sind, und für die Andern den Ton und die Weise der Protektion aufsparen.

Die Schließerin im Favart ist ein Opfer der Juli-Revolution. Nichts in der Welt kann ihr jenen aristokratischen Parfum, jenen pergamentnen Wohlgeruch und jenes schöne Benehmen von drüben her wieder geben, das aus diesem Theater einen Musiksaal für die honetten Leute machte. Dies ist ihr eigener Ausdruck dafür. Heut zu Tage hat sie den Geschmack, die Poesie ihres Standes, verloren, und beweint, in ihre Erinnerungen sich versenkend, bitter die ehemalige Zeit. Sie ist der treueste Typus der Hingebung an die Legitimität. Verletztes Interesse hat sie in die Opposition gestürzt. Nöthigenfalls schriebe sie mit an der Mode, und Herr von Genoude ist ihr Prophet. Vor allen Dingen wirft sie einen schmerzlichen Blick auf den schönen rothen Teppich, den Herr Robert für das beschmuzte Juli-Volk aufsparte, und den in drei Monaten grobe Stiefeln und staubige Socken mehr mitgenommen haben, als es in zehn Jahren der kleine Schuh und der seidene Strumpf der Restauration hätten thun können. Sie seufzt, wenn sie den melodischen Brummbaß von Lablache, die instrumentgleiche Stimme Rubini's hört, und es schmerzt sie, daß so schöne Sachen an solche Kenner weg geworfen werden. Bei den Equipagen vor der Thür lächelt sie, wenn sie die Wagenschläge mit einem ärmlichen Namenszuge bezeichnet sieht, und denkt an die schönen Wappen, deren Geheimniß mit jedem Tage mehr verschwindet. Ihr ganzer Trost beruht noch auf dem Foyer,

wohin die Damen nicht mehr kommen und sich jeden Abend die Auswahl der reinen Männer aus den beiden Kammern versammelt. Im Fluge hascht sie da die trefflichen Sachen auf, die man dort herauslangt, die herrlichen Grundsätze, die sich zwischen die Ankündigung eines Debüts und die gelehrte Würdigung einer Cabaletta von Rossini drängen. Sie bewundert es, mit welcher staunenswerthen Leichtigkeit diese thränenreichen Märtyrer der Barrikaden, wenn sie des Nachmittags über das Unglück König Karls und die Verbannung des armen Kindes geseufzt haben, sich des Abends zu trösten wissen, nach dem Rathe des Evangeliums ihr trauriges Gesicht waschen, ihre Halsbinden vor den Spiegeln zurecht knüpfen und unter einander von Bällen, Musik und leckern Abendessen kosen. Die Schließerin ist nach solchem erbaulichen Unterricht begierig, und ihre Klienten warten auf sie ein Viertelstündchen im Logengange.

Da stehen wir nun also bei der Monographie der Gattung Schließerin. Bis jetzt haben wir bloß die hervorragenden Punkte betrachtet, welche eben wegen ihrer ausnahmsweisen Beschaffenheit der Analyse sich entziehn.

Der vorherrschende Charakter bei der Schließerin ist der Scharfsinn. Herr von Spurzheim und Lavater, Ersterer beim Schädelbefühlen, Letzterer beim Beobachten der Gesichtszüge, haben den Menschen nicht besser begriffen, noch seine guten oder bösen Neigungen mit größerem Scharfsinn aufgefaßt. Ein einziger Blick ge-

nügt der Schließerin, um euch zu klassificiren, entweder in eurer bürgerlichen Rangordnung als Bankier, Künstler, Advokat, Arzt, Gewürzkrämer, Saint-Simonist, oder in euern Familien-Verhältnissen, als Vater, Gatte, Bruder, Geliebter oder Cousin Selten trifft sich's, daß diese so flüchtigen Auffassungen nicht vollkommen genau sind, und wollt ihr ein wenig nachdenken, so werdet ihr leicht einsehen, daß das ganze Handwerk einer Schließerin ohne die Anwendung dieses zweiten Gesichts, das sich bloß bei Gasbeleuchtung entwickelt, nicht möglich wäre. Denn ich muß euch hier sagen, daß am Tage die Schließerin ein ganz gewöhnliches Wesen ist, das naß wird, wenn es regnet, sich in die Hand haucht, wenn es friert, und an die ihr hundertmal anstoßt, ohne daß auch nur das kleinste Zeichen euch verriethe, ihr ginget eben bei einem so berühmten Wesen vorüber.

Aber der Abend kommt und mit ihm das Reich der Frauen. Die Geschäfte, welche den ganzen Tag über die Stirn des Mannes runzelten, sind bis auf morgen verschoben. Man denkt über die Verwendung seines Abends nach, und was kann's dann da Besseres geben, um die langwierigen Stunden des Nebels und der Kälte hinzubringen, als das Theater, das einzige Vergnügen, dessen Beifall sich von 4000 Jahren herschreibt, ohne daß Gefahr ihm droht, schwächer zu werden. Ich spreche hier gegen die Ansicht der Direktoren und Zeitungsschreiber, aber ich habe nicht dieselben Gründe, wie

diese Herren, um an den Untergang der dramatischen Kunst zu glauben, da ich eben so wenig Kapitale anzulegen als durchgefallene Dramen zu beweinen habe.

Ihr geht also ins Theater, und da seid ihr kaum den bellenden Höllenhunden am Eingange entronnen, als euer Schicksal nun in den Händen der Schließerin ruht. Vier Stunden lang gehört ihr dieser an. Nehmt euch in Acht! Eure Miene, eure Haltung, eure Art sich auszudrücken, indem ihr euer Recht mit dem Billet in der Hand geltend macht, entscheiden mehr oder weniger über euer nächstes Wohlbefinden. Eine Bewegung, ein Blick verurtheilen euch dazu, die Bühne nur von der Seite, hinter einer doppelten Reihe von Hüten mit ungeheuern Dahlias aufgesteckt zu sehen, oder bringen euch den Vortheil zwischen einer gegenüber der Bühne liegenden Loge, einer philosophischen Einsamkeit, wo ihr nach Lust nachdenken könnt, und der Gesellschaft zweier jungen Frauen zu wählen, die euch mit Vergnügen Platz machen. Eure Eigenliebe wird schon diese Aufnahme zu benutzen verstehn.

Die Feinheit des Blicks einer Schließerin geht noch weiter, als bloß auf eure Gesichtszüge zu sehn; sie durchwühlt keck eure Taschen, durchdringt die Maschen eurer Börse und mustert ihren Inhalt; vorzüglich versteht sie sich darauf, es zu würdigen, mit welcher Leichtigkeit ihr letztern herausschlüpfen lasset, oder ob ihre Bänder so fest angezogen sind, daß er durchaus nicht heraus kann.

Zuerst prüft sie euch durch eine abschlägliche Antwort: „Alle ihre Plätze sind versagt, alle ihre Logen voll", und nöthigenfalls dient ihr ein beschriebenes Blatt, eine Inschrift über jeder Thüre zum Beweise. Versucht aber nur die Kunst der Verführung, und nach einem Augenblicke weise berechneter Ueberlegung giebt es doch noch ein kleines Winkelchen, bleibt noch eine Loge leer, die sie vergessen hatte, dem Herrn vorzuschlagen. Dann kommt es zu dem Fußbänkchen, das mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Gemüths angeboten wird. Fürchtet euch nicht etwa davor, daß sie euch frage: „Befehlen Sie ein Bänkchen?" Nein, sondern sie wendet sich an Madam, und sagt ihr mit ganz einfachen Tone: „Madame befehlen unstreitig ein Bänkchen?" Das sieht gar nicht aus wie ein Dienstanerbieten, sondern ist bloß ein Wunsch, den man nothwendigerweise ausdrücken mußte, und welchem zuvor gekommen zu sein, sie nur das Verdienst hat. Jetzt steht es euch frei, lieber 10 Sous im Beutel zu behalten, oder ein so zartes Benehmen anzuerkennen. Schlagt ihr es aber ab, so ist eine kalte und höfliche Miene eure erste Strafe, bis sich eine bessere Gelegenheit findet, und wenn ihr einmal wieder in dasselbe Theater kommt, könnt ihr, wie ein gewisser Minister aus der Zeit der Restauration, dessen Name mir entfallen ist, den ungeheuern Abstand ermessen, der vom Rechte bis zur Gefälligkeit ist.

Nun kommt die lange Reihe der anscheinend freiwil-

ligen, in der That aber gezwungenen Abgaben. Da giebt es einen Blumenstraus, den eure Begleiterin nothwendig riechen und folglich — behalten muß; da ist euer Mantel, von dem man euch mit größter Schnelligkeit befreit; da ist der Shawl und Hut von Madame; da ist euer Parapluie, den man so sorgfältig neben eure Kaloschen setzt, die euch ja drücken würden; da ist der Komödienzettel; da ist das Erleichterungsmittel, das man euch anbietet, um unter keiner Bedingung das Haus verlassen zu dürfen. Alles das kostet Geld, und doch ist alles dieses der Willkühr überlassen, damit euer Charakter Muße gewinne, sich freundlich oder unfreundlich zu entfalten. Die Erfahrung ist eine sehr einträgliche Sache, wenn man sich auf die Physiognomieen zu besinnen versteht. Uebrigens müßt ihr aber auch wissen, daß der Unternehmer den Schließerinnen gar nichts gewährt, als die Aussicht auf diese ungewissen kleinen Vortheile, und doch werden, ungeachtet des Mangels aller bestimmten Besoldung, diese Stellen reißend gesucht. In einigen Theatern hat die Käuflichkeit derselben sogar das Jahr 1789 überlebt. Dies erklärt es auch, weshalb, wenn ihr euch wegen des Eintritts in eine Loge an eine Schließerin wendet, in deren Reihe sie nicht gehört, diese euch bittet, die Rückkehr ihrer Kollegin abzuwarten, und sich wohl hüten wird, dieser etwas von ihren Rechten zu entziehn. Die Feinheit hindert nicht an der Rechtlichkeit.

Eine Schließerin verabscheut einen Zeitungsschreiber aus Instinkt und in tiefster Seele. Fürs Erste ist der Zeitungsschreiber unverheirathet; er hat keine Frau, der man etwas anbieten könnte; denn seine Geliebte führt er niemals in ihr Theater. Dann weiß ich wirklich nicht, ob der Schließerin nicht das Recht, auf jeden Platz im Theater zu gehen, ohne etwas am Eingange zu bezahlen, ein Mißbrauch scheint, ob sie gleich die boshafte Geschicklichkeit besitzt, ihn in seiner Ausübung zu beschränken. Sollte ihr auch nicht überdieses noch das Urtheil dieser stolzen Kritiker, wie sie Beaumarchais nennt, über die Stücke, zu deren Beurtheilung auch sie sich für berufen hält, eine gewisse Antipathie gegen dessen zu viel oder zu wenig nachsichtige Urheber einflößen? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß, wenn ich zwischen diesen beiden gleich achtbaren Autoritäten wählen sollte, ich vielleicht der Schließerin die Palme der Kritik reichen würde. Sie versteht es, woran sie sich bei dem mächtigen und großartigen Stücke, bei dem das Gewöhnliche überschreitende Drama, das vier Einnahmen zu hundert Thalern gemacht hat, und „bei den ganz leidlichen Stückchen, die das Spiel der Schauspieler hob", und die bei der hundertsten Vorstellung noch die Kasse füllen, zu halten hat. O ihr Herren so und so! O ihr berühmten Dramatiker! O ihr dem Romantischen feindseligen Akademiker! O ihr jungen Menschen, die ihr Racine und Corneille zu den Versteinerungen

zählt! Welches Glück für euch Alle, daß die Schließerinnen nicht an den Journalen mit arbeiten, die Schließerinnen, welche nicht zu schließen haben, wenn euer Name auf den Zetteln steht!

Höflichkeit, Benehmen und Gefälligkeit sind bei den Schließerinnen nach jedem Theater und in verschiedenen Graden verschieden. Ich habe sorgsam die Verhältnisse derselben auf eine Formel zurückgebracht, und kann als den Höhepunkt dieser Eigenschaften die Gänge des Feydeau und als umgekehrte Summe die Logenthüren des Gymnase angeben. In diesem vor allen andern aristokratischen und wegen seiner Langweile privilegirten Theater sticht die Schließerin aufs Merkwürdigste durch ihre trockene, verdrüßliche und oft sogar unhöfliche Art und Weise gegen das wohlriechende Repertoir, die gezuckerten Darsteller und die eingemachten Zuschauer ab.

Nun kommen wir aber zu dem zartesten Verhältnisse dieses Gegenstandes. Wir müssen nämlich die öffentlichen Sitten und Gebräuche, in Bezug auf die verschlossenen Logen betrachten. Man könnte wohl Wahrheit sagen, ohne irgend mit Jemand sich deshalb zu veruneinigen; aber es plagt mich eine Erinnerung, ein Andenken, wie das böse Gewissen eines unredlichen Menschen. Herr von Jouy, der Eremit auf Reisen in der Provinz, ward, weil er im Jahre 1818 von einem Billetdoux, das eine Schließerin des Theaters zu Bordeaux einer Dame heimlich zugesteckt, gesprochen hatte, durch das Schlachtopfer

jener Beobachtungen vor der kompetenten Obrigkeit rechtlich belangt. Da es nun in Paris mehr als 18 Theater und in jedem ungefähr 10 Schließerinnen giebt, die Richter von 1832 aber, durch die aufrührerischen Schriftsteller nur zu sehr beschäftigt, viel zu viel zu thun haben, um sich in großer Eil mit solchen Lumpereien zu befassen, so habe ich gar keine Lust, einige Monate lang unter der Last eines Prozesses wegen Verleumdung zu seufzen, und sehe mich daher genöthigt, in dieser Beziehung sehr vorsichtig zu sein. Uebrigens ist es auch gut, wenn man noch etwas zu rathen übrig läßt.

Eine Schließerin steckt keine Liebesbriefchen zu, erstlich, weil es keine Liebesbriefchen giebt, und dann, um nicht zwei Aemter zugleich zu verwalten. Warum solltet ihr denn aber auch eine Dame um ein Tête à Tête von einem Viertelstündchen bitten, wenn ihr euch einen ganzen Abend an sie drängen, ihren Athem hören, ihre Empfindungen theilen könnt? Ist denn eine Loge nicht etwa ein recht bequemes Boudoir, um zu seufzen? Könnte denn ein gescheiter Bedienter oder eine pfiffige Kammerfrau jenen engen Raum, wo ihr mit Augen oder Pantomimen sprechen könnt, besser eingerichtet haben? Seht nur, wie mit Kunst alle diese Stühle gestellt sind, wie die Entfernung dieser Bänke zugleich nachsichtig und zweckmäßig ist! Kein Nachbar, der euch genirte, kein verdrüßlicher Bedienter, der zwischen einer halboffenen Thür lehnt und euch zu überraschen sucht.

Ihr selb zu Hause und noch sicherer als da. Die Schließerin sieht nicht auf euch, will nicht auf euch sehen: sie hat zwanzig Logen unter ihrer Aufsicht. Ich weiß zwar wohl, daß Niemand besser placirt ist, als sie, und daß, wenn die Gewöhnung ihr nicht das Salz solcher zufälligen Entdeckungen völlig unschmackhaft gemacht hätte, sie gewiß Stoff genug zum Erzählen haben würde. Es giebt ein allerliebstes Gedicht vom Herrn Scribe, das im Manuscripte überall gelesen worden ist, das ich euch aber nicht nennen werde. Wenn die schönen Damen im Gymnase, die es kennen, wüßten, daß der Verfasser des Diplomaten, unstreitig nach einem Garçonfrühstück, es gedichtet habe, so würden sie sich genöthigt sehen, deshalb böse auf ihn zu sein. Nun denn! die ganz besondere Stellung des Helden dieser tollen Posse ist genau dieselbe, welche jeden Abend die Schließerin in größerem Maßstabe einnimmt. Für sie aber ist es eine Aalpastete, unschmackhaft, weil sie ihr zu oft vorgekommen.

Es ist schon spät bei euerem Eintritte ins Theater und Jedermann schon da. Ihr findet eine Schließerin, die euch auswendig kennt und euch ganz nach euerem Wohlgefallen placiren wird. Ihr habt ihr Wohlwollen euch erworben, und die Schließerin besitzt in hohem Grade das Gedächtniß des Herzens. Ohne daß ihr ihr ein Wort sagt, hat sie eure Gedanken errathen. Eine der Logen ist leer geblieben. Da würdet ihr den ersten

Platz bekommen, würdet ganz bequem sein, und doch ist es diese Thüre nicht, die sie euch öffnet. Weiterhin, in einer sogenannten Baignoire (Wanne) sitzen zwei Damen allein, oder eine junge Frau mit ihrem Manne, der schläft, oder ein alter Bürgersmann mit seinen beiden Töchtern an den Seiten: dahin führt euch die Schließerin. Sie weiß, daß euch im Theater weniger daran liegt, das Stück zu hören, als in Gesellschaft zu sein; übrigens kennt ihr auch als ein täglicher Gast das Repertoir auswendig, und seid zufrieden, wenn ihr nur so halbwegs seht. Diese hohe Gunst wird nur sehr wenigen Personen verstattet. Es gehört lange Zeit, viele Aufmerksamkeiten gehören dazu, um dahin zu gelangen!

Um die zu vertrauten, zu ausschließlich gefälligen Verhältnisse der Schließerin mit dem Publikum zu vermeiden, so wie um die kleinen Vortheile der obern Räume mit dem großen Gewinne der Logen des ersten Rangs auszugleichen, läßt die Verwaltung von Monat zu Monat diese Damen vom Paradies ins Orchester, und umgekehrt, reisen. Dies hindert aber nicht, daß, wenn die Liste nur wieder herum ist, dieser regelmäßige Wechsel nach Art der königlichen Gerichtsbehörden, nicht den Vertrauten die alten Bekannten wieder zuführte, von denen sie so guten Vortheil zu ziehen verstehen. Nur die vier Schließerinnen zum Balkon der großen Oper haben das Vorrecht, immer auf ihrem Posten zu bleiben. Auch ist dies noch ein Mißbrauch der vormaligen Di-

rektion, wechen Herr Veron abzuschaffen gedenkt. Es wäre dies auch das Mittel, jene aristokratischen Unterschiede, welche bereits die Schließerin der großen Oper abhalten, mit der Schließerin des Vaudeville umzugehen, gesetzlich zu begründen. Wenigstens unter solchen Verhältnissen sollte doch die Gleichheit herrschen.

Bei allen Gegenständen, selbst bei den leichtsinnigsten, giebt es eine ernsthafte Seite, vorzüglich wenn gesellige Verhältnisse, wie die unsrigen, aus Mangel an Sittlichkeit, Religion und Vertrauen in die Zukunft sich auflösen. Unglücklicherweise wäre in Beziehungen dieser Art der Uebergang von einigen schuldlosen Scherzen auf Gemälde einer weit kräftigern Rohheit allzu verletzend. Ich überlasse daher der Einbildungskraft eines Jeden das Geschäft, das weite Reich der Muthmaßungen nach Gefallen zu durchstreifen, oder vielmehr der Beobachtung eines Jeden, eine erzwungene Lücke auszufüllen, die ich mir selbst hier auflege. Wenigstens wird das Resultat dieser leichten Arbeit über die Sitten und Gebräuche unseres Zeitalters als ein sehr unerwartetes erscheinen. Versuche man nur die begonnene Ansicht einer Logenschließerin bis zum Ende zu verfolgen, und man wird bei allem Geschrei tugendhaften Unwillens gegen unsere Voraltern darin eine Minderung finden. Denn in dem ernsten Studio der gegenwärtigen Sitten muß man die Wahrheit derjenigen Gemälde aufsuchen, die man uns jetzt von der Geschichte einer seit hundert Jahren ver-

flossenen Zeit entwirft. Man häuft jetzt Memoiren auf, in welchen man auf die Unsittlichkeit der letzteren Jahrhunderte schimpft, und verthut gegen das Laster mit gepuderter Perücke so vielen Unwillen, daß man keinen mehr gegen das Laster übrig hat, das in Staub-Anzügen einhergeht.

Versucht es also und belauscht die Schließerin auf der That, weniger bei ihrem anerkannten Geschäfte, als bei einzelnen Gefälligkeiten; sehet Alles; erklärt euch diesen ganzen verständigen Mechanismus der Einrichtungen und Plätze, diesen ganzen Handel gegenseitiger Stellungen, und sagt mir dann, ob wir viel dabei gewonnen haben, unsere öffentlichen Laster und geheimen Ausschweifungen mit einem Schleier zu verhüllen. Ich wollte euch recht gern dabei vorausgehn oder folgen; aber noch einmal: ich sage Nichts, aus Furcht, zu Viel zu sagen.

. . . .

Da jedes Ding eine Nutzanwendung haben muß, will ich euch auch die nicht vorenthalten, welche ich hierin gefunden habe. Die Welt ist eine Brettbude, in welcher man Komödie ohne Zuschauer spielt. Alle Menschen haben bei diesem zahllosen und ewigen Schauspiele eine Rolle. Die Einen kleiden sich à l'antique, Andere träumen von der Zukunft, mit gewendeten Kleidern angethan; diejenigen, welche Phlegma und gute Lungen besitzen, deklamiren und sind tugendhaft; die aber, welche

nur Leidenschaften und Fehler haben, wälzen sich in dem großen Sumpfe, ungeachtet aller Predigten. Rousseau, der Dichter, hat euch ungefähr dasselbe gesagt. Ihr wißt sein schönes Epigramm auswendig. Was er euch aber zu sagen vergaß, war dies, daß es in diesem Theater voll Unordnung auch Logenschließerinnen giebt. Dies sind diejenigen, welche die Menschen verachten, die deren Leidenschaften schmeicheln, um sie auszuforschen, und ihre eigenen Geschäftchen dabei machen, indem sie sich nur um die der Andern bekümmern. Es sind, wenn ihr so wollt, die Heirathsmäkler, die von künftigen Ehebrüchen ihren Gewinnst haben, die Pfeffer- und Zimmtmäkler, welche Vortheil aus den unglücklichen Spekulationen ihrer Klienten ziehen, die Wechsel-Agenten, welche sich Schlösser kaufen, indem sie den von ihnen Betrogenen Pässe nach Belgien unterzeichnen, und endlich die Revolutionenmäkler, die von denen so köstlich leben, die sie nicht machen.

Paul David.

Ein Narrenhaus.

(Anstalt des Doktor Blanche.)

Zwei schöne, zwei merkwürdige Sachen giebt es in unserem alten Europa zu sehen und zu studiren: einen Königspallast und ein Narrenhaus.

Welche von diesen beiden Wohnungen würdet ihr am liebsten die eure nennen? Die Wahnsinnigen, welche bei den Monarchen leben, sind methodisch, zu monoton; die, welche man nach Charenton oder zum Doctor Blanche verbannt, scheinen mir weniger zu beklagen. Man hat Mitleid mit ihrem Zustande; sie essen nach Belieben, stehend oder sitzend; sie grüßen, ohne sich bis auf den Fußboden zu bücken; es ist ihnen erlaubt, manchmal einen Willen zu haben, ihn kund zu geben und zu behaupten. Sie reden laut; sie halten sich über das Benehmen ihres Vorgesetzten auf; sie widerstehen

den Drohungen und weichen nur der Gewalt.... Sie sind fast Menschen.

Erzählt mir die Lebensverhältnisse der Narren, die in den Pallästen der Könige geboren werden und sterben, und ich will euch dagegen die der Wesen erzählen, die sich in den Narrenzellen herumtreiben. Es wird vielleicht sogar einige Moral in meiner Erzählung liegen. Anfangs sah ich sie mit Schaudern an, dann mit Theilnahme, später mit einem Gefühle des Mitleids, das nicht ohne Süßigkeit war. Die Vernunft ist uns oft dadurch nachtheilig, daß sie uns über unsere Uebel belehrt, ohne die Kraft zu besitzen, uns davon zu heilen. Jene Personen sind daher nicht so sehr zu beklagen, weil sie nicht immer das Gefühl ihres Unglücks besitzen.

Wer keinen Gleichen hat, hat auch keinen Freund; dieser Lehrsatz ist nur für diejenigen wahr, welche tiefe Blicke in das menschliche Herz werfen. Ein Freund, der mir mit einem Protektionslächeln zunickte, würde mir das Herz zuschnüren, ich würde ihn nicht mehr lieben. Um so schlimmer für mich, wenn ich nun einmal so organisirt bin. Liebe, Freundschaft, darin besteht mein Leben.

Die Geschichts-Erzählung eines Narrenhauses, von einem Narren niedergeschrieben, ist fürwahr etwas Seltsames. Ich war ein Narr, als ich diese Blätter schrieb.... Nachdem meine Vernunft zurückgekehrt war, las ich sie wieder.... Alles darin ist wahr, genau. Ich habe es

für zweckmäßig gehalten, Nichts daran zu ändern. Sie sind ein Portrait, das ich verderben würde, indem ich es verbessern wollte; ich überlasse es euch.

Herr Blanche ist 35 Jahr alt. Er ist von mittlerem Wuchse. Seine Stärke bezeugt einen kräftigen Körper. Seine Art, sich auszudrücken, ist kurz, rasch, scharf. Ein vollkommen gesunder Mensch würde sich stets veranlaßt finden, ihn über das Herbe gewisser Ausdrücke, deren er sich gewöhnlich bedient, zur Rede zu setzen; ein Narr fürchtet sie und schweigt vor ihren Drohungen. Sein Blick erhielt durch eine starke Verwundung am rechten Auge etwas Zweideutiges, so daß man sagen möchte, er denke nach, er studire, wenn er doch bloß sieht. Er machte auf mich einen widerwärtigen Eindruck. Das sollte so sein. Ich fühlte mich unter seiner eisernen Ruthe, ich, der ich nie gehorchen gelernt hatte, als dem Willen einer Frau allein.

Sie ist groß, voll, blond, ein wenig blaß. Ihr Blick ist voll Güte; er flößt Vertrauen ein. Der Ton ihrer Stimme tröstet; es liegt etwas Dichterisches in ihrer Art zu sprechen. Sie hat so viel Elend gesehen, so viele Seufzer gehört! Sie versteht es, mitzufühlen. Sie ist keine zärtliche Mutter; ihr Alter verhindert diese süße Täuschung: sie ist nicht bloß eine Freundin; ihr empfindet für sie mehr als Freundschaft, weniger als Liebe.... Sprechen wir nicht von Liebe! Ich habe länger als zwei Monate in dem Hause des Doktor Blanche gewohnt,

wohnt, närrisch und verständig, und habe also die Eigenschaften der bescheidenen und edeln Frau, von welcher ich jetzt spreche, würdigen gelernt. Diese Frau ist die Gattin des Doktors. Ihr seht, daß man auch aus einem Narrenhause ein geliebtes Andenken mitnehmen kann.

Ich ward Abends um 6 Uhr in der Straße Grammont von zwei handfesten Schergen festgenommen, die sich meiner von hinten bemächtigten und mich mit ihren kräftigen Armen faßten. Ich wollte versuchen, mich zu vertheidigen. Vergebens! Ich war krank, sehr leidend, dem Tode nahe. Im Namen des Königs! Muß man wahnsinnig sein, um diesem Befehle sich zu widersetzen? Ich war nicht wahnsinnig, und widersetzte mich doch; aber mit zwei Stößen ward ich in einen bereit stehenden Wagen geworfen. Alles war gut berechnet, wohl vorausgesehen.

Die Fahrt war lang. Die Haltunsfeste schwatzten von der Schönheit der Stadt, von der Kühle der Nacht, und wenn ich seufzte, redeten sie mir zu, Muth zu haben, mich als Mann zu zeigen. Aufforderungen zum Muth, von einem Polizeispion ertheilt! Wer kann daran glauben? Weiß ein Polizeispion, was ein Mensch ist, außer, daß er einen solchen von hinten festhalten kann? So viel ich mich zu erinnern weiß, sagte ich ihnen aber doch, daß ich gegen sie keine Art von Verachtung fühle.... Man hatte recht daran, mich als Narren festzunehmen.

Wir kamen langsam vorwärts, denn wir fuhren steile Straßen hinauf, und schon war in mein durch eine heftige Leidenschaft furchtbar gepeinigtes Herz ein anderes Gefühl gedrungen, das des verachtenden Unwillens. Von einem Polizeispione beim Kragen genommen zu sein! Welche Beleidigung! An den Tagen der Aufläufe hatte ich eine ähnliche Kränkung erfahren. Ohne ein sittliches Dasein ist der Polizeispion der Mensch der Gewalt; ein Feigling, ist er der Mensch der Kraft. Doch ich irre mich: der Polizeispion ist der muthigste Mensch in der Welt, weil er das verspottet, was die andern am meisten fürchten, die öffentliche Verachtung.

So gelangten wir endlich an die Thür des Krankenhauses. Ich erinnere mich noch an die kleinsten Umstände dieser schleichenden Stunden, die mich so furchtbar marterten. Wir haben so viele Nerven für den Schmerz! Ich glaubte zu einem Untersuchungsrichter einzutreten, zu einem königlichen Prokurator. Man hatte mir es unterwegs zwanzigmal gesagt, indem man mir von Dolchen, Brandstiften und Mordthaten vorredete. Ich hörte meinen Wächtern wie Jemand zu, der es bedauert, nicht genug gethan zu haben, um die Strenge zu rechtfertigen, die man gegen ihn anwendet, und wenn ich meine wirren Erinnerungen befragte, so war ich fast wüthend darüber, Vernunft genug besessen zu haben, um nicht alle Bande zu zerreißen, die mich an

die bürgerliche Gesellschaft knüpften. Die Verzweiflung hat ihre Stufen wie der Schmerz.

Nachdem ich durch einen kleinen, von Bäumen mit düsterem und fahlen Laube beschatteten Hof gekommen war, trat ich in einen weiten Saal, den ein hufeisenförmiger Tisch fast ganz einnahm. Auf den ersten Anblick glaubte ich, dies sei der Martersaal, und suchte schon mit neugierigen und festen Blicken die Werkzeuge der Tortur.... Man bat mich höflich, weiter zu gehen.

Welcher Anblick!... Gesichter voll Leidenszüge, abgestumpfte Gesichter, lächelnde Gesichter, lächelnde Gesichter, aber freudenlos, weinende, aber ohne Thränen, und nur Ein Gesicht voll Mitleid, das der Madame Blanche, und alles dies in einem Raume von zehn Quadratfuß, so zu sagen, aufeinander gehäuft.:.. Mein Kopf drehte sich wirr, ich glaubte zu träumen. Ich wollte wissen, und fürchtete, zu erfahren. Ihr seht, daß ich noch ein wenig Vernunft besaß.

Ich hatte Zeit zum Beobachten. Die Schwäche meines Körpers verlieh, wie es schien, meiner Seele Stärke. Ein kleiner, runder, rother, finniger, auf einen Sessel ausgestreckter Mann sah mich mit dummen Augen an und lachte über meine Leichenblässe. Warum lachte er denn? Ich hatte mich schon zweimal von diesem albern spöttischen, unedel satyrischen Gesichte abgewendet, und immer lorgnettirte mich der Mensch mit lächelnder Miene. Ich hielt es für ein feiges Herausfordern, und

schon schwebte meine eiserne Hand über seiner Wange, als eine sanfte, mitleidsvolle Stimme mich bat, mich zu setzen. Nur eine Frauenstimme konnte Gewalt über mich haben; ich gehorchte, mein Zorn erlosch, ich hörte ziemlich ruhig das Ende einer Sonate mit an, welche eine Pensionairin von etwa 20 Jahren auf einem Piano spielte. Madame Bel... war geistesirr, wenn sie nicht auf dem Klaviere spielte. Das erfuhr ich später.

Aber wo befand ich mich denn?... Der königliche Prokurator kam nicht, und in dem Nebenzimmer, in welchem ich, meinen Gedanken nach, strengen Prüfungen unterworfen werden sollte, war Alles still.

Führt den Herrn auf sein Zimmer, sagte die wohlwollende Fee zu einem Bedienten, der mich stets begleitet hatte. Ich folgte als Automat, und nachdem wir durch einige Vorsäle gegangen und einige Treppen hinauf gestiegen waren, stieß man mich gewaltsam in ein mit Eisenstäben und Drahtgeflecht vor dem Fenster versehenes Gemach. Ein Bett von sehr kleinem Ansehn, zwei Stühle und eine Zwangsweste waren dessen Meublen.

Der Bediente hatte sich einen Kameraden beigesellt, und beide sahen mich kalt und untheilnehmend, wie Menschen an, die daran gewöhnt sind, Menschen, wie mich, zu sehen. — Was macht ihr denn? Was wollt ihr? — Wir sind da, um den Herrn zu bedienen. — Ich bedarf Nichts; laßt mich allein. — Wir haben Befehl, den Herrn nicht allein zu lassen. — Wird der königliche Pro-

kurator bald kommen? — Es wird nicht lange dauern. — Das will ich hoffen, wenn ich ihm noch Rede und Antwort geben soll, denn ich fühle, wie meine Kräfte immer mehr schwinden; und doch suchte ich nach Stoff, meine Wuth zu nähren.

Halb angekleidet legte ich mich nieder. — Wenn es dem Herrn gefällig wäre, wir haben hier drinn Gerstenwasser. — Und wozu Gerstenwasser? — Herr Blanche hat es befohlen. — Wo bin ich denn? — Bei Herrn Blanche....

Die Binde fiel: ich hielt mich für einen Verschwornen, und erkannte mich als Narren wieder!

Ich schämte mich; ich weinte.... Nein, es war nicht Schaam, es war auch Liebe. Und als ich mich nun dort sah, dort, allein, diesem vergitterten Fenster, diesen beiden Gestalten ohne Freundschaft wie ohne Haß, allen meinen Erinnerungen von Glück und Schmerz gegenüber; als ich die Macht derer erkannt hatte, die mich fesselten, und die Schwäche ihres Opfers; als ich, die Länge der Stunden, die Ewigkeit der Minuten berechnend, und daß diese kalten, fühllosen Mauern mir geantwortet hatten: Hier ist Dein Platz! da erkannte ich mich als Irren, irr für immer, irr durch sie, aus Liebe irr, im furchtbarsten, stechendsten, abscheulichsten Irrsein.....

Dann rief ich mir Alles wieder ins Gedächtniß zurück, was mich dahin gebracht hatte, und staunte nur, daß

ich nicht die Arme, die Füße gebunden fühlte, den Hals im Eisen. Ich war wüthend.

O! möge der, dessen Gedanken der Ehrgeiz verwirrt, seine Narrheit nicht eingestehn; möge der, den der Geiz, der Haß, der Durst der Rache nach Charenton, nach Bicètre, oder zum Doktor Blanche bringen, sorgfältig seinen tollen Wahnsinn verbergen!... Aber ich, Narr aus Liebe, ich kann es sagen, kann es ohne Erröthen eingestehn. Seht nur jetzt: ich bin ruhig, ich erzähle meine vergangenen Leiden; und die Heftigkeit meines Uebels muß groß gewesen sein, daß die leichtesten Eindrücke doch so tiefe Spuren davon zurückgelassen haben. Es ist ein Alp, der selbst nach dem Schlafe noch drückt; es ist eine Kugel, die euch ein Glied zerschmettert, und deren Treffen ihr lange erst nach der Verwundung nachempfindet.... In den Tagen der Vernunft stellen sich die Augenblicke des Irrseins wie in einem Spiegel wieder dar.... Sagt nicht, daß dies nicht sein könne: ich habe es gefühlt, erprobt.

Herr Blanche trat herein.... Ich machte mich muthig auf die Douschen gefaßt: denn, statt mich zu beruhigen, erstarrte sein Gespräch das wenige Blut, das ich noch besaß, vollends zu Eis. Er sprach mit mir von Mord, von Erdolchung, von Brandstiftung: es waren vorgeschriebene Worte ... Ich hielt ihn für toll, wie mich, und meiner mitleidigen Natur auch hier getreu, beklagte ich ihn, ich, den hier Niemand zu beklagen schien.

Die ganze Nacht schrie ein Mensch neben mir an. Es war ein Irrer, der seine Freiheit begehrte.... Ich, ich betrachtete die Mauern, die Eisenstäbe, und ich hatte tausend Leben, um zu leiden, nicht Eine Hand, sie zu brechen.

Diese Nacht währte wer weiß wie viele Jahrhunderte; die geringste Bewegung meiner Vorhänge durchschauerte mich in meinem Bette.... Ich stand auf. Man setzte mich in ein Bad, und zum erstenmale seit langer Zeit weilten meine Blicke auf einem Spiegel. Mein so ganz umgeändertes Gesicht verursachte mir eine unbeschreibliche Empfindung. Ich weinte; ich fühlte glühende Thränen meine Wangen herabrollen, und als ich bedachte, daß man für solche Leiden hier gefühllos sei, drang mir die Wuth ans Herz.... Ich erinnere mich nun weiter Nichts, außer, daß ich Madame Blanche wieder sah, daß meine Wuth sich stillte, daß meine Thränen minder bitter, minder brennend flossen und ich um Bücher bat. Ich hätte Vergnügen daran gefunden, ein Wörterbuch durchzulesen, die Ziffern einer logarithmischen Tafel, Worte ohne Zusammenhang, Phrasen ohne Sinn, gleich denen der Wesen, die mich umgaben, die mich noch heut umgeben, und für die ich ein so wahres, aber ach! auch so unfruchtbares Mitleid fühle.

Herr Blanche kam wieder zu mir. Seine vernünftigen Vorstellungen beruhigten ein wenig die Erregung meiner Ideen. Ich dachte nicht mehr an den Selbstmord,

und doch überlegte neben mir ein junger Mann von 25 bis 30 Jahren, in einen braunen Mantel gehüllt, voll Schmerz, daß der Schuß von zwei Pistolen nicht habe tödten können. Die Kugeln waren durch die obere Kinnlade zwischen den Augen herausgegangen.... Es giebt Wesen, welche das Schicksal grausam verfolgt! Dieser Mensch lebt noch.

Ein anderer Mann heiteren Gesichts, sorgfältig angezogen, mit anmuthigem Lächeln, setzte sich neben mich, und fragte mich, wie ich mich befinde. Ich weiß nicht recht, was ich ihm antwortete; er aber ergriff eine Violine und spielte auf ein bekanntes Thema mit vieler Kraft und bewundernswerther Präcision Variationen. Ich glaube, daß ich ihm etwas Verbindliches darüber sagte.... Oh! oh! entgegnete er; ich habe noch andere Talente! Ich bin der Sohn von Josephine und Jesus Christus, und erinnere mich noch sehr wohl, wie ich Tschengis-Khan, Mahomet und Napoleon war.... Und Sie, mein Herr, erinnern Sie sich denn nicht, wer Sie waren?... Ihr Gehirn, indem es in die Hirnschale eines Andern überging.... Madame Blanche legte ihm Stillschweigen auf, und er gehorchte lachend.

Noch ein Mitleidsgefühl für einen Unglücklichen! Denn hier muß man Jedermann beklagen.

Ich erhielt die Erlaubniß, im Hofe spazieren zu gehn, später auch im Garten.... Ich sah, ich erkannte, ich

studirte fast; ich kann es beschreiben, denn ich bin bei voller Vernunft.

Auf der Höhe des Hügels Montmartre, auf jenem Punkte, der durch die Riesenflügel mehrerer Windmühlen beherrscht wird, befindet sich ein nicht unansehnliches, unregelmäßiges Gebäude, dessen weiße, ziemlich elegante Façade die Blicke der Neugierigen auf sich zieht. Ein Parterre, eine erste und zweite Etage, 14 Fenster, von denen mehrere mit Eisengittern, andere mit Drahtgeflecht versehen sind, so stellt sich das Haus dar. Zwei kleine Seitenflügel, deren linker von dem Doktor und seiner Familie bewohnt ist, scheinen an das Hauptgebäude angebaut. Neben dem Gitter ein wenig Rasen, das ist der Hof.

Die hintere Seite des Hauses hat auch zwei Stockwerke, und geht auf einen nach englischer Art angelegten, kleinen, aber anmuthigen Garten. Hier spazieren die Kranken, die Stumpfsinnigen, die Irren, nach Belieben umher. Zwei, deren Irrsein gefährlich ist, sind von den übrigen durch eine hohe Pallisadenwand getrennt, die sie weder übersteigen noch einreißen können. Auf der einen Seite der Schmerz, auf der andern die Verzweiflung; hier moralische Leiden, mit Allem, was sie nur Durchbohrendes haben können, dort physischer Schmerz und Seelenstörungen mit allem ihrem Jammer. In der erstern Umzäunung vergießt man bittere Thränen, die

andere zeigt schauerlichere, zerstörendere Krisen.... Das Unglück, das den Verstand raubt, ziehe ich vor.

Fast jedes Gemach des Lokals, das ich besuche, erinnert an herzzerreißende Auftritte. Hier hat seit langer Zeit ein geborner Portugiese geseufzt, und seufzt noch, dessen zwölfjähriger Bruder zu Coimbra, als Theilnehmer an einem Plane zum Umsturze der Regierung, gehangen ward. — Was sollen wir mit diesem Kinde anfangen? sagte der Großrichter zu einer Frau: es ist erst zwölf Jahr alt. — Zwölf Jahr! entgegnete sie; um so besser! hängt ihn geschwind, damit er noch mit den Engeln zu Abend essen kann ... aber seinen etwas ältern Bruder laßt der Hinrichtung am Fuße des Schaffots beiwohnen.... Die Frau, welche diesen Mord befahl, war die Mutter Don Miguels. Das Kind ward gehangen, und der Bruder, welcher Zeuge dieses furchtbaren Schauspiels sein mußte, verlor darüber den Verstand. Des Herrn Blanche Sorgfalt und Geschicklichkeit stellte seine Gesundheit wieder her, die jedoch auch späterhin von neuem verloren ging, indem er sich stets durch den Leichnam seines jüngern Bruders, der in der Luft schwebt, verfolgt glaubt.

Noch ein historisches Gemach.... Lange Tage und ewige Nächte hindurch hat zwischen diesen vier zierlosen Mauern ein Heldenweib geschmachtet, das aus Glück wahnsinnig ward — Madame Lavalette hat hier auf diesem Lager des Elends geweint. Sir Robert Wilson,

Bruce und Hutchinson entrissen ihren Gemahl dem königlichen Blei.... Ruhm und Ehre sei ihnen! Der Graf ist nun todt, und Frau von Lavalette verdankt Herrn Blanche eine fast wundervolle Heilung.

Seht ihr da diese allerliebste Zelle im Parterre mit der Aussicht nach dem Garten? Betrachtet den Mann, der sie mit gleichem und eiligen Schritte durchwandert: es ist der General Travot. Als die Burbonen zurückkamen, ward er zum Tode verurtheilt, und verdankte ihrer Huld die Verwandlung dieser Strafe in ewiges Gefängniß. Sein Verstand ward irr; er faßte einen Haß gegen das Menschengeschlecht, und so stößt er jetzt Jeden zurück, der ihn anrührt, fährt auf den ein, der mit ihm spricht, wird selbst gegen den Doktor böse, und pfeift stets die patriotischen Melodieen der Revolution von 1793. Bloß dies ist ihm von seinen Erinnerungen übrig geblieben.... Bietet dem General Travot nicht die Hand, er würde nach euch schlagen.

Der junge Mann mit dem schwermüthigen und doch so geistreichen Gesicht ist ein Stumpfsinniger. Im Besitze eines bedeutenden Vermögens eilt er Allen, die ihn umstehen, eifrigst entgegen. Wie befinden Sie sich? — Recht gut. — Ich auch, das freut mich sehr: — und damit verläßt er euch. Etwas mehr Vernunft und weniger Geld würden einen Menschen aus ihm gemacht haben; jetzt ist er ein Blödsinniger.

Seht seinen Nachbar: dies ist die heilige Sammlung

des Karthäusers, der neben seinem Grabe knieet; es ist das letzte Lebewohl der liebenden Jungfrau, welche die Welt mit dem Kloster vertauscht; es ist die Albernheit des Schafs, das man zum Schlachtmesser bringt; es ist das letzte Nachdenken des Menschenhassers, der sich zum Selbstmorde bereitet. — Er betrachtet seine Füße, und so steht er den ganzen Tag mit gesenktem Haupte und auf Einen Fleck starrenden Auge. Dann erhebt er den Kopf, und ganze Stunden lang bleiben Kopf und Körper unbeweglich Geht er, sollte sollte man ihn für einen Automaten halten, der durch ein verstecktes Triebwerk in Bewegung gesetzt wird. Setzt er sich, so geschieht es, weil die Uhr abgelaufen ist.... Dieser junge Mensch nennt sich Adolph; auch er ist reich. Allem Anscheine nach wird er lange leben, und sterben, wie er gelebt hat, ohne Kummer, ohne Sorge, ohne Liebe. Was that er, um vom Himmel so begünstigt zu werden?

Arme Frau! Welche düstere Schwermuth ist über ihre Züge gebreitet! Sie strebt nur danach, sich zu tödten, und doch spielt sie mit Messern, Scheermessern und spitzen Gabeln. Warum? Nicht auf diese Art soll sie verschwinden! Sie hat sich schon zweimal in einen Teich gestürzt; nur auf diese Art will sie sterben; jede andere Todesweise schreckt sie ab; diese allein giebt ihr Sicherheit, Trost. Sprecht ihr mit ihr von einem Teiche, so lächelt sie euch zu, liebkoset euch, ist eure Freundin. Sprechet ihr von nichts Anderem vor, denn

sie versteht euch entweder nicht, oder läuft davon. Aber ein Teich!... Ich sprach mit ihr oft von Teichen, ich; auch war ich ihr Vertrauter, ihr geliebter Freund. Welche Sonderbarkeit! Ich liebe selbst die Zuneigung der Irren.

Nur ein Paar Worte von der Schwester eines unsrer Schauspieler, der durch seine Jocrissen so berühmt worden ist, und dessen Rechtlichkeit seinem Verdienste gleicht. Ihr Irrsein ist nicht gefährlich, aber sehr originell. Sie fürchtet vor Hunger zu sterben, und dies bloß, wenn sie bereits gegessen hat. Selten wird man einen so kleinen Körper so viele Nahrungsmittel zu sich nehmen sehen, und sobald sie vom Tisch aufsteht, fließen ihre Thränen im Uebermaaß, ihre Klagen beschuldigen das Menschengeschlecht des Geizes, und ihr Geschrei betäubt das ganze Haus.

Dieses Geschrei und diese Thränen rühren mich aber weit weniger, als die tobenden Ausbrüche jener jungen Mutter, die baarhäuptig ohne Unterlaß durch den Garten läuft und hüpft, von einer glücklichen Idee verfolgt. Das Lachen auf den Lippen eines Sterbenden könnte mir kaum das Herz noch stärker zerreißen.

Und seht nur, diese Wesen alle, von denen ich euch erzählte, und zwanzig andere noch sprechen alle Tage mit einander, durchkreuzen sich in jedem Sinne, geben sich die Hände und liebkosen sich manchmal.... Des Herrn Blanche Stimme hält sie mitten in ihrer Un-

ordnung zurück, die der Madame Blanche beruhigt sie, wie durch Zauberei. Es ist ein tröstender Anblick, so viele Geschöpfe in einem Saale vereint zu sehen, die alle gehorsam, furchtsam und ängstlich bei Befehlen sind, die ohne Härte gegeben werden, bei Bitten, mit väterlichem Tone vorgetragen. Man sollte da an Magie glauben.

Um 10 Uhr frühstückt man, um 5 Uhr ißt man zu Mittag. Herr oder Madame Blanche legen die gesunden und auserlesenen Speisen vor. Es ist eine Speisegesellschaft, mit Ausnahme des Getöses unserer Kollegen. Nur der Herr allein spricht, die Uebrigen schweigen. Die Taubstummen beobachten kein heiligeres Stillschweigen, die Trappistenbrüder könnten nicht anders essen. Doch giebt es Ausnahmen; dann aber thun die Wächter ihre Schuldigkeit, und die Zwangswesten und Douschen stellen wieder Ordnung her.

Nach dem Mittagsessen kommt man gewöhnlich in einem großen Saale zusammen, wo der Sohn Jesu Christi und Josephinens Musik macht. Auch da werdet ihr auf einen Sessel ausgestreckt, mit boshaftem Lächeln, als ob er eben einen Preis in einem Wettrennen zu New-Market gewonnen hätte, jenen bleichen und finnigen Engländer wieder sehen, den ich am Tage meiner Ankunft so gern geohrfeigt hätte. Man sollte ihn für einen Pascha halten, der seine Favorit-Sultanin erwarte; man sollte schwören, es sei ein Dichter nach sei-

nem ersten glücklichen Erfolge im Gymnase oder dem Vaudeville. Aber keineswegs. Dieser Mensch glaubt, daß man immer mit leiser Stimme mit ihm spricht, und lacht über das, was er zu hören vermeint.... Glückliche Narrheit, die sich nur mit anmuthigen Gedanken nährt!...

Welche zerstörende Schmerzen haben in diesen Gemächern mit Eisenstangen gejammert! welches menschliche Elend hat sich mit seiner scheußlichen Nacktheit in diesem, jetzt seines Grüns beraubten Garten gezeigt! Schon seit länger als 10 Jahren durcheilt ihn dieser Mann zu gewissen festgesetzten Stunden jeden Morgen und jeden Abend, und seinen physischen Kräften sind noch lange Jahre vorausgesagt. Sein Auge ist lebhaft, seine Bewegungen sind schnell, sein starker Körper ist gleich unempfindlich für die Hitze des Sommers wie für die eisigen Winde des Winters. Für ihn giebt es nur Eine Jahreszeit, die des Leidens. Eine glühende Seele hat seine Vernunft aufgezehrt. Er wollte das Menschengeschlecht beglücken, es seinen Unfällen entreißen; das war sein Traum jeder Minute: er mußte darüber närrisch werden. Jetzt ist er nun hier; er schmeichelt seiner Einbildung nicht mehr, vielmehr haßt er jetzt die Menschen, verabscheuet sie, flieht sie, stößt sie zurück, hält sie für seine Feinde. Wer ihn ansieht, beleidigt ihn, wer ihn fragt, erregt seine Muskeln, macht alle seine Pulse heftiger schlagen. Das Unglück Anderer hat sein

Unglück gemacht... Dieses Irrsein ist selten, nicht wahr?... Ein hundertjähriges Alter erwartet diesen Menschenhasser; hundert Jahre von Leiden, wo man so viel in Einer Minute leiden kann!!! O welche Ewigkeit der Freude kann ihn je dafür bezahlen!

Ich könnte in dieser flüchtigen Beschreibung eine Menge interessanter Anekdoten mittheilen, deren Andenken jede Wand, ja, so zu sagen, jeder Stein des Hauses, das ich bewohnte, aufbewahrt. Ich könnte euch von jener Frau von Cal.... erzählen, deren Geschicklichkeit auf dem Piano es mit unsern gefeiertsten Virtuosen aufnimmt, und die hinter Eisenstangen seit vielen Jahren ein starkes und muthiges Leben in Verwünschungen hinbringt. Sie gab einen Ball; als sie eine ihrer Freundinnen hinweg geleiten wollte, trat sie fehl und fiel ihre ganze Treppe hinunter. Am nächsten Morgen darauf hörte sie auf zu lächeln und Feste zu geben.... Könnte ich nicht auch einige Thränen über diese brave Madame *** vergießen, die Mutter eines wackeren Generals, des Adjutanten des Kriegsministers? Ihr Irrsein ist periodisch: sechs Monate lang ist sie die Sanftmuth, die Güte, die rührendste, mildeste Frömmigkeit selbst; aber eine Stunde reicht hin, um die furchtbarste Unordnung in einem Herzen und einem Kopfe hervorzubringen, bei denen ihr euch noch eben so wohl befandet. Menschliches Elend!

Nur noch eine Anekdote, deren Mitspielende euch,

die ihr euch in den vornehmen Häusern umhertreibt und allen glänzenden Festen beiwohnt, wohl bekannt sind. Ich verschweige den Namen meiner Helden; das ist Alles, was sie von meiner Rücksichtnahme verlangen können.

Rosalie — aber sie nannte sich nicht Rosalie — wurde vor einiger Zeit von einem Manne von etwa 30 Jahren hierher gebracht, und der besondern Vorsorge des Herrn Blanche anvertraut. Ihr Kopf zeigte nichts von Irrsein, und die Schnelligkeit ihres Pulses war nicht so stark, daß der Doktor hätte annehmen können, das Unwohlsein, welches das Klopfen der Arterien anzeigte, sei die Hauptursache des Anherkommens der jungen Dame.... Am Tage darauf verschwand Rosaliens Vernunft, und Herr ***, der sie Tags vorher übergeben, bat Herrn Blanche, einige Gegenmittel zu versuchen. Dieser, darüber verwundert, ersuchte den Beschützer dieser Person, sich ganz auf seine Sorgfalt zu verlassen, und fing eine Kur an.

Drei Monate vergingen, und Rosalie war noch immer irr. Herr *** kam mit seinem Bruder wieder. Sie glaubten von der Unwirksamkeit der vom Doktor angewendeten Mittel überzeugt zu sein, und faßten nun den Entschluß, Rosalien nach Charenton zu schicken, da sie nicht vermögend genug waren, noch länger ein ansehnliches Kostgeld zu bezahlen. — Ich stehe Ihnen für ihre Heilung, entgegnete aber Herr Blanche, wenn Sie mir

noch zwei bis drei Monate anvertrauen, und um mit Ihnen eine gute Handlung zu theilen, erbitte ich mir von Ihnen während dieser Zeit bloß meine Auslagen. Auf die ferneren Vorstellungen der beiden Brüder, welche dahin gingen, die Person, an welcher sie Anfangs so großen Antheil zu nehmen geschienen hatten, nun aus diesem Hause zu entfernen, erklärte ihnen der Doktor, daß er sie ihnen in keinem Falle überlassen und sie auf seine Kosten behalten werde.

Nachdem die Herren *** vergebens gegen diese Großmuth angekämpft hatten, gingen sie fort, und Herr Blanche verdoppelte nun seine Sorgfalt, um ein glückliches Resultat zu bewirken. Dieses erfolgte auch nach einem Monate; Rosalie lebte und dachte.

Da das Werk des Mitleidens auf diese Art begonnen war, so lag es dem Doktor am Herzen, es auch zu vollenden. Seine zarte Aufmerksamkeit, sein Zuvorkommen, die liebevollen Gefälligkeiten der Madame Blanche entrissen dem jungen Mädchen endlich das Geheimniß ihrer Qualen. Von dem jüngern Herrn *** verführt und den Andringlichkeiten des ältern Bruders bestürmt, beschlossen Beide, der Eine aus Schwäche, der Andere aus Rache, vor den Augen der Welt eine Schwangerschaft zu verbergen, welche Rosalie nicht mehr verheimlichen konnte. In ihrem Vorhaben durch einen dritten Mitgenossen unterstützt, führten sie die Unglückliche an dem Tage, wo sie ihr Kind gebar, zuerst in

des Letzteren Haus. Dahin war sie des Nachts in einem Fiaker geschafft worden, und dadurch entstand in ihrer Seele der erste Verdacht einer Treulosigkeit. Der Bruder des Verführers hatte sie als Arzt entbunden, und als sie ihr Kind umarmen wollte, sagte man ihr, daß es todt sei.... Da ward sie irr.

Sobald Herr Blanche sie wieder zur Vernunft gebracht hatte, begehrte Rosalie, bei der ihre frühere Liebe immer noch vorwaltete, ihren Geliebten zu umarmen.... Ach, Madame! sagte der Arzt zu ihr; schon seit einem Monate ist er nicht hier gewesen. — Er! — Ja, Madame; und ich kann es Ihnen nicht verheimlichen, daß mich sein Benehmen gegen Sie ganz empört hat. — Erklären Sie sich deutlicher, ich bin ruhig. — Ich glaube nicht nur nicht, das Herr *** Sie noch liebt, sondern ich bin fest überzeugt, daß er beschlossen hat, Sie für immer zu verlassen. Sie sind hier gegen seinen, gegen seines Bruders Willen, und wenn Sie mir versprechen, ein für mich sehr peinliches Geständniß anhören zu wollen, ohne Ihr Zartgefühl dadurch gekränkt zu glauben, so muß ich noch hinzusetzen, daß Beide sich geweigert haben, Ihr Kostgeld zu bezahlen. — Doktor! mein Kind ist nicht todt! rief die Mutter voll Verzweiflung. Erlauben Sie mir, von hier fortzugehn, Doktor! in einer Stunde will ich Alles genau wissen. O! lassen Sie mich fort!

Rosalie eilt nun, von einer vertrauten Person gefolgt

und unstreitig von dem mächtigen Instinkte geleitet, der niemals eine Mutter trügt, den Hügel des Montmartre herab, durchläuft verschiedene Straßen, deren Namen sie nicht kennt, und bleibt einen Augenblick vor einem großen Thorwege stehen, in den sie dann mit sicherem Schritte tritt.... Sie steigt drei Stockwerke hinauf und reißt an der Klingelschnur. Ein Mann erscheint; es ist der Freund, bei dem sie niederkam. — Mein Herr, mein Kind! — Aber, Madame... — Mein Kind, sage ich Ihnen ... und die ganze Seele einer Mutter liegt in ihrer Stimme, ihrem Blicke. — Madame, Ihr Kind ist todt. — Sie lügen, mein Kind ist nicht todt; und wenn Sie mir nicht auf der Stelle, ohne noch ein Wort zu sagen, ohne eine Bewegung, ohne die mindeste Zögerung bekennen, wo mein Kind ist, so sind Sie gefangen, verloren, entehrt. — Beruhigen Sie sich nur, Madame; beruhigen Sie sich, ich bitte! Und da Sie nun einmal wissen, daß es nicht todt ist, so sehe ich nicht ein, warum ich Ihnen nicht gestehen soll, daß es auf Befehl des ältern Herrn *** an dem und dem Tage ins Findelhaus gebracht, und dort unter Nummer so und so viel eingetragen worden ist. — Lügen Sie? — Ich sage die Wahrheit.

Rosalie ist schon im Findelhause. — Ja, das ist die Nummer ihres Sohnes; die glückliche Mutter hat noch nicht Alles verloren, ihr Kind bleibt ihr noch. — Man schlägt ein zweites Register nach... — Das Kind ist

wenige Tage nach seiner Ankunft in diesem Hause gestorben!

Die Unglückliche wird sterbend wieder zu Herrn Blanche zurückgebracht, der dann das Genauere von dieser abscheulichen Verführung erfährt. Seine Ehre und sein Zartgefühl zaudern keinen Augenblick. — Fassen Sie Muth! spricht er zu seinem Schützlinge; wenn Sie mir die Leitung dieser ganzen Angelegenheit überlassen wollen, so hoffe ich, daß dieselbe für Sie noch einen glücklichen Ausgang nehmen soll. Bevollmächtigen Sie mich dazu? — Rosalie vertraute ihm die Sorge für ihre Zukunft, und Herr Blanche bereitete sich zu seiner Rolle vor.

Am folgenden Tage bereits schrieb er an die beiden Brüder einen sehr ernsten Brief, und schloß damit, ihnen zu erklären, daß, wenn sie nicht innerhalb zwei Stunden bei ihm sich einfänden, sie dem Königlichen Anwalt über ihr Betragen würden Rechenschaft abzulegen haben.

Sie kamen pünktlich. Herr Blanche hielt ihnen die Härte ihres Verfahrens gegen eine Unglückliche vor, die sie hätten verderben wollen, nachdem sie sie entehrt hatten. Er beschuldigte den Jüngern der beiden Brüder einer strafbaren Nachgiebigkeit gegen heillosen Rath, und den Aeltesten setzte er wegen seiner Liebesanträge bei Rosalien zur Rede, da er doch gewußt, daß sie schon das Opfer der schmählichen Liebe seines Bruders sei, und erklärte ihnen, daß, wenn sie ihm nicht morgen

um dieselbe Stunde 40,000 Franks, als eine sehr schwache Entschädigung für Rosaliens Elend brächten, er selbst einen Entschluß fassen werde, den er nur bis jetzt noch von sich gewiesen habe, um einen bis dahin noch unbescholtenen Namen nicht der allgemeinen Verachtung Preis zu geben. Uebrigens, setzte Herr Blanche hinzu, haben Sie zwischen diesem Vorschlage und Ihrer Vermählung mit der jungen Person, welche Sie verführt haben, zu wählen. Sie kennen sie, Sie wissen, ob sie ihren Unwillen ihren Pflichten, ja, vielleicht selbst noch ihrer Liebe, wird opfern können, und ich zweifle gar nicht daran, daß Sie, wenn Sie diesen letztern Ausweg wählen, mir wohl noch einmal dafür danken werden, daß ich ihn Ihnen so großmüthig vorschlug.

Die Rathschläge des ältern Bruders gewannen den Sieg über Herrn Blanche's Ermahnungen, und am andern Morgen überbrachte jener Letzterem allerdings die 40 Banknoten zu 1000 Franks, welche dieser nun sogleich Rosalien übergab.

Nein, mein Herr, sagte die junge Verlassene; ich verstehe es, arm und elend zu sein; ich will kein Geld, werde es nie annehmen. Wenn Herr *** meine Hand ausschlägt, ist mein Entschluß unwiderruflich gefaßt; ich werde sterben

Diese Antwort ward Herrn *** auf der Stelle gemeldet. Herr Blanche fügte noch einige neuere Ermahnungen hinzu, welche endlich eine billige Ausgleichung

herbeiführten. Rosaliens Verführer heirathete sein Opfer, und jetzt denken Beide, glücklich in der Gegenwart und ruhig wegen der Zukunft, nur an die Vergangenheit, um die Tage des Leidens daraus zu vertilgen. Rosalie erinnert sich oft, daß sie irr aus Liebe war; sie sagt es ihren Freundinnen, sie erzählt ihnen ihre Erregungen, ihre Minuten der Hoffnung, ihre Tage der Angst, und oft habe ich sie dabei wiederholen hören, daß ein solches Leben doch auch nicht ohne einige Süßigkeit sei..... Glaubt es ihr nicht; sie lügt, um ihrem Gatten Gewissensbisse zu ersparen.

Muß sich nun jetzt nicht euer Herz zusammenschnüren beim Anblicke dieses traurigen und stillen Saales, wo ein Dutzend Menschen — wenn man sie anders Menschen nennen kann — zusammenkommen, von heftigen Konvulsionen zerrissen, oder unzugänglich selbst den gewaltsamsten Zufällen, wo sie sich nun alle Tage hier ohne Freude, ohne Lächeln, ohne Mitleid für einander, zusammenfinden?... Seht diesen magern, hochgestreckten Körper, er ist der des Herrn Four..., eines fleißigen und geschickten Arztes, den Liebe für die Wissenschaft und weite Reisen in die Wälder und Savahnen Amerika's führten, und der, bereichert mit Erinnerungen und kostbaren Sammlungen, von Wilden angefallen, beraubt, gemißhandelt und für todt im Sande liegen gelassen ward. Später gelangte er nach New-York, aber irr. Der Schrecken und der Schmerz, die Früchte so

vieler Bemühungen eingebüßt zu haben, tödteten seine glänzenden Eigenschaften. Er ward in die Irren-Anstalt von New-York eingesperrt, wo ihn der General Lafayette auf seiner letzten Reise in die Vereinigten Staaten als den Sohn eines seiner Freunde wieder erkannte und ihn mit nach Frankreich nahm. Da ist er denn jetzt, mit dem zum Himmel gerichteten Auge, den drohenden Brauen, die Hände über die Brust gekreuzt, unbeweglich und in der Stellung eines muthvollen Mannes, der den Todesstreich erwartet. Er hat häufige Anfälle von Wuth, und der Kraft mehrerer Wächter bedarf es, um ihm dann die Zwangsweste anzulegen.... Ich sah Four... fast alle Tage, und fast alle Nächte, wenn ich mich allein in meiner Zelle befand, war er es, den ich am meisten bedauerte.

Auch ein junger und kräftiger Mulatte ist mit in diesem Saale des Elends und der Verthierung eingeschlossen. Seine ausschweifende Liebe für die Architektur brachte ihn in das Haus Blanche, von wo er nur herausgetragen wird auf das benachbarte Feld, mit Marmorplatten und kleinen schwarzen Kreuzen besäet, das er jede Stunde durch sein vergittertes Fenster erblicken kann. Das Irrsein dieses Menschen hat viel Sonderbares. Er hält es bloß stehend auf einem Stuhle, oder kauernd auf dem Kaminsimse aus. Will man ihn heruntersteigen lassen, so reizt man seinen Zorn und setzt sich seiner Wuth aus. Laßt den Unglücklichen nur dort; sein Lächeln ist

ist das Kennzeichen eines stechenden Schmerzes, seine Liebkosung der Vorbote der heftigsten Anfälle. Seht ihn nie lächeln; hindert ihn, daß er euch die Hand entgegenstrecke.

Da ist noch ein junger Mensch, welchen eine zweite Heirath seiner Mutter der Gesellschaft der Welt entrissen hat. Er war eifersüchtig und voll Liebe gegen die, welche ihm das Dasein gegeben hatte; er hat seinen Platz hier verdient. Es ist ein verschlagener junger Mann, den die Wächter stets unter den Augen haben müssen. Gestern, als er über den Hof ging, sah er das Gitterthor offen stehen; sogleich befreite er sich von seinen Nichts ahnenden Begleitern, eilte auf die Gasse und floh aufs Feld. Aber die Hausbedienten sind auch schnell, und nicht lange darauf befand sich der Flüchtling unter einer heftigen und eisigen Dousche, welche ihn den schlechten Erfolg seines Entwischens doppelt bedauern ließ. — Wo wollten Sie hin? fragte ich ihn. — Ich wollte mich ertränken. — Wo denn? — O, ich sehe alle Tage den Kanal. — Und weshalb denn sich ertränken? — Weil ich unglücklich bin. — Sie fühlen also Ihr Unglück? — Nur zu sehr! — Wer ist Schuld daran? — Erinnerungen. — Welche? — Sie sind ein Bösewicht; könnte ich Ihrer habhaft werden, erwürgte ich Sie. — Sie sind sehr gütig. — Lassen Sie mich, ich bitte. — Ich will Nichts thun, was Ihnen unangenehm sein könnte; leben Sie wohl. — Gehn Sie zum Henker! — Schönen Dank!...

Im Saale, wo Four... ist, giebt es auch einen Greis, der nur lächelt, wenn man ihn am Kopfe kratzt. Während dieser Operation hört er auf, irre zu sein; ist sie vorbei, so ist er blödsinnig und manchmal wüthend. Fast immer habe ich neben ihm ein sehr ruhiges Original gesehen, das stets ein Bündel kleiner Ruthen in der Hand trägt, auf die er liebevoll blickt. Ihr glaubt vielleicht, es sei ein ehemaliger Schulmeister, der keine jungen Schüler mehr habe: keineswegs. Seine Narrheit ist diese: ohne Absicht, ohne Erinnerung, ohne weitere Folge in seinen Empfindungen verlangt er nur, wenn er aufsteht, eine Hand voll Ruthen, und es wäre Grausamkeit, sie ihm abzuschlagen, weil er ohne sie lärmend, grob und manchmal sogar gefährlich ist.

Noch andere Narren sitzen da auf Stühlen und Kanapee's. Der Sohn Jesu Christi, der sich seit einigen Tagen Gott der Vater nennt, besucht sie oft, und erfreut sie durch die Töne seiner Violine. Ich habe bemerkt, daß die Narren für die Musik sehr empfänglich sind; mir zerriß sie das Herz.

Neugierige, wendet schnell euern Blick von dem Zimmer der Frauen hinweg! Meine Feder weigert sich, so vieles Elend, so viele Schmerzen aufzuzeichnen. Wenn ihr das Haus Blanche besucht, so flieht mit eiligem Schritte dieses scheußliche Gemach, wo die Schwäche mit dem im Kampfe steht, was die Leidenschaften nur Zerstörendes haben....

Glaubt ihr denn, ich wolle euch in alle Winkel dieses Hauses führen, das für Einige ein Haus der Trauer, für viele Andere ein Haus der Hoffnung ist? Nein! das Haus Blanche hat seine Geheimnisse, welche nicht Jedermann kennen soll, und ich kann die Geheimnisse, die man meiner Vernunft anvertraute, nicht verrathen; denn meine Vernunft kehrte eines schönen Tages vollkommen wieder zurück. Ein einziges Heilmittel besaß die Kraft, dieses Wunder zu bewirken. Dieses Heilmittel brachte mir sie, und seitdem habe ich ohne Scheu wie ohne Bedauern Alles gesagt, was ich erlitten hatte.

Jacques Arago.

Die drei Vorlesungen.

I.

„Nun! wann wirst Du uns denn Dein Stück vorlesen?“ sagte Gabriel Dercy im Foyer des Odeons zu dem jungen Amaury Prévannes.

— „Sobald Ihr wollt, lieben Freunde, oder vielmehr, sobald mein Ofen gesetzt sein wird; denn in meinem luftigen Tempel liefet Ihr sonst Gefahr, auf doppelte Art zu erfrieren.“

— „Das nenne ich mir doch den wahren Dichter!“ rief Stanislaus aus, der damalige fruchtbarste prosaische Schriftsteller; „das Dachstübchen ist für ihn nur ein luftiger Tempel, dessen Altar der Ofen und dessen Weihrauch der Rauch selbst ist. Unsere Vorfahren hatten vollkommen Recht, ihn so nahe am Himmel, an diesem Vaterlande der Begeisterung, nach welchem seine Augen sich nie erheben, ohne irgend ein Bild daraus mit zu bringen, leben zu lassen. Das war weit besser für das Talent,

als die bürgerliche Wohlhabenheit unserer jetzigen Autoren. Die dichterische Ader lebt nur vom Luxus oder dem Elende, die Mittelstraße verstopft sie. Ich wundere mich, daß Amaury, dessen Vater reich ist, diesem Unglücke entging."

— „Allerdings ist er reich," entgegnete Amaury, „da er mir aber Nichts giebt, bin ich durchaus in derselben Lage, wie Personen, die gar nichts haben."

„Schmeichle Dich dessen nicht," antwortete Gabriel, „Du kannst doch Schulden machen, und dieses Vergnügen gilt eben so viel wie Reichthum."

— „Ach! diese edle Quelle habe ich schon ganz erschöpft, darum suche ich jetzt Etwas mit meinen Arbeiten zu verdienen. Wozu hülfe denn gegenwärtig der Verstand, wenn man nicht Geld damit gewinnen könnte?"

„Das giebt uns Aufschluß über Deinen Stoff," sagte ein junger Publicist, welchen das Studium der politischen Oekonomie eben so geschickt machte, die Resultate zu ergreifen, wie die Mittel zu errathen. „Du hast gewiß eine jener skandalösen Anekdoten, bei denen die Eigennamen das Hauptinteresse ausmachen und den Beifall im Voraus sichern, auf die Bühne gebracht? Dies ist jetzt der einzige Weg, der Geld einbringt."

— „Soll mich Gott behüten," rief Amaury, „auf die Veröffentlichung eines Familien-Geheimnisses, eines Unglücks, des Selbstmords einer jungen Frau, des Wahnsinns einer andern, deren Eltern und Freunde im Saale

selbst Zeugen der Anklage oder Profanation alles Edleren, das sie ehren, sind, zu spekuliren. Nein, niemals! Meine Feder würde sich weigern, mit solchen Namen einen Handel zu treiben, und ich liebe die dramatische Kunst zu sehr, um mit dazu beizutragen, sie durch eine solche Herabwürdigung zu Grunde zu richten. Ich sage es Euch voraus, noch einige solche ähnliche glückliche Erfolge, und die Theater sind todt, sind verloren! denn diese skandalösen Vorstellungen gleichen nur den Krämpfen des nahen Todes, gleichen dem Ertrinkenden, der sich an den sumpfigsten Boden fest klammert, um dem Strome, der ihn mit fort reißt, zu widerstehen. Vergebens jedoch! Nur ein Hülfe bringender Arm kann ihn retten."

„Nun denn, so sei Du dieser dramatische Helfer!" sagte der zierliche Alfred; „gieb uns ein neues, recht trauriges oder recht lustiges Werk, nach der neuesten Mode gedacht und geschrieben, und wir wollen Dich so beklatschen, daß alle Kabalen zu Schanden werden sollen. Aber ja keine Expositionen in Fragen und Antworten, keine solche obligate Träume, in denen schon der ganze fünfte Akt liegt, keine solche lange vorausgesehene Erkennungen, keine solche Opfer, die den Tod verhöhnen, und doch wollen, daß man sich für sie interessire, keine solche conventionelle Großmüthigkeiten, schwatzhafte Gewissensbisse, regelmäßige Schlagreime, die mit ihrem einförmigen Lärmen das Ohr betäuben! kurz, wähle aus der Wahrheit, ohne ins Grobe zu fallen, wende den

Schrecken an, ohne uns Gräßliches aufzutischen, und ich stehe Dir für den rauschendsten Beifall; denn das Publikum hat keinen so schlechten Geschmack, als die Herren Schriftsteller behaupten."

— „Das denke ich auch," entgegnete Amaury, „und Du wirst sehen, daß ich mich so viel wie möglich jenem Wahren zu nähern gesucht habe, welches gegenwärtig die erste Bedingung jedes dramatischen Werkes ist; aber das Schlimme, lieber Freund, ist nur dies, daß das Wahre der einen Cotterie nicht zugleich das einer andern ist, und man nicht immer so leicht unterscheiden kann, welches falsch sei. Aber Ihr besitzt Alle ausgezeichnete Talente, aufgeklärten Geist und wahre Freundschaft für mich, Euer Rath soll mich daher leiten. Ich unterwerfe mich Eurem Urtheile, das so streng sein mag, als es nur immer sein kann, und mache Euch im Voraus zu Schiedsrichtern über mein litterarisches Schicksal."

Nun näherten sich alle Mitglieder dieser neuen dramatischen Jury dem Verfasser, um ihm die Zusicherungen des lebhaftesten Antheils an ihm und seinem Werke zu geben, und man bestimmte Zeit und Stunde, um es zu hören. Ein Jeder zeigte größere Ungeduld als der Andere, und Prévannes hatte große Noth, nur zwei Tage noch Frist zu gewinnen, um dem Ofensetzer Zeit zu lassen, seine Stube in einen Zustand erträglicher Temperatur zu bringen.

Kaum war Amaury durch das Geräusch des Beifalls,

das man stets den schönen Versen des Herrn Soumet zollt, in den Schauspielsaal zurückgerufen worden, als seine Freunde, die im Foyer geblieben waren, über das junge Talent, dem sie eben geschmeichelt hatten, sich zu unterhalten begannen.

— „Ein Drama in 5 Akten und in Versen," sagte der Eine, „das scheint mir doch für den armen Amaury ein wenig viel! Weil er einige nette Aufsätze in Journale geschrieben hat, glaubt er Alles unternehmen zu können; aber da wird er sehen, was für ein Unterschied es ist, zwischen der Leichtigkeit, Müßiggänger, die ihr Gabelfrühstück einnehmen, zu unterhalten, und dem Talente, ein Parterre anzuziehen, das schlecht zu Mittag gegessen hat."

— „Sie sind Alle so," sagte der einzige Klassiker in der Gesellschaft, „sie halten die Verachtung für Begeisterung und sich für talentvoller als unsere alten Tragiker, weil sie Worte, die schlecht zusammenpassen, gut zusammenreimen.

— „Ich denke mir immer, daß das höchst langweilig sein wird," versetzte Gabriel; „aber was schadet es? wir werden Austern und Champagner haben, das wird uns zwei Akte lang munter erhalten; der dritte ist gewöhnlich der mindest schlechte eines schlechten Trauerspiels, und wenn wir beim vierten merken, daß wir es gar nicht mehr aushalten können, so lassen wir Punsch

bringen. Das ist jetzt so Mode; man vermehrt die Mittel, um Wirkung hervorzubringen.“

— „Champagner und Punsch!“ rief Alfred, „das Stück muß erträglich sein, dafür stehe ich.“ Und damit trennten sie sich bis auf übermorgen. —

Kaum war der Tag angebrochen, als Amaury's Portier mit einem Besen unterm Arme und ein Reißigbündel in der Hand einheizte, und das kleine, plötzlich zu einem Vorlesungssaale eingerichtete Zimmer kehrte. Die Ueberbleibsel mehrerer in Eile gemachter Toiletten wurden unter Bücher, Wäsche, Noten und oben darauf ein Strauß künstlicher Blumen, ein Liebes-Andenken, das unter dem Gewichte eines gestickten Schlafrocks schmachtete, in einen großen Schrank geworfen.

Eine allerliebste Nachbarin, ihrem Stande nach eine Nähterin und ihrer Natur nach sehr gefällig, hatte die Stühle aus ihrem bescheidenen Stübchen hergegeben, um die zu vervollständigen, auf welche sich die Mitglieder des dramatisch-romantisch-kritischen Areopags setzen sollten. In der Mitte des Zimmers stand ein mit einer gründlichen Pastete und Gefäßen, worin das Eis das sprudelnde Feuer des Champagners noch höher reizte, besetzter Tisch. Die Schließerin folgte ihrem Manne, da sie im Bedienen bei Tafel geübter war. Sie ordnete diese an, während Amaury sich vollends anzog. Die Augen bald in den Spiegel, bald auf sein Manuskript gerichtet, deklamirte er ganz laut, während er sich das

Halstuch band, und da man auf diese Art bloß die feurigsten Stellen und beredtesten Ausrufungen eines Werks vorträgt, so bezog die arme Schließerin den ganzen Zorn des Dichters auf sich, und konnte sich gar nicht genug entschuldigen, daß sie nicht schneller decken könne, bis sie endlich, als Amaury ihr die Ursache des Mißverständnisses aufgeklärt und sie dadurch wieder beruhigt hatte, ihm ganz leise mittheilte, daß die Kammerfrau gestern da gewesen sei. — Welche Frau? fragte Amaury, der über seine bevorstehende Vorlesung Alles vergaß. — Je nun, die Person, die so oft dem Herrn Nachricht von Allem bringt, was ihre junge Herrschaft thut, wann sie in die Messe geht, oder mit ihrer Mutter ins Theater, oder, was weiß ich Alles!

— „Ach ja!“ entgegnete Amaury wie aus einem Traum erwachend, „Ernestine, die Kammerfrau des Fräulein....“ Plötzlich hielt er inne, und erschrak selbst vor der Indiscretion, die er zu begehn im Begriff stand. „Nun? und was sagte sie Ihnen?“ setzte er hinzu.

— „Daß die gnädige Frau heute Abend auf den Ball zu der Frau Gesandtin von ... von ... ja, den Namen habe ich vergessen, gehen wird.“

— „Zur englischen Gesandtin, nicht wahr?“

— „Ja, ja, zur englischen.“

— „Und ich habe noch keine Einladungskarte!“ versetzte Amaury verdrüßlich. „Ich hätte meine Adresse zu dem jungen Gesandtschafts-Sekretair schicken und mir

eine geben lassen sollen. Ich habe wahrhaftig über dem verwünschten Trauerspiele Alles vergessen! Ich wünschte, daß sein Schicksal schon entschieden wäre, um nur nicht mehr daran zu denken."

Kaum hatte er dies gesagt, als Gabriel mit zwei literarisch-gebildeten Malern eintrat, deren originelles Talent und scharfer Geist von allen Anhängern der neuen Schule sehr hoch gestellt und aufgesucht ward. Nicht lange nachher kamen auch die übrigen Auserwählten, die dem Werke Tod oder Leben prophezeihen sollten.

Fürs Erste fing man nun an mit einem bewunderns-würdigen Einklange zu frühstücken. So lange dies währte, sprach man von Politik, den Frauen und der neuen Oper. Der Verfasser mehrerer Werke, in denen Anmuth und Geist dem Schrecklichen des Stoffs oft Verzeihung erwerben, hatte schon zwei interessante Abenteuer, von denen er während seiner Seereise Zeuge gewesen war, erzählt, als der König der Erzählung, der beredte Verfasser von Schauer-Novellen, der lebenvolle Stanislaus von ***, das Wort nahm, um der lärmenden Versammlung seinen Plan zu einem philosophischen Werke vorzulegen, das unstreitig das arme Menschengeschlecht vor Lachen und Aerger zum Platzen bringen würde. Jedermann jubelte über den großen Gedanken des zu entstehenden Buchs, und die neue Wendung, die es der Philosophie, diesem Trost der Alten, zur Verzweiflung der Neuern, geben werde. Die Sophismen, die Epigramme, die

Witzreden, die Tollheiten kreuzten sich, und opferten sich selbst für den Effekt, dieser Gottheit der geistreichen Leute und hübschen Frauen, auf. Unter dem Einflusse einer steten Fröhlichkeit und des Champagners fingen die Gäste an ganz und gar den Grund zu vergessen, der sie hierher gebracht. Nur Amaury war dessen eingedenk, und suchte nach einem Mittel, die Freunde dahin zurückzubringen; aber die feinen Winke, die bescheidenen Redensarten, das Bedauern, eine so köstliche Unterhaltung durch eine ernsthafte Vorlesung unterbrechen zu müssen, wurden gar nicht verstanden; die Zeit verstrich immer mehr, und Niemand dachte daran, vom Trauerspiel des Amphitryon zu sprechen. Als nun endlich Amaury sah, daß er von ihrer Rückerinnerung Nichts hoffen dürfe, entschloß er sich zu dem, was man einen Schriftstellercoup nennt. — „Meine Freunde!" rief er, „Ihr vergeßt, daß Ihr nicht hier seid, um Euch zu amüsiren, sondern, um mein Werk zu hören und zu beurtheilen."

— „Das ist wahrhaftig wahr!" sagt Alfred, indem er sein Glas hinsetzte, „er hat, mein Seel'! wohl daran gethan, mir das ins Gedächtniß zurückzurufen; denn der Teufelskerl, der Stanislaus, hat mich mit seinen phantastischen Erzählungen die heiligste aller Pflichten vergessen lassen. Allons, meine Herren! jetzt genug getollt! lassen Sie uns den Ernst annehmen, der sich für Richter geziemt."

Dieses brachte auch die lärmendsten Gesellen zur Ver-

nunft. Eine Wolke von Traurigkeit verbreitete sich über die Gesellschaft, wie in dem Augenblicke, wo die Glocke die Schuljugend an das Ende der Freistunde erinnert: man stand vom Tische auf, und Jeder setzte sich, so gut er konnte, so, daß er nicht den Blicken des Vorlesers ausgesetzt war, worauf man denn folgende laut ausgesprochene Worte hörte:

Der Schneethurm, oder Mathilde von Olsberg.

— „Aha, Du hast Deinen Stoff aus den Chroniken des Rheinufers genommen,“ sagte Gabriel. „Das Mittelalter! ja, ja, jetzt, wo das Antike erschöpft und die Gegenwart gefährlich ist, kann man sich nur noch mit den alten Reichsfreiherren und Burgfrauen helfen.“ Amaury antwortete auf diese Betrachtung durch eine Art Poetik über die Kunst, einen dem Geschmacke, wie den Bedürfnissen des Zeitalters angemessenen Stoff zu wählen. Diese unkluge Abschweifung verzögerte die Vorlesung fast um eine Stunde, denn Jeder wollte auch seine Meinung sagen, und der arme Dichter bereute gewaltig, daß er die Unterhaltung darüber in Gang gebracht hatte, und somit Gefahr lief, das Stillschweigen, das er mit so vieler Mühe sich verschafft, nun gänzlich und für immer zu verlieren.

Nachdem er endlich zweimal vergeblich das Personen-Verzeichniß gelesen, gelangte er endlich dahin, Gehör zu finden.

— „Schöner Styl! brave Exposition, das spricht sehr gut! keine Tiraden! kühne Versverschlingungen, eine echte, Zeit und Ort gemäße Färbung; der Akt macht sich gewiß von selbst. Nur weiter!"

Dieses erste von den dankbaren Tischgästen gefällte Urtheil ermuthigte den Verfasser, und er begann seine Vorlesung mit der vollen Zuversicht wieder, die ein verhoffter guter Erfolg verleiht.

— „Immer besser!" riefen sie Alle beim zweiten Akte. Der dritte ward mit Entzücken aufgenommen, denn Alle hatten schon bedacht, daß das Werk zu ihrer Schule gehöre, und also die Nothwendigkeit, es aufrecht zu erhalten, ein Bestreiten seines Verdienstes nicht verstatte.

Im vierten Akte erhob sich ein Streit, der den schwermüthigen Dichter einer Elegiensammlung, deren erste mit den Worten beginnt:

„Der Schlaf floh meine Augen"

plötzlich aufweckte.

Dieser junge Mann, den das Beispiel Anderer, sich über das Leben zu beklagen, auch mit fortgerissen hatte, führte nämlich ein sehr lustiges Leben, das ihn nicht selten nöthigte, von den Vergnügungen der Nacht bei Tage auszuruhen. Da noch einige Personen jetzt später gekommen waren, hatte er ihnen höflicherweise seinen Stuhl abgetreten und sich ohne Umstände auf Amaury's Bett gesetzt, eine für jeden Zuhörer gefährliche Lage.

Hier hatte er, sanft hingelehnt, dem Reize seiner Stellung nachgegeben, indem er sich auf die Gewohnheit verließ, die er sich im Justizpallaste zu eigen gemacht hatte, während sein übriger Körper im tiefsten Schlummer lag, mit einem Beine zu wackeln: aber ein verrätherisches Schnarchen klagte ihn bereits an, als das Getös eines lebhaften dramatischen Streits ihm zu Hülfe kam.

— „Ich würde das Verbrechen auf der Bühne selbst begehen lassen," sagte Einer; „im Theater versteht man meist nicht gut, was man nicht sieht."

— „Wo denkst Du hin!" sagte ein Anderer; „das Parterre würde schön darüber schreien."

— „Das Parterre? Nun, das erschrickt jetzt auch wohl vor Etwas, was es auch sei. Wir haben es, dem Himmel sei's gedankt, wie Orgon dahin gebracht, Alles zu sehen und zu hören und über Nichts zu murren.

— „Aber die Logen und jene Gallerie voll junger Damen und Mütter, die ihre Töchter ins Schauspiel führen, weil sie noch auf das alte Castigat mores ridendo vertrauen: was für ein Gesicht sollen die machen, während ....

— „Die jungen Mädchen sollen fein zu Hause bleiben. Das Shakespearsche Schauspiel ist nicht für ein solches Publikum geschrieben. Was die Frauen betrifft, so mögen sie immerhin vor der Bühne schaudern, ans Erröthen werden sie doch nicht denken."

— „Schrecken oder Kraft, weiter kenne ich Nichts,“ sagte Alfred, „und wenn man sie alle Beide vereinen kann, wie dies in der Auberge des Adrets geschehen ist, so giebt es etwas Vollkommnes.“

Auf diese verschiedenen Meinungen, die größtentheils wie Verurtheilungen aussahen, antwortete der Verfasser durch einige jener versöhnenden Redensarten, jener bescheidenen Nachgiebigkeiten, zu denen man sich bloß deshalb versteht, um bis zum Ende Gehör zu finden.

„Ich glaube, meine Herren,“ sagte er demüthig, daß mein fünfter Akt fast auf alle Ihre Einwürfe antwortet.“ Durch diese pfiffige Wendung gelang es ihm, sich wieder der Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu versichern, von denen Jeder nun begierig war, die Stelle aufzufinden, die ihm Genüge leisten sollte.

Und nun erhob Amaury, welcher das Wohlwollen aller dieser egoistischen Ansichten benutzte, die voll Entzücken waren, dem Talente Gesetze vorzuschreiben, Stimme und Geberden; seine Gluth stieg, und jene sprudelnde Wärme, welche durch einige wahrhaft dramatische Scenen unterstützt ward, nahm den Beifall aller Anwesenden gefangen. Man kam darin überein, daß, wenn man noch drei bis vier Züge von furchtbarem Effekte zu der schon an sich sehr pathetischen Entwickelung hinzufüge, das Werk ein des neueren Theaters würdiges Glück machen müsse. Entzückt über dieses Urtheil, und der Zukunft fast gewiß, verpflichtete sich der junge Dichter,

die angedeuteten Zusätze, die entscheidenden Morde, die unumgängliche Vergiftung, noch zu besorgen, und schloß sich, aus Furcht, Etwas von den Schauerdingen zu vergessen, welche sein Werk vollenden sollten, den übrigen Theil des Tages ein, um aus den Rathschlägen seiner Freunde Nutzen zu ziehen.

II.

Kurze Zeit, nachdem Amaury seine Verbesserungen vollendet hatte, kam Karl Maubert, der Neffe des reichen Bankiers gleiches Namens, zu ihm. Dieser ersuchte ihn, im Namen seines Oheims und seiner Tante, bei ihnen sein Trauerspiel, und das so bald wie möglich, vorzulesen.

— „Woher wissen denn die, daß ich eins geschrieben habe?“ fragte Amaury; „sie kennen mich ja kaum, und ich hielt sie für mehr als gleichgültig gegen Alles, was zur Literatur gehört.“

— „Sie verstehen allerdings nicht sehr viel von diesem Interesse; aber dafür verstehen sie sich desto besser auf andere Interessen; und man thut sehr wohl, eine solche Patronschaft nicht von sich zu weisen. Es wimmelt dieses Jahr von Gläubigern, und man muß sich Freunde zu machen suchen, die noch etwas borgen. Das Glück will, daß die Prima Donna, die im nächsten Konzert die Hauptrolle spielen sollte, krank ist, und mein Onkel also nicht weiß, was er seinen Gästen vorsetzen soll.“

— „Nun, so mögen sie tanzen.“

— „Das verstattet der Tod einer alten Verwandten nicht. Sie haben Trauer.“

— „Also aus Mangel an allen Unterhaltungsmitteln nehmen sie ihre Zuflucht zu mir. O! ich danke recht herzlich!“

„Du hast Unrecht. Du kannst Dir Schätze durch eine solche Gefälligkeit erwerben, und vielleicht einen günstigen Erfolg auf der Bühne; denn mein Onkel ist ein Trotzkopf, und wenn er einmal gesagt hat, daß Dein Stück gut, daß es vortrefflich ist, so kommt es ihm nicht darauf an, 1000 Louisd'or daran zu wenden, um zu beweisen, daß er Recht hatte, ein solches Urtheil zu fällen. Uebrigens wirst Du es in einem Kreise schöner Frauen vorlesen, die Dich ansehen werden, wenn sie Dir auch nicht zuhören, und wenn Deine Muse nicht all den Weihrauch einschluckt, den sie verdient, so wird doch der Anstand des Vorlesers sehr gewürdigt werden, und Du wirst vielleicht mehr Ertrag noch aus den Zerstreuungen Deines Auditoriums, als aus den durch Dein Werk selbst hervorgebrachten Erregungen einernten. Wie? Du bedenkst Dich noch! Nun denn, so mag Dich dies vollends bestimmen: Meine Tante legt einen großen Werth darauf, eine Vorlesung bei sich halten zu lassen, um sich ein literarisches Ansehn zu geben; hilfst Du mir nun, diese ihre Laune zu befriedigen, so wird sie mir

durch ihren Mann das Geld darleihen lassen, dessen ich bedarf. Jetzt entscheide!"

— „Von einem Onkel Geld erwischen! Ei, Freund, das ist so gut wie eine Ehrensache: der kann man sich durchaus nicht entziehn. Ich lese also. Ich will einen Tag lang der Trissotin der Börse sein: man wird sich über mich, über mein Werk aufhalten; aber es betrifft ein Interesse, das weit höher steht, als alle diese Erbärmlichkeiten. Du kannst auf Deinen Freund zählen."

Drei Tage nachher ward Amaury von seinem Freunde in die vergoldeten Säle seines Onkels Maubert eingeführt. Ein Tisch, auf welchem zwei Candelaber und das klassische Glas Wasser die Gattung des Vergnügens ankündigten, welches die Gesellschaft bedrohte, machte diese schon schaudern. Ein Kreis von Sammtsesseln umgab diesen dramatischen Altar. Beim Reichthume der Verzierungen, dem Glanze der Lichter, der in den Spiegeln wiederstrahlte, den Krystallen und allem diesem königlichen Luxus stellte sich Amaury Molière vor, der bei Ludwig XIV. vorlas; aber die zahlreiche Gesellschaft des Herrn Maubert setzte sich, und diese Täuschung schwand schon, ehe er auch nur zu lesen angefangen hatte.

Mitten unter so vielen artigen Damen hätte Amaury das edle Gesicht und die zierliche Taille des Fräuleins von Norvel zu erblicken gewünscht; aber mehrere Gründe untersagten ihm diese Hoffnung.

Für diesesmal brauchte er nicht erst die Aufmerksam-

keit einer Schaar geistreicher Plauderer zu beschwören, deren Gedankenfülle sich durch alle Hindernisse Bahn bricht. Ein bleiernes Stillschweigen herrschte vom Anfange an in der Gesellschaft. Der große Cercle, aus den modischen Sälen verbannt, bildete sich nach derselben Ordnung wie unter der Kaiserregierung; die jungen Damen vorn, die ältern im zweiten Range, die Männer auf einander gedrängt dahinter, die nun mit trauriger Miene auf den in der Mitte verloren gehenden und gleichsam der Etikette der Ueberlieferung aufgeopferten Raum blickten.

Der erste Akt verströmte wie ein ruhiger Bach auf ebenem Boden; keine Bemerkung, noch weniger eine Ausrufung: die Herrschaft vom Hause war nur mit den noch fehlenden Geladenen beschäftigt, und horchte bloß auf das Geräusch der Wagen, die vor dem Hausthor hielten, die Andern betrachten dann die Ankommenden, und bekümmerten sich sehr wenig um das Unglück, zu dem eine geistvolle Exposition ihnen Hoffnung machte.

Gleiche Ruhe, dieselbe Gleichgültigkeit beim zweiten Akte; nur Karl Maubert rief dann und wann, voll Besorgniß, daß sein Freund den Muth verlieren möchte, einigen alten Freunden des Theaters Gymnase zu: „Ist der Auftritt nicht recht schön?... Das ist doch wirklich trefflich gearbeitet!“ Und auf diese schmeichelhafte Fragen gab bloß ein beifälliges Lächeln oder die genaue Wiederholung desselben Lobes die Antwort, worauf es

dann wieder ganz still ward. Karl hoffte, diese anhaltende Kälte sollte dem Interesse, das im dritten Akte lag, weichen; das Unglück aber wollte, daß die Ankunft der Dame, die eben in diesem Salon Mode war — denn jeder besitzt eine dergleichen — eine solche Unordnung hervorbrachte und so viel Effekt machte, daß die kräftigste Peripetie darüber zu Grunde ging. Ein neues, mit goldenen Agraffen und rothen Federn geschmücktes Baret, ein seidenes, mit großen Blumen gesticktes Kleid, welche die mächtigen Besatze unserer Urältermütter nachahmten, kurz, einer von jenen kühnen Anzügen, welche eine Frau nur mit der Gewißheit des Neides, den sie erregt, und der Kenntniß des Geschmacks der Personen ihres Umgangs wagt, mußte die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehn. Amaury bemerkte bald, daß man gar nicht mehr auf ihn höre, und hörte ganz auf zu lesen, um dessen noch gewisser zu sein.

Nun wendete sich Jeder nach ihm hin, glaubend, das Stück sei zu Ende, und man rüstete sich schon, es mit Lobsprüchen wegen seiner Entwickelung zu überhäufen, als Karl, den dieser beleidigende Mißgriff in Verlegenheit setzte, die schon halb aufgestandene Gesellschaft benachrichtigte, daß sie noch zwei Akte anzuhören habe.

Ein Urtheil, das sie Alle zu den Galeeren verdammte, hätte nicht mehr Bestürzung in der Gesellschaft hervorbringen können. Die jungen Frauen setzten sich wieder

nieder, mit dem Bedauern, nicht kokettiren zu können, und der größere Theil der Männer benutzte den Augenblick, als man Eis herum gab, um in das Nebenzimmer zu gehen, wo einige Spieltische auf sie warteten. Nun trat das Geräusch der Marken, das Klingen des Geldes und die Ausrufungen der Spieler statt des eisigen Schweigens ein.

Das gefährliche Beispiel der geselligen Unabhängigkeit ward von den Politikern im Saale sogleich nachgeahmt. In das Schlafzimmer der Madame Maubert, dessen höchst reiches und wollüstiges Bett auf ganz eigene Art von ihrer kurzen und gemeinen Persönlichkeit abstach, geflüchtet, fingen diese Herren an, ungenirt von der Sitzung des Tages und dem Einflusse der Nachrichten vom Auslande auf die Frühbörse zu schwatzen, und zwischen diesem politischen Geflüster und dem lauten Lachen der Gewinnenden fuhr der unglückliche Autor in seiner Vorlesung fort und beendete sie.

Hier endete aber auch sein Leiden; denn kaum war der letzte Vers heraus, so drängte sich Jedermann an ihn, um ihn mit Höflichkeiten, Zuvorkommenheiten und Danksagungen zu überhäufen. Man zeigte sich für sein Benehmen eben so erkenntlich, durch seine Gefälligkeit eben so ergriffen, als man gleichgültig gegen sein Werk gewesen war. Er ward der Gegenstand der anmuthigsten Koketterien, und wenn die Damen, die mit so vieler Artigkeit ihn umschmeichelten, ihm nur nicht ein

Wörtchen über sein Trauerspiel hätten sagen wollen, so würde ihm der Kopf ganz verdreht worden sein; unglücklicherweise mischten sie aber in ihre verbindlichen Redensarten Gemeinplätze, anspruchsvolle Unwissenheit, und zerstörten den ganzen Zauber ihrer Blicke und ihres süßen Lächelns durch die Last dieses betäubenden Geschwätzes.

Beim Abendessen kam Amaury zwischen die Frau vom Hause und die junge elegante Dame zu sitzen, deren verspätete Ankunft seiner Vorlesung den Todesstoß gegeben hatte. Sie war hübsch, sprechlustig, ohne Geist, lachend ohne Fröhlichkeit; aber sie besaß ein lebhaftes Streben zu gefallen, und es war unmöglich, nicht von der Mühe gerührt zu werden, die sie sich, um dies zu bewirken, gab. Auch behielt Amaury nicht den geringsten Unwillen gegen sie, wegen der Art und Weise, wie sie an diesem Abende den Sieg über ihn errungen hatte, ob er sich gleich geschmeichelt, einen Augenblick lang der Held desselben zu sein. „Der Autor findet hier Nichts zu gewinnen,“ dachte er; „aber der junge Mann kann einiges Glück machen, und, genau besehen, ist dies doch das Beste, ob es gleich nicht in die Akademie bringt.“

III.

Wenn auch nur sehr wenige Personen das Stück des Herrn Prévannes gehört, hatten doch alle von der Vorlesung gesprochen. Sie war eine merkwürdige Neue=

rung in den Gesellschaftskreisen der Madame Maubert gewesen, eine Feierlichkeit, die Epoche machte, und bei welcher zugelassen worden zu sein Jedermann mit Stolz anführte. Es war gleichsam ein Diplom der höheren Einsicht, das dadurch den Eingeladenen ertheilt worden, und so sehr der Reichthum auch den Verstand verachtet, ist er doch immer sehr froh, wenn man welchen bei ihm voraussetzt.

Das Gerücht von dieser prachtvollen Vorlesung drang auch in die Gesellschaften, worin das dramatische Werk noch einiges Interesse erweckt.

— „Du hast mir kein Wörtchen von dem Glücke Deines Freundes in dem und dem Hause gesagt," sprach Frau von Ramesay zu ihrem Sohne, „und doch weißt Du, daß ich mich für den jungen Mann interessire. Herr von C*** hält ihn für geistreich und von sehr anständigem Benehmen; sein Vater war General, nicht wahr?....

— „Er ist es noch," entgegnete Ferdinand; „da er aber seit 15 Jahren auf seinen Gütern lebt, vergißt man, daß er existirt. O! wenn wir Krieg hätten, würde man sich seiner wohl erinnern."

— „Sein Sohn wird Vermögen bekommen."

— „Ein sehr schönes, aber erst nach dem Tode seines Vaters. Denn der alte Kriegsmann ist so stolz darauf, seinen Grad und sein Vermögen durch seinen Degen erworben zu haben, daß er durchaus haben will, sein

Sohn

Sohn soll seinen Weg auch durch sich selbst machen. Von diesem Grundsatze nun ausgehend, giebt er ihm einen erbärmlichen Jahresgehalt, der ihn in die Nothwendigkeit versetzt, Schulden zu machen. So sind denn die meisten Aeltern Schuld daran, daß...

— „Verschone mich mit dieser sonderbaren Moral," fiel Frau von Ramesay ihm ins Wort, „und antworte mir ganz einfach auf meine Fragen wegen Deines Freundes. Ich glaubte zu bemerken, daß Laurence roth wurde, als man den Namen Amaury aussprach. Du hast sie ja neulich Abend gesehen. Sie war in der größten Unruhe und Verlegenheit, während man von der Vorlesung redete, die er neulich gehalten, und Jedermann seinen Entschluß, Schriftsteller zu werden, lobte oder tadelte. Ich weiß nicht, ob Frau von Norvel die Erregung ihrer Tochter so bemerkt hat wie ich, aber ich bin seit zu langer Zeit ihre Freundin, um sie nicht darauf aufmerksam zu machen und sie in ihren Absichten zu unterstützen, sie mag nun diese Liebe befördern wollen oder nicht."

— „Ach, liebe Mutter," rief Ferdinand bittend, machen Sie dem armen Amaury keinen Verdruß! Er ist so liebenswürdig, ein so guter Kamerad, so diensgefällig, der beste Sekundant, den es geben kann, so bereit, Jedem mit seinem Gelde auszuhelfen —

— „Sprich lieber, mit dem seiner Gläubiger. Einerlei jedoch: verdient er alles das Gute, das Du von ihm denkst, und will sein Vater ein Opfer bringen, um ihn

mit einer alten Familie zu verbinden, so könnte so eine Heirath wohl zu Stande kommen, und ich würde mich mit Vergnügen dazu hergeben, die Sache mit der Frau von Norvel zu verhandeln. Aber vorher müßte man diese mit Herrn Prévannes noch genauer bekannt machen, ohne daß sie jedoch von seiner Liebe zu Laurence etwas vermuthete. Denn sie ist eine treffliche Person, die aber stets bereit ist, in allen Gefühlen, welchen sie auf die Spur kommt, eine unedle Absicht zu vermuthen."

— „Nichts leichter, als ihr Amaury in der vollen Glorie seines Werths und dies auf die natürlichste Weise von der Welt zu zeigen. Man weiß, daß Sie Geist und Talent zu schätzen wissen. Ihr Haus ist oft der Vereinigungspunkt aller berühmten Literatoren, die ausgezeichnetsten Werke unsers Jahrhunderts sind darin vor ihrer Herausgabe vorgelesen worden; wenn Sie also Amaury erlauben wollten, Ihnen sein Trauerspiel vorzulegen... so würde dies die beste Gelegenheit sein...

— „Das geht wahrhaftig sehr gut. In gegenwärtigen Zeiten ergreifen die Damen vom Hause Alles sehr begierig, was die Unterredung hindern kann, und es ist doch noch immer besser, selbst das allerschlechteste Stück mit anzuhören, als Gespräche, wo Zwang und Bitterkeit sich bei jedem Worte durchfühlen lassen, und bei denen man immer befürchten muß, daß sie in Beleidigungen ausarten. Ach! wenn dieselbe Klasse nicht dieselbe Meinung hat, so wird die große Welt unerträglich; es giebt

in ihr dann nur einen Verkehr von Herabsetzungen und Epigrammen. Eben so gut wär's, wenn dann Jeder in seinem Lager bliebe und Schlacht oder Frieden erwartete."

— „Vollkommen wahr! Weil nun aber die feindseligen Partheien einmal die Wuth haben, sich zusammen zu langweilen, so muß man ihnen diese kleine Genugthuung nicht abschlagen. Und diesesmal wird dann doch das Zusammenkommen so vieler gegenseitig sich Uebelwollenden einen frommen Zweck haben. Wie gut Sie sind, Mütterchen, und wie vergnügt der arme Amaury sein wird! Ich gehe gleich zu ihm, um ihm zu sagen, was Sie für ihn thun wollen."

— „Gieb ihm ja keine vergebliche Hoffnung. Bedenke, daß Alles von dem Eindrucke abhängen wird, den das Werk und der Verfasser machen werden, und daß ich mich erst eines günstigen Vorurtheils vergewissern muß, ehe ich ein Wörtchen vom Heirathen fallen lasse."

— „Er wird ihnen gefallen, liebe Mutter, davon bin ich überzeugt. Ich will ihm schon sein Benehmen vorzeichnen. Viel Zuversicht als Mann, viel Bescheidenheit als Autor. Ein allerliebstes Gilet, eine zierlich gebundene Cravatte, Gelehrigkeit für jeden guten Rath und Blicke für alle Frauen. Er wird ungeheures Glück machen, und mir wird er es zu verdanken haben! O, ich bin entzückt darüber; denn schon lange trage ich mich auch mit einem Bändchen herum, das er dann seinerseits

in Schutz nehmen wird. Er kennt so viele Journalisten!"

Und Frau von Ramesay, die für Alles, was dem aufkeimenden Talente ihres Sohnes nützlich sein konnte, sehr eingenommen war, willigte ein, den Tag der Vorlesung festzusetzen. Es wurden eine große Menge Einladungen ausgesendet, und am folgenden Dienstage fanden sich die Auswahl der Pariser guten Gesellschaft und mehrere Fürsten der Literatur bei Frau von Ramesay zusammen, um über das Doppelschicksal eines Dichters und eines Liebenden dort zu entscheiden.

Frau von Ramesay hatte, um den jungen Autor mehr anzufeuern, und ihn besser an den Saal zu gewöhnen, in welchem seine Stimme erschallen sollte, ihn eingeladen, an demselben Tage mit mehreren geistreichen Männern, welche den Hauptbestandtheil ihrer täglichen Gesellschaft ausmachten, bei ihr zu Mittag zu speisen. Klassiker durch Erziehung, aber in geistigen, wie in allen andern Dingen, alte Diener der Mode, waren diese für die von dieser angenommenen Neuerungen tolerant genug, und warfen sich zu Beförderern junger Männer auf, um von diesen wieder befördert zu werden. Amaury fühlte, von der Natürlichkeit ihrer Unterhaltung und jener schmeichelhaften Neugier, welche Männer von Welt so gesprächig macht, verführt, sich geistig ungemein wohl, und schwatzte mit so großem Uebergewichte, sprach seine

witzigen Reden mit so anmuthiger Nachlässigkeit aus, daß er alle Gäste zu seinem Vortheile einnahm.

— „Da ist schon ein Publikum gewonnen," sagte Frau von Ramesay zu ihm, als sie von Tische aufstanden; „mit dem andern ist's weit weniger schwierig."

— „Und doch fürchte ich mich vor diesem am meisten, gnädige Frau. Ach! wenn mich Ferdinand nicht Ihres Wohlwollens versichert hätte, so glaube ich kaum, daß ich den Muth besäße, Sie heut Abend zu langweilen. Ich fühle mich von einer Furchtsamkeit befangen, die Gewissensbissen gleicht."

— „Sie werden schon deren Herr werden. Uebrigens ist's aber auch keine Zeit mehr zum Bedenken. Jetzt kommt Ihre Kabale an, und ich wünsche Ihnen bei Ihrer ersten Darstellung nur eine ähnliche."

Nun überließ Frau von Ramesay, die sich mit den Ankommenden beschäftigen mußte, Herrn Prévannes allen beunruhigenden Betrachtungen eines bescheidenen Schriftstellers. Mit jeder Person, welche angemeldet ward, glaubte Amaury den Namen des Fräuleins von Norvel zu hören, und bebte vor Furcht und Freude. — „In der That," sagte er zu seinem Freunde, „zittre ich auf eine ganz sonderbare Art, und wenn ich die Wahl hätte, ob ich mich mit allen diesen Leuten da schlagen, oder mich ihnen, wie ich's thun werde, ganz überlassen wollte, so schwöre ich Dir, daß ich mich keinen Augenblick besin-

nen würde. Wenn ich nur wenigstens Zeit gehabt hätte, mein Manuscript noch einmal durchzusehen."

In der That raubte die Unruhe, in welcher sich Amaury befand, ihm sogar die Erinnerung an sein Stück.

Der Augenblick, welcher dem vorausgeht, wo man die anschwärzende Aufmerksamkeit einer großen Menge von Zuhörern fesseln will, ist eine Art von Todeskrampf der Eigenliebe, der selbst dem Neide Mitleid einflößen muß. Dieser Augenblick verlängerte sich bei Amaury, denn Frau von Ramesay verlangte, man solle auf die Marquise d'Ernanville, eine alte geistreiche Dame, warten, eine Zeitgenossin des Glücks von La Harpe, Marmontel und Collin d'Harleville, die ihre Bewunderung nie der Gefahr ausgesetzt hatte, ihr untreu zu werden; denn seit der ersten Revolution war sie nie wieder in ein Theater gegangen, und ihr literarischer Geschmack also immer derselbe geblieben. In ihrer Erinnerung ruhte noch immer ein trocknes, symmetrisch zusammengesetztes, gut geschriebenes und schlecht gereimtes Werk als das einzige Muster, dem man folgen mußte, um den Beifall des Parterre und das Lob der Personen comme il faut sich zu erwerben. Die Analyse einiger Stücke, welche sie in der Zeitung las, die sie hielt, brachte ihr wohl eine Idee von einigen Neuerungen bei, die man auf der Bühne ausgeführt habe, aber man tadelte sie auch wieder zu oft, als daß sie glauben konnte, sie hätten auch nur das mindeste Glück gemacht. Stellt euch dem-

nach die Ueberraschung vor, welche diese Dame bei der Vorlesung eines romantischen Trauerspiels erwartete.

Frau von Ramesay brachte, um ihr Publikum bis zur Ankunft der Nachzügler zu unterhalten, das Gespräch auf den Nothstand der meisten heutigen Theater. — „Und doch," setzte sie hinzu, „fehlt es ihnen nicht an Freiheit!"

— „O nein," entgegnete Herr von Saint Brice, „diese erstickt sie eben. Man weiß so gut, daß sie Alles darstellen und sagen dürfen, daß man sie ungeachtet der Frechheit, von der einige derselben in dem, was sie darstellen, Beweise geben, doch noch nicht für neu, für belustigend genug hält. Das Uebel liegt aber nicht darin; denn ein geistreiches Publikum, wie das Pariser, läßt doch stets noch zuletzt den schlechten Hülfsmitteln, die man anwendet, um es anzulocken, ihr Recht wiederfahren. Was unsre Theater zu Grunde richtet, ist die alte Routine, die sie daran hindert, sich nach unsern neuern Sitten zu formen. In meiner Jugend speisten die Bürger von Paris um 2 Uhr, und die vornehmen Leute spätestens um 3 Uhr. Die großen Theater begannen um 6 Uhr, und so hatte man hinreichend Zeit, sie zu besuchen. Um 9, spätestens um 10 Uhr waren sie aus, und Nichts hinderte den fleißigen oder früh wachen Mann, nach Hause zu gehen und noch zu arbeiten oder sich niederzulegen. Die Müßiggänger der eleganten Welt begaben sich, ohne Furcht, zu spät anzukommen, nach der

Oper auf den Ball oder in die glänzenden Salons, wo Spiel und Gespräch abwechselnd eine Zahl von Eingeladenen beschäftigten, die mit der Größe der Gemächer im Verhältnisse stand. Da schwatzte man über das eben gesehene Stück; die Musik, die Darsteller, Alles ward zu Gegenständen, an denen sich Geist und scharfer Witz übten. Die einem ernsthaften oder heitern Werke einen halben Abend lang gewidmete Aufmerksamkeit hatte den Geist noch nicht erschöpft, man war vielmehr nur um desto aufgelegter, darüber zu sprechen. Jetzt ist eine Vorstellung in der Comedie française eine Begebenheit, die einen ganzen Tageslauf umwandelt. Man muß in der Eil zu Mittag essen, oft auch gar nicht, um nur beim Aufziehen des Vorhanges zugegen zu sein. Wenn man nun nur auch dafür wie sonst um halb zehn Uhr fertig wäre, wo das längste Stück nur eine verständige Zeit über dauerte! Aber die jetzigen Schriftsteller lassen uns nicht so wohlfeil los: nicht selten hört man Mitternacht noch während des letzten Aktes schlagen! Was folgt nun aus dieser Unbequemlichkeit, nicht zur rechten Zeit zu kommen, aus dieser Nothwendigkeit, auf einem Tabouret oder einem Stuhle, die wie die Bänke in den Schulen gepolstert sind, in einem Raume auszuharren, wo man fünf unendliche Stunden lang sich nicht im mindesten rühren kann? Es folgt daraus, daß man sich wohl einmal wegen irgend einer berühmten dramatischen Neuigkeit entschließt, sich einen solchen Zwang an-

zuthun, daß aber ein so lange dauerndes und unsre Gewohnheiten so störendes Vergnügen nicht wiederholt wird."

— „Ja, wie das nun machen?" fragte ein Akademie-Mitglied, das diese Erörterung sehr interessirte. „Man hat das Publikum an Vorstellungen von 10 bis 12 Akten gewöhnt, es würde sich für verkürzt halten, wenn man ihm nur 6 für sein Geld gäbe!"

— „Versucht's mit einem guten Stücke, gut gespielt und in einem bequemen Schauspielhause. Laßt das Theater um 8 Uhr angehen, um solchen Personen, welchen die Dauer der Kammern oder der Börse erst nach 6 Uhr zu speisen erlaubt, Zeit zu vergönnen. Gebt alle Plätze, das Parterre und das Paradies ausgenommen, für denselben Preis, damit sie, ohne daß die Einnahme darunter leide, für die Einkünfte eines Jeden zugänglich seien; laßt das Schauspiel um 11 enden, damit die Leute nach der Welt Lust bekommen, es wieder zu besuchen, und den Schauspielern es möglich wird, am nächsten Tage es wieder zu spielen; kurz, schafft ein Theater, das mit unserer Lebensweise übereinstimmt, und ihr sollt sehen, ob es besucht werden wird."

Die Ankunft der Frau und Fräulein von Norvel unterbrach dieses Gespräch, oder erlaubte Herrn Prévannes wenigstens nicht länger, ihm zuzuhören. Bald darauf führte die Frau vom Hause Frau von Norvel zu dem ihr vorbehaltenen Platze auf einem Sopha,

wandte sich dann zu Amaury, und veranlaßte ihn aufs Anmuthigste, seine Vorlesung zu beginnen.

Während der Dichter sein Manuscript entrollte, indem er auf Fräulein von Norvel einen furchtsamen Blick warf, der um mehr als Nachsicht flehte, ertheilte Frau von Ramesay ihrer Dienerschaft den Befehl, die Vorlesung nicht zu unterbrechen, und die zwei bis drei wichtigen Männer, die gewöhnlich durch ernste Geschäfte am frühern Erscheinen behindert wurden, oder die wenigstens so scheinen wollten, als könnten sie erst nach allen Andern kommen, leise durch eine Nebenthür hereinzuführen.

So viele Sorgsamkeit verrieth eine Art wohlwollender Theilnahme, die dem Dichter von guter Vorbedeutung schien. Er hatte einmal einen alten Theaterliebhaber sagen hören, daß es kein langweiliges Stück gebe, wenn es nur gut vorgelesen werde, und dieses Waidwort kam ihm wieder als eine Zuversicht gegen jeden Unglücksfall ins Gedächtniß. Auch war ja Laurence da! sie hatte die Augen auf ihn gerichtet, wie alle Uebrigen; die Verhältnisse berechtigten sie, nur ihn den ganzen Abend über anzusehen, sich nur mit ihm zu beschäftigen! Welch ein berauschendes Glück! Wie vermehrt ward es noch durch die Lobeserhebungen, die man seinem ersten Akte zollte. Vor einem Wesen, das man liebt, mit Beifall überhäuft zu werden, durch sein Talent die Beachtung der Verwandten zu erwerben, von denen es abhängt, durch einen günstigen Erfolg sich so gleichsam in seinen

Ansprüchen begründet zu wissen, das Streben nach dessen Liebe auf diese Art berechtigt zu sehen — o! das ist um den Kopf zu verdrehen.

Während der ersten drei Akte seines Stücks berauschte sich Amaury in dieser himmlischen Freude. Denn ungeachtet einiger Bemerkungen einer wohlwollenden Kritik hatten sowohl die Neuheit der Gattung, welche die Gewohnheitsmenschen sehr in Verlegenheit setzte, als das Interesse des Stoffs, das Natürliche und Anziehende des Dialogs, und das über alle Beschreibungen verbreitete Dichterfeuer die Versammlung hingerissen, und in der Ungeduld, zu erfahren, was aus so vielen anziehenden Personen noch werde, ließ man Amaury gar nicht dazu kommen, eine Pause zwischen dem dritten und vierten Akte zu machen. Er mußte fortfahren, um nur den Erregungen Genüge zu leisten, welche sein Werk hervorgebracht hatte.

Der Enthusiasmus war aufs Höchste gestiegen. In dem Wahnsinne des Glücks vergaß er die **kecke** Scene, die er dem Rathe seiner Freunde gemäß noch hinzugesetzt hatte, und erst im Augenblicke, als er die ersten Verse derselben vortrug, erschien sie ihm in ihrer ganzen Nacktheit. Durch eine unwillkührliche Bewegung hob er die Augen zu Laurence. Die Unschuld, die auf dieser reinen Stirne thronte, dieser zugleich so zärtliche und doch so keusche Blick, dieses reizende Ganze eines schönen, eleganten und geistreichen Mädchens, das die Ge-

wohnheit, sich stets in guter Gesellschaft zu befinden und mit den alten Freundinnen ihrer Mutter zu schwatzen, vertrauensvoll macht, und die sich daher nicht scheut, ihre Empfindungen zu zeigen, überzeugt, daß sie nur edle Gefühle haben kann; kurz, der gebietende Anblick eines weiblichen Wesens, dessen Unschuld man verehrt, verschüchterte Amaury. Eine plötzliche Röthe überzog sein eignes Gesicht, wenn er an die Röthe dachte, welche Laurence's schöne Stirn bedecken würde, wenn sie jene unanständige Scene mit anhören müßte. Er fühlte, wie jene sogenannten wahren Worte, jene Phrasen à la Shakespeare ihm auf der Lippe ersterben würden, die zwar dem Geschmacke jenes Zeitalters sehr angemessen waren, aber das Zartgefühl des unsern nothwendig empören müssen. Amaury unterbrach sich also plötzlich.... Vergebens suchte er nach einem Mittel, über die Stellen, vor denen er sich fürchtete, hinweg zu schlüpfen, oder sie zu mildern, der Gang des Stücks stellte sich dem entgegen. Vergebens ermahnte er sich selbst zum Muthe, indem er sich mehrere ähnliche, im Theater sehr beklatschte Auftritte ins Gedächtniß zurückrief; er fühlte, daß er diese Verlegenheit, oder besser gesagt, diese Achtung, welche ihn zurückhielt, nie werde besiegen können, und indem er das Lächerliche, das sich stets über einen Mann verbreitet, der mitten in seiner Vorlesung unwohl wird, dem Unrechte vorzog, die Züchtigkeit und den guten Geschmack der Damen, unter denen sich auch Laurence

befand, zu beleidigen, entschuldigte er sich, daß er außer Stande sei, fortzufahren.

In der That zeigte auch die Blässe, welche seiner innern Unruhe folgte, hinreichend, daß er leidend sei. Jetzt malte sich der Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme, des süßesten Mitleids in Laurence's Augen. Man dringt in ihn, fortzufahren. — „O, bestehen Sie nicht darauf!“ ruft sie mit einem Tone, der Amaury vor Freude erbeben läßt; „sehen Sie doch, wie leidend er aussieht!“ — „Nun denn,“ entgegnete Frau von Ferville, „so mag er Ferdinand lesen lassen, dieser kennt das Stück und wird es gewiß eben so gut vortragen, wie der Verfasser selbst. — Bei diesen Worten, die ihn mit Schauder durchdringen, wirft sich Amaury über sein Manuscript, wie eine strafbare Frau über den Brief, der sie ins Verderben stürzen muß, und, indem er vorgiebt, an die Luft zu müssen, enteilt er so schnell wie möglich den Bemühungen, die man an ihn verschwenden will.

Kaum ist er jedoch daheim, wohin Ferdinand ihm nachgeeilt ist, so wirft er sein Manuscript ins Feuer. — „Was thust Du?“ ruft dieser aus, und eilt, die Arbeit seines Freundes den Flammen zu entreißen. — „Ich gebe ihm das, was es verdient!“ antwortete Amaury, und widersetzte sich der hülfreichen Handlung. — „Aber denke doch an den Beifall, den Du eben davon trugst! Das Werk ist vortrefflich!“ — „Nein, sage ich Dir!“

versetzte Amaury, indem er das letzte Blatt seines Manuscripts verlöschen sieht; „ein Stück, das man einem Mädchen, das man liebt, nicht vorlesen kann, ist nicht werth, vor dem Publiko zu erscheinen."

Wir hören so eben, daß Fräulein von Norvel Herrn Prévannes für dieses große Opfer belohnt hat.

Madame Sophie Gay.

Sainte = Pelagie.
(Politisches Verwahrungshaus.)

Ich begreife Bicêtre und seine engen, ungesunden und düstern Zellen, wo der Mensch seine letzte Energie sammelt und die langen Qualen in sich saugt, die ihn zu einem gewaltsamen Tode vorbereiten;

Ich begreife die hohen, alten und sich in die Wolken verlierenden Thürme, mit ihren schwarzen, von Namen und Inschriften wimmelnden Mauern;

Ich begreife die feuchten unterirdischen Kammern der Conciergerie, diese Keller, von denen das Wasser herabträuft, diese geheimen Gemächer, deren scheußliche Monotonie Nichts unterbricht, wo man allein ist, ganz allein! mit allen Kräften seiner Seele die Betrachtung, die uns schirmt, oder die Ungerechtigkeit, die uns

empört, oder das Gewissen, das uns freispricht, herbeirufend.

In allen diesen Lagen giebt es noch ein Anhalten für einen kräftigen Charakter. Die Philosophie kann wirken, und es ist möglich, sich zu sagen: ich bin stark!...

Aber in Sainte-Pelagie Nichts von alle dem. —

Sainte-Pelagie ist Strafe durch Ermattung, Tortur durch Langeweile, Mord durch Abzehrung. — Es ist eine Art von Luftpumpe, am Gehirne angebracht, die Tropfen vor Tropfen all dessen Nervensaft auspumpt, es stumpf macht, ermattet, erschöpft. — Es ist nicht Aufregung und doch auch nicht Ruhe. — Es ist nicht Paris und doch auch nicht die Einsamkeit. — Es ist ein Gemisch von allen Dingen: ein wenig Luft, fast kein Raum, Freunde selten, Ueberlästige in Menge. Es ist ein Gefängniß, das zur großen Welt gehört, eine große Welt, die nicht für ein Gefängniß sich paßt. Es hat einen menschenfreundlichen Aufseher mit artigem Benehmen; es giebt Wächter, die den Logenschließerinnen gleichen. Es ist nicht hart und doch traurig; es ist eine Art von civilisirter Polizei, etwas immerwährend Verfälschtes... Sainte-Pelagie ist unerträglich.

Begreift ihr Sainte-Pelagie?

Vor der Juli-Revolution gab's auch Schriftsteller, die gefangen saßen, aber es gab kein politisches Sainte-Pelagie. Alles hat sich jetzt geändert, denn es steht geschrieben, daß Nichts dauerhaft ist, weder Throne noch

Gefängnisse!... Es giebt nur immer Völker, welche hoffen, und Menschen, welche leiden... und dies ohne Ende....

Das politische Sainte-Pelagie ist also jetzt nicht mehr jenes Haus, wo die Herren Jouy und Jay ihre Kapuze abgelegt, und mit einem Monate Gefängniß die Meinungs-Kühnheiten abgebüßt haben, die sie damals so anziehend zu machen verstanden!

Es ist nicht mehr jenes alte Kloster, ein Gewebe kleiner Zellen, wo Diebe mit langen Bärten an der Stelle der hübschen Nonnen, die von Liebe geträumt und gebetet hätten, fluchten und rauchten;

Es ist nicht mehr das Gebäude, wo Beranger, Couchois-Lemaire, Lapelouze, Chatelain, Bert, Fontan, Magalon, Achilles Roche, Dubois, Barthelemy und mehrere Andere, die ich, ohne es zu wollen, vergesse, für Arbeiten gebüßt haben, die mächtig an Genie oder stark an Gewissenhaftigkeit, Talent und kühner, fester Opposition waren;

Damals hatten die Politiker nur einen besondern Corridor. Seit dem Juli bedarf man eines ganzen Hauses, denn die Menschlichkeit ist im Vorwärtsschreiten: sie läuft schon über; wir kommen rasch weiter!

Dieses Haus nennt sich der politische Pavillon. Es hat seinen Hof, seine Gitter, sein Einlaßthürchen, sein Sprechzimmer, seinen Aufseher und seine Façade.

Schreckliche Façade! denn das ganze Haus ist ihr

aufgeopfert worden; — Dank sei es der Façade, daß ihr hier Gemächer von 10 Fuß Höhe, und wieder welche von kaum 5 Fuß findet. Ihr habt Kerkerlöcher in dem dritten Stockwerke und öffentliche Plätze im ersten. Dies erklärt sich leicht. Man baut gewöhnlich die Häuser für die Bequemlichkeit ihrer Bewohner. Ein Gefängniß aber wird nur zum Vergnügen des Architekten gebaut, der seine Gitter und Lichtlöcher zum Besten der Kunst anordnet!... Sainte-Pelagie ist also gebaut worden, um von außen angesehn zu werden...

Vorübergehende, habt daran genug! Tretet nicht herein, ich bitte euch!

Hier ist Nichts schön, das kann ich euch versichern. Ob das Haus gleich noch jung ist, ist es doch nicht mehr neu: so viel hat es gedient!... Zwei Monate nach dem Juli gaben ihm Hubert und Thierry die Taufe des Patriotismus, und wer könnte seitdem diejenigen zählen, die ihre Stirn in dieses reinigende Wasser getaucht haben!

Cavaignac, Trelat, Raspail, Blanqui, Danton, Sambuc, Lennox, Philippon, Mané, Bascans, Thouret, Gervais, Duchatelet, Delaunay, Galois, Kersausie, Sarrut und so viele Andere mit großem Herzen, glühenden Adern, diese, die man in Gott weiß welche Verschwörung von Regen und Koth verwickeln wollte, jene vom Gerichtshofe, der sie bedrängt, ohne sie zu erschüttern, ergriffen und wieder ergriffen.

Ich führe nur wenige an, sehr wenige, wie ihr mir leicht glauben werdet, wenn ihr erfahrt, daß das große Register der Eingesperrten die Zahl 450 Verdächtiger enthält, ohne die Verurtheilten zu zählen, und dies Alles seit der Aera des 9. August! Allerdings schreibt sich der erste politische Prozeß vom darauf folgenden September und die erste Gefangensetzung vom Oktober her.

Die Ordnung der Dinge hat, wie man sieht, keine Zeit verloren.

Jetzt, wo ich dieses schreibe, enthält Sainte-Pelagie 120 politische Gefangene, und doch war das Haus nur auf hundert eingerichtet worden. Welche Unvorsichtigkeit! daher müssen auch La Force und die Conciergerie ihre Flügel öffnen. Diebe und Betrüger finden dies glücklicherweise sehr anmuthig!

Was die Bevölkerung von Sainte-Pelagie betrifft, so ist dort ein Gemisch von allen Ideen, eine Aufhäufung von allen Meinungen, eine Art von politischem Pandämonium. Die Carricature stößt an die Quotidienne; der Courrier d'Europe steht neben der Revolution; die Gazette schwankt zwischen der Tribune und dem Courrier Français. Der Volksfreund streift an den Schweizer; der Juli-Dekorirte raucht neben dem Garde du Corps; die Chouans begegnen den alten Soldaten; alle Raçen, alle Farben, alle Alter, alle Sprachen!...

Es ist ein Babel! Es ist ein Feld von Freunden

und Feinden nach einer Niederlage! Es ist ein Asyl nach dem Sturme für alle Corps, unter allen Gestalten! Es ist sonderbar anzusehen, wie etwas Ungereimtes! Es ist merkwürdig, wie eine Anomalie! Aber es ist auch scheußlich, wie ein Ungeheuer!

Und sind denn wenigstens Alle, die hier leiden, verurtheilt?...

Wollte Gott! Denn dann würden wir bloß die Strenge der Richter zu beklagen haben, während wir jetzt uns über die verhaßte Ungerechtigkeit des Gesetzes beschweren müssen!...

Wie viel Gefangene giebt es nicht, die hier geseufzt haben und nachher für unschuldig erkannt worden sind! Wie viele, bei denen die Untersuchung zeigt, daß bei ihnen gar kein Grund zum Verfahren obwaltete! Wie viele, die man fünf und sechs Wochen einsperrt und sie dann wieder entläßt, ohne sie auch nur befragt zu haben!

Steigt in dem Pavillon links bis zum zweiten Stockwerke hinauf; geht dann in den Corridor, in welchen drei große Schlafräume sich öffnen: dort zeigen euch die Schilder mit Lilien deutlich genug an, daß ihr mitten unter den Karlisten seid. Fast alle diese hier sind Schweizer!

Nun denn! Es sind neun Monate her, seit sie festgesetzt wurden! Seht auch nur, wie alle diese Gesichter gelb, entstellt, krank aussehen! Ihr werdet bloß das all-

gemeine Geschrei dort hören: Wann stellt man uns vor Gericht? Aber die Tage verstreichen! Die Untersuchung endet nicht!

Nun faßt sie das Heimweh! Nun die Erinnerung an beßre Zeiten, dann die Sorgen, die Runzeln auf den noch jungen Stirnen, dann die Niedergeschlagenheit, der Ekel, und endlich jene schwarzen Todesgedanken, die erst wie Töchter der Verzweiflung sich nahen, und dann, weil sie unter stechenden Schmerzen stets wiederkehren, uns wie ein Trost erscheinen und wie eine Hoffnung zulächeln!

Einer dieser Schweizer, der arme Zanoff, war im Monat Juli 1831 weit von Paris entfernt arretirt worden. Er mußte 100 Meilen zu Fuß mit Beinschellen zurücklegen. Oft hörte er unterwegs hinter sich sagen: Das ist ein gefährlicher Räuber! Sein ganzer Körper ward dann kalt vor Zorn! Endlich kam er an, zerschlagen, ermattet. Man warf ihn erst in der Conciergerie auf Stroh, dann in La Force.... Nach 6 Monaten gelangte er jedoch dahin, mit seinen Kameraden in Sainte-Pelagie untergebracht zu werden.

Zanoff hatte ein Weib, das er anbetete, und ein noch ganz kleines Kind, von kaum 18 Monaten. So lange er frei gewesen war, hatte seine Arbeit ausgereicht, sie zu ernähren. Er hatte selbst einige Ersparnisse gemacht. Aber das Kind ward krank, bald auch die Mutter; und

er im Gefängnisse! — Alles ging darauf! Was nun weiter?...

Unter den in Sainte-Pelagie gefangen gehaltenen Karlisten schien ein vormaliger Garde du Corps, Herr von Laplain, das Vertrauen aller Schweizer zu besitzen. Man hatte ihn mit in dasselbe Complott verwickelt! Dies war ein Grund, weshalb er oft seine Börse mit denen theilte, deren Leidensgenosse er war.

Zanoff hatte von ihm einiges Geld erhalten, er wagte es aber nicht noch einmal, ihm das Elend zu schildern, in welchem sich seine Frau befand. Diese verheimlichte auch ihre furchtbare Lage. Sie hatte überall um Arbeit gebeten, aber überall war sie zurückgewiesen worden. „Die Zeiten sind so schlecht!“ sagte sie; „man findet keine Arbeit, oder man verlangt, daß ich mich von meinem armen Kinde trennen soll. — Es stürbe ja ohne mich!“ Und sie weinte, und das Kind weinte auch. — Zanoff zerriß sich die Brust.

Dieser Auftritt wiederholte sich mehr als einmal im Sprechzimmer.... Man hat Alles nachher erfahren.

Jeden Tag kam diese Frau, und der unglückliche Schweizer erwartete sie, um mit ihr das schwarze Gefängnißbrod und die Nahrung, deren er sich um seiner Familie willen beraubte, zu theilen. Aber diese Enthaltsamkeit machte ihn immer bleicher, und seine Frau, die es gewahr ward, wollte nun lieber selbst hungern.... Er gerieth in Verzweiflung!

Alles dieses war nicht zu ertragen. Zanoff redet also Herrn von Laplain an, und fragt ihn, ob er Hoffnung habe, daß der Tag seines Urtheils bald erscheine. ....„O mein Gott,“ antwortete dieser, „man hat ihn wieder um einen Monat hinausgeschoben!“ — „Ach! das dauert doch gar zu lange!... Das halte ich nicht aus...“ Dann nach einem augenblicklichen Schweigen: „Mein Herr, würde denn, wenn Einer von uns stürbe, unsre Parthei dessen Weib und Kinder verlassen?“ — „Was das nun wieder für ein Gedanke ist, Zanoff! Sie wissen wohl, daß Menschen von Gefühl nie ihre Freunde verlassen.... Aber sind Sie etwa krank?“ — „Sehr, lieber Capitain!“ — „Nun denn, so legen Sie sich zu Bette, ruhen Sie aus, und sagen Sie mir, was Sie brauchen.“

Zanoff legte sich wirklich zu Bett... Er hatte die ganze Nacht hindurch das Fieber. Am andern Morgen früh um 5 Uhr ließ er Herrn von Laplain rufen. Er war unruhig, und wiederholte seine Frage: „Wenn ich stürbe, würde meine Frau dann Brod haben?“ — „Ja doch, ja! Sein Sie nur ruhig.“ — „O, dafür stehe ich Ihnen,“ sagte er darauf mit festem und entschlossenen Tone ... „ich bin ruhig!“

Zwei Stunden später, als der Tag anbrach, standen seine Kameraden auf. Zanoff geht an das Brett, auf dem seine Kleider lagen. Er sucht darin, zieht schnell ein Barbiermesser mit breiter Klinge heraus und schneidet sich die Kehle ab... Seine Kameraden springen

hinzu.... Er war nackt und schwenkte noch das Messer. Der erste Schnitt hatte nicht gewirkt, mit größerer Kraft gab er sich einen zweiten, und wiederholte die Bewegung, um sich noch einen dritten beizubringen... Man bemächtigt sich seiner, und ist, um ihn zu entwaffnen, genöthigt, ihn auf die Erde zu werfen. Nun beißt er die, welche ihn zurückhielten: „Ich will aber sterben!“ ruft er ihnen zu.

Unterdessen strömt das Blut aus seinem drei Zoll tief offnen Halse... Der Lärmen verbreitet sich im Gefängnisse; wir eilen Alle herbei.... Zanoff balgte sich auf dem Boden; aber seine Kräfte waren erschöpft. Man legt ihn wieder auf die grauschwarze Leinwand seiner Matratze. Ein Angestellter aus der Pitié bringt den ersten Verband an. Die Wunde war furchtbar, und doch folgte der Tod nicht unmittelbar darauf; er gab noch immer einen Schimmer von Hoffnung.... Der unglückliche Gefangene erhielt von Allen Zeichen der Theilnahme und Tröstungen.... Er schien ruhiger geworden zu sein, doch spannte eine gewisse dumpfe Aufregung seine Gesichtsmuskeln und höhlte seine Augen.... Kaum war der Verband zu Ende, als Zanoff, der ein wenig wieder zu Kräften gekommen, seine unter der Decke gehaltenen Arme frei machte und die Bandage mit allen Heilmitteln abriß.... Man mußte ihn im Auge behalten und ihm eine Zwangsweste anlegen. Er sprach wenig, doch aber sagte er zu seinem besten

Freunde:

Freunde: „Ich kann hier im Gefängnisse nicht arbeiten, um meine Frau zu ernähren, noch auch immer mir Geld erbetteln. Wäre ich todt, so würde man Mitleid mit mir haben. Deshalb habe ich mich umgebracht...."

Das ist ein Mann aus dem Pöbel! Suchet mir in eurer entarteten, verpfuschten, vom Egoismus verknöcherten, höhern Gesellschaft eine solche Moralität und eine solche Aufopferung!

Um die gewöhnliche Zeit stellte sich Zanoffs Frau ein. Man sagte ihr, ihr Mann sei krank.... Sie wollte herein; sie warf sich dem trefflichen Doktor Bourgeoisie zu Füßen, der gleich ihr weinte und forteilen mußte, um nicht nachzugeben.

Der unglückliche Selbstmörder lebte noch acht und vierzig Stunden. Dann hauchte er seinen letzten Athem aus... Der Anblick des Sterbens ist stets traurig; aber der Tod in einem Gefängnisse, und dieser Tod, welcher kalte Schauer!... Karlisten und Republikaner traten andächtig zu diesem entseelten Leichname. Alle gingen von ihm hinweg, von gleichem Schmerze beseelt und — ich kann es nicht verhehlen — von gleichem Zorne durchdrungen.

Der Partheienhaß erlischt neben einem Leichname!... Das ist das Eigenthümliche großer Bedrängnisse der Natur, daß sie uns Alle in den gemeinsamen Abgrund unsers Elends, unsers Nichts zurückstürzen! Aber das Gewissen ist kein Nichts: denkt also, wie groß das

Staunen Aller war, als man auf Zanoffs Brust eine goldne Lilie, ein Ueberbleibsel einer alten Fahne, von beträchtlichem Werthe fand, das dieser Mann nicht hatte verkaufen wollen, nicht einmal um seine Frau dadurch zu unterstützen, für die er sich doch selbst den Tod gegeben hatte....

Man kennt unsre Ansichten und man wird uns daher wohl Glauben beimessen, wenn wir versichern, daß wir Alle, Alle, durch eine Treue, deren Reinheit und Beständigkeit uns um so tiefer durchdrangen, je weniger es uns deren Gegenstand zu verdienen schien, innig gerührt waren. —

Zanoff ist nicht das einzige Opfer dieser vorläufigen Gefangensetzungen, dieser Festhaltungen gewesen, welche noch vor dem Urtheile tödten.

Ein Mann, der zu derselben Meinung, aber zu einer andern bürgerlichen Stellung gehörte, Herr Laurent von Saint-Julien, hat in dem feuchten und dunkeln Hofe von Sainte-Pelagie eine Brustkrankheit bekommen, die ihn nach fünf Tagen ins Grab brachte.... Freilich erzeigte man ihm zwölf Stunden vor seinem Tode die Gnade, ihm zu erlauben, sich in ein Krankenhaus bringen zu lassen.

Ihr seht, die vorläufige Einsperrung ist nicht bloß ein Hammer, der anklopft, sie ist auch ein Dolch, der tödtet.

Die meisten Kranken sind auch Karlisten. Der Kar-

list ist, natürliche Ausnahmen abgerechnet, so wenig für die Einsamkeit und Entbehrungen geschaffen! Er ist ein solcher Neuling! Seine Entsagung ist ein Schmerz, seine Ruhe ein Leiden. Gewisse Tage, wo er sich gemeinschaftlich exaltirt, ausgenommen, ist er schweigsam und traurig.

Aber geht eine Treppe tiefer... Seht da die dreifarbige Fahne mit der Inschrift: Freiheit oder Tod... Ihr seid bei dem unbemittelten Patrioten, bei dem armen Republikaner... Hier ist Alles anders, andre Grenzen, ein anderer Ton, eine entgegengesetzte Sprache.

Der Republikaner ist seit 16 Jahren im Besitz, im Gefängnisse seinen Patriotismus wieder anzufrischen. Dort findet er alle Ueberlieferungen seiner Freunde. Lebhaft, brav, treu ergeben, ist sein Leben rein und leicht, denn Nichts lastet darauf, weder Fehler, noch Abhängigkeit, noch Vermögen. Das Wort Vaterland berauscht ihn, das der Freiheit entzückt ihn. Redet mit ihm von Politik: ihr findet ihn offen, energisch, kühn, gerade durch. Er vertraut auf seine Kraft. Von der Vergangenheit kennt er nur seine oder seiner Väter Siege. Von der Gegenwart spricht er wie von einem Traume, von der Zukunft wie von seiner Eroberung... Gestern ist fast nicht mehr, das Heute Nichts, morgen nur ist Alles...

Auch singt er, macht seine Propaganda, improvisirt seine Constitution, organisirt, regelt den Staat, liest

sein Journal, kritisirt, raucht, verurtheilt, trinkt, spricht los, setzt seine Liste für das Pantheon auf, entscheidet über Krieg und Frieden, und behandelt Europa über die Achsel. Er liebt seine Familie, aber er vermischt sie mit dem Vaterlande. Sein Dasein ist abenteuerlich, schwankend, überall glänzend, ein Dasein des Bivouaks oder der Zigeuner, aber stets fertig und bereit für die Kugeln, wenn's die Freiheit gebeut. Sein Arm ist stark, sein Herz unbestechlich und seine Hand hart, wie seine Grundsätze.

Für Andere ist er ganz Hingebung; auch säet er diese Hingebung um sich her aus. Einer erzählt euch, daß er nie seine Mutter wissen ließ, wo er war; sie hätte ihm vielleicht helfen können, aber sie würde vor Kummer gestorben sein; ihr Sohn will lieber weniger essen, kaum trinken, aber viel hoffen... Ein Andrer sagt euch, daß er das neunte Kind einer armen Wittwe war, die starb und sie Alle noch ganz jung und von Allem entblößt hinterließ. Sein Onkel, der Wagner, der bereits drei Kinder hatte, nahm noch die neun seiner Schwester dazu an, und hatte nun deren zwölf.... Nur Menschen, die Nichts haben, fassen so ganz den Begriff einer Familie. — Ein Dritter, noch sehr jung, fiel mir auf, und ich ließ mir seine Geschichte erzählen. „Ich war zum ersten Male nach Paris gekommen," sagte er; „es war eben im Juli — man schlug sich gerade. Es war für die Freiheit, und mein Vater, der noch zu den

Männern der frühern Revolution gehörte, hatte mir gesagt, daß, als es damals den 10. August gegeben habe, er auch mit dabei gewesen sei. Ich dachte nun, Du mußt es auch so machen wie Dein Vater und Dich schlagen, und so oft also der Aufruhr wieder kam, ging ich auch wieder dazu, weil wir noch nicht zufrieden sind; da haben sie mich denn gepackt." — „Aber," entgegnete ich ihm, „ein Aufruhr ist keine Revolution." — „Ei zum Henker!" antwortete er; „ich war im Juli gleich zum Anfange mit dabei, und das fing ziemlich eben so an." — „Glaubst Du denn noch an eine andere Revolution?" — „Hm, hm!..."

Unter diesen aber war einer der Besten, einer der Bravsten, ein Buchdruckerei-Arbeiter, Namens Lebon. Er besaß die edelste Herzensrechtlichkeit, den würdigsten, zartfühlendsten und stolzesten Charakter. Jedermann liebte ihn. Man hatte ihm die Freilassung angeboten, wenn er nur versprechen wollte, bei keinem Zusammenlaufe mehr zu sein. „Wenn ich heraus bin," antwortete er, „so verlange ich nur Arbeit; bin ich drinn, nur Gerechtigkeit."

Lebon hatte eine junge, schöne, niedliche Frau, deren Züge durch Güte noch eine besondere Milde bekamen. Seit acht Tagen war sie nicht da gewesen; er schien ganz vernichtet. Dann erfuhr er, daß er innerhalb 60 Stunden ein Kind verloren und seine Frau ihm ein neues geschenkt habe. Am Tage darauf war die eben

Entbundene schon im Sprechzimmer; sie war zu Fuß bei kaltem Wetter gekommen, um selbst den Neugebornen zu bringen. Man hatte sie für die Amme gehalten. Hundert vornehme Dämchen wären davon gestorben. Die Frau des Nichtshabenden ist stärker. Mutter und Kind befinden sich vollkommen wohl.

Ich sprach von Frauen. Sie müssen stets einen großen Raum da einnehmen, wo von einem Opfer, einem Schmerze, einem Unglücke die Rede ist, wo es gilt, einen schwankenden Muth aufrecht zu halten, ein verzagendes Herz zu stärken, eine verschmachtende Seele zu erwärmen.

Von allen Altern, Ständen und Costümen kommen deren nach Sainte-Pelagie: Mütter, Weiber, Töchter, Schwestern, Freundinnen!... elegant, einfach, vernachlässigt, artig, gut, häßlich, heiter, traurig... geschwind gehen sie vorüber, kaum sich umsehend, Karlistinnen oder Republikanerinnen, Armselige oder Aristokraten....

Denn auch in Sainte-Pelagie giebt's einen der Aristokratie vorbehaltenen Pavillon. Diese Aristokraten sind politische Verurtheilte, das heißt, größtentheils Schriftsteller und Journalisten, Herr Bascans oder Herr Genoude, Herr Thouret oder Herr Leduc, Herr Lapelouze oder Herr von Brian. Der aristokratische Pavillon hat auch seine besondern Sitten und Gebräuche: es ist da noch etwas Etikette zu Hause, die Zeit verstreicht langsamer, das Leben ist weniger geräuschvoll und die Treppe reinlicher.

Doch macht man dort Musik, man nimmt seine Freunde an, man kommt zusammen, man schwatzt, man lacht sogar manchmal....

Wie sollte es denn auch anders sein? Grandville und Forest kommen oft dahin, und dort findet sich ja auch dieser Juvenal Philippon, der die Carrikatur erfand...

Von dem Tage an, wo Philippon wiederkam, fingen wir wieder an zu lachen. Philippon und Thouret, die unabsetzbaren Gefangenen, besitzen eine noch viel unabsetzbarere Fröhlichkeit. — Philippon und Thouret hatten Einen Haushalt... der Thouret's sehr legitim: der Philippon's... ich will's euch erzählen, wenn ihr wollt.

Alle Tage stieg zu ihm eine junge, brünette, sehr lebhafte, aber treffliche Frau herauf, mit einem kleinen Mädchen von 5 Jahren. Ich glaubte erst, es sei sein Weib, das Kind seine Tochter. Es war dem nicht so. Philippon erklärte mir Alles.

Als er in Lyon war, lernte er Agathen kennen, die damals von 16 Jahren und anziehend war, wie alle Mädchen des Südens, und gleich diesen von so offnem, guten Herzen und so lebendigem Geiste.

Ich weiß nicht, wie viele alte und junge Abenteurer ihrer Unschuld drohten. Philippon wollte sie aus Herzensgüte retten; er gewann ihr Vertrauen, er liebte sie, er blieb selbst lange in den gemessensten Schranken.. Aber er war 20 Jahr... sie kaum 16.... Ueberdies hatte

sie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, der an der Loire entlassen worden, hatte sie schon groß, schon hübsch, ach! schon so hübsch wiedergefunden, daß eine andre als die väterliche Liebe sich eines von Wunden geschwächten Kopfes, eines kranken, irren, fast wahnsinnigen Kopfes bemächtigt hatte. In ihrem Hause fand also Agathe keinen Schutz. Sie bat Philippon, sie vor alle dem zu retten, was sie umgab.... Philippon rettete sie, rettete sie sehr — vielleicht zu sehr; denn die Nothwendigkeit, an ein künftiges Unterkommen zu denken, einen Haushalt als Künstler sich zu schaffen, nöthigte den jungen Mann, zu reisen. Agathe war ihm immer noch theuer... aber Reisen bringen so viele Zerstreuungen mit sich!...

Agathe ihrerseits tröstete sich, nachdem sie viel geweint hatte; Verführungen umgaben sie; vorzüglich ging ihr seit langer Zeit ein junger Mann nach, ein junger, recht angenehmer, reicher und sehr verliebter Mann!... Die Zeit verstrich... drei Jahre waren vorüber.... Er verdoppelt seine Beständigkeit, seine Huldigungen; er bietet seine Hand an; es gelingt ihm zu zeitig, er wird glücklich, er wird Vater...

Nun kommt Philippon nach Lyon zurück, und zwei Tage nach seiner Ankunft stürzt sich auf vollem öffentlichen Markte eine Frau zu seinen Füßen; sie bittet ihn um Vergebung; sie weint, sie klagt sich an, sie klagt ihn an. Der Auftritt machte großen Lärmen, aber die Stel-

lung war eine andere geworden, die Pflichten auch. Philippon reiste nach Paris zurück; Agathe erwartete den Tag ihrer Vermählung mit dem Vater ihres Kindes.

Die Familie dieses jungen Mannes aber wollte durch eine reiche Heirath ein schon beträchtliches Vermögen noch vermehren. Die Habgier ist wassersüchtig. Man vernachlässigt anfangs Agathen, dann verläßt man sie gänzlich; ihr Vater wird vollkommen närrisch, ihre kleine Tochter wird krank.

Jetzt erfährt sie, daß man eine andere Verbindung eingeleitet hat, daß sie betrogen ist.

Mehrere Tage lang schluckt sie ihren Schmerz in sich. Ihre Kleine wird wieder etwas besser. Eines Abends geht sie an das Haus des Mannes, der sie verläßt; sie wartet bis Mitternacht an der Hausthüre: da kommt er, ohne sie zu bemerken; sie geht ihm nach bis in den vierten Stock, wo sein Zimmer ist; einzutreten wagt sie nicht, sie fühlt sich zu schwach. Aber der junge Mann war darin mit seinem Cousin, und Beide — lachten über sie!...

Da öffnet sie plötzlich die Zimmerthür. „Ich komme, um Ihnen Ihre Tochter zu empfehlen,“ sagt sie. „Was meinen Vater betrifft, so bedarf er weder meiner noch Ihrer; er ist gestern gestorben, und ich, die Sie verriethen, werde die Schande nicht ertragen, die meiner wartet.“

Nun eilt sie ans Fenster und stürzt sich hinunter.

Das Fenster ging auf ein Hintergäßchen, das eigentlich ein Arm der Saone war, und über diesen kleinen Kanal lagen einige Bretter.

Man glaubte sie todt zu finden — ein Wunder, ein unerhörter Zufall ließ sie auf eines dieser Bretter fallen, das den Sturz minderte.... Doch kann man leicht denken, in welchem Zustande man sie aufhob.

Nun, dieses Ereigniß, das auf den jungen Mann einen heftigen Eindruck zu machen schien, brachte ihn doch nicht zu bessern Gefühlen zurück. Er glaubte Alles mit ein wenig Gold abmachen zu können... aber er wollte seiner Tochter keinen Namen geben, und Agathe wies Alles zurück.

Philippon hörte in Paris diese tragische Geschichte. Eines Tages sieht er die arme Agathe mit ihrer Tochter bei sich eintreten, und erfährt bald, daß sie von Allem entblößt ist. Er schaudert, wenn er bedenkt, wohin sie ihre Verzweiflung bringen kann.

Er sucht sie auf und sagt zu ihr: „Ich bin es, der Dich zuerst auf diesen unseligen Weg gebracht hat, ich muß Dir also auch zu Hülfe kommen. Du hast ein Kind, dessen Vater sich unwürdig benommen hat; ich nehme das Kind an, ich will für das Kind arbeiten. Was Dich betrifft, so werde ich mich, wenn Du mein Loos theilen willst, glücklich schätzen, Dich das Unrecht vergessen zu lassen, das ich Deiner Jugend angethan haben kann."

Von diesem Augenblicke an nennt Agathens kleine Tochter Philippon ihren Vater, und Agathe ist durch eine Liebe an ihn gekettet, die nie erloschen war und welche jetzt Dankbarkeit nur noch inniger macht. — —

In dem andern Pavillon stellen sich die beiden Partheien parallel gegen einander über, beobachten ihre Entfernung und schaudern bei dem bloßen Gedanken einer möglichen Vereinigung zwischen ihren Ansichten.

In diesem sind die Skrupel minder groß, die Linien mehr sich nähernd: man vermischt sich nicht, aber man affektirt auch nicht die Absonderung.

Daraus entsteht manches ganz bizarre Zusammentreffen.

So war ich eines Tags zu dem Doktor Gervais herabgegangen, und Herr von Laplain, dessen ich schon erwähnte, besuchte ihn, wobei er zu mir sagte: „Mein Herr, da Sie der Herausgeber der Tribune sind, so könnten Sie mir wohl gefälligst sagen, wer der unglückselige Verfasser des Aufsatzes ist, wegen dessen ich arretirt worden bin?“ Er zeigte mir dabei die Nummer des 9ten Juli 1831, mit den Anfangsbuchstaben A. M. unterzeichnet. „Ach, mein Herr!“ antwortete ich; „der Strafbare steht vor Ihren Augen.“ — „Oh!“ — „Ja! aber was meinen Fehler etwas wieder gut machen muß, ist dies, daß ich in Folge der zehn Zeilen, die am Schlusse dieses nämlichen Aufsatzes stehen, zu 6 Monat Gefängniß und 3000 Franks Strafe verurtheilt worden bin.“ — „Wie? Sie, mein Herr!“ — „Ja, mein Herr!“ — „Um dessel-

den Aufsatzes willen, weshalb wir in der Vendee arretirt worden sind?" — „Um desselben willen." — „Sie haben 6 Monate zu sitzen?" — „Sechs volle Monate." — „Und ich bin gerade auch heut 6 Monate vorläufig festgenommen." — „Wahrhaftig?" — „Gestehen Sie, mein Herr, daß Sie sehr Unrecht gehabt haben." — „Nachdem man's nimmt." — „Aber Sie müssen doch zugeben, daß Ihre Gegenwart hier der Beweis ist, daß es eine Vorsehung giebt." — „Ganz und gar nicht; nur der Beweis, daß es ein juste milieu giebt."

Diesen Beweis findet man übrigens allerwegen in Sainte-Pelagie. Aber etwas noch Sonderbareres ist dies, daß die Karlisten manchmal selbst Beranger ihren Trost und die Unterhaltung in ihrer Einsamkeit abborgen. Einer von ihnen sang eines Tages mit einer kleinen Verstümmelung die schönen Verse:

Dem Vogel gleich, der frei auf seinen Zweigen,
Selbst in dem Kerker mein Gesang nicht schweigt!
Denn Frankreich, dem die Größe nicht mehr eigen,
Hat unters Joch der Bösen sich gebeugt.

Ein Anderer, der ein ironisches Lied desselben Dichters, das auch in Sainte-Pelagie gedichtet worden, für Ernst nahm, trällerte oft:

Nicht mehr eitles Loben
Für die Gottheit, die
Nur den Zwang der Windeln
Dieser Welt verlieh.

Solche Freiheit nie!
Schande über sie!
Was vom Bürgerbaume
Ist euch noch bescheert?
Ein Despotenstecken,
Scepter ohne Werth!...
Solche Freiheit nie!
Schande über sie!

Auch die Republikaner, Nichtshabende oder Wohlhabende, singen aus Beranger. Oft wiederholen sie jene Verse, die für dieses Dasein voll Verleugnung, Gleichgültigkeit oder Verachtung alles Gegenwärtigen, das sie sich geschaffen haben, gemacht zu sein scheinen:

Die ersten Schritte unsers Heils
In dieser Welt
Wo Irrthum Alles gefesselt hält,
Die ersten Schritte unsers Heils
Sind frei von der Last des Vorurtheils.

Glaubt unserm heitern, frohen Blick,
Ihr Priester hier,
Ihr Diener, Bürger und Cavalier,
Glaubt unserm heitern, frohen Blick,
Die Freiheit nur allein ist Glück!

Das sind aber bloß Zerstreuungen kleiner Kreise und Trällereien ohne Bedeutung.

Es giebt einen andern, für uns ernstern Gesang.

Wenn die Nacht herabgesunken ist, wenn die Stunde naht, wo starke Thüren die Gefangenen trennen, wo dicke Riegel die Mittheilungen verhindern, wo schon die Diebe, deren Zellen auf unsern Hof gehen, durch die Eisengitter hindurch ihre bleichen, abgespannten, unbeweglichen Gesichter bei dem düstern Schimmer der Laterne zeigen, dann tritt für alle Republikaner ein feierlicher religiöser Augenblick ein.

Das Abendgebet!...

Dieser Gebrauch ist einige Zeit nach der Julirevolution eingeführt worden. Die Ueberlieferung erhält ihn kräftig und verehrt.

Um diese Stunde nehmen die Armen ehrfurchtsvoll die dreifarbige Fahne ab, bringen sie in den Hof und stellen sich im Kreise um sie. Alle Republikaner kommen herab; durch die Religion der Gleichheit vereint, alle freudig herbeieilend, um ihr zu huldigen, alle wie's der Zufall giebt gereiht, sich mit der Erinnerung an andere Zeiten ermuthigend und die begeisternden Gedichte unserer republikanischen Sänger im Chor wiederholend. Einer der Mitfeiernden stimmt den Abschiedsgesang an, und bald erheben sich einmüthig alle Stimmen, um den Refrain nachzusingen. Man geht dann zu andern Freiheitshymnen über. Wie edel, wie erhaben, wie groß erscheinen sie dann! Der Patriotismus erwärmt sich, das Herz belebt und begeistert sich, die Seele erhebt sich... Nichts stört diesen Enthusiasmus!

Alle diesen starken und männlichen Stimmen, dieses Schweigen, dieser Ort, diese gepriesene, erhobene Freiheit, dieses Dabeisein der drei Farben, alle diese Männer, deren innrer Glaube überströmt, deren Ueberzeugung das Wort betont, und die Gelübde so fest und so durchbebend macht, alles dieses bildet eine rührende Feierlichkeit, eine Art Fest, wo die Hoffnung den Altar errichtet, einen Kultus, zu dem Jeder sein Ich als Opfer bringt!

Das ist schön! das ist groß!

Dann kommt die Parisienne, von der man einige Verse wegläßt.

Wenn man zu dem Verse kommt: Tambour von unsrer Brüder Leiche, entblößt Alles das Haupt. Der Takt wird langsamer, der Schmerz, ein wahrer und tiefer Schmerz, macht die Stimme sanfter und trauriger — denn von wie Vielen, die hier singen, sind nicht die Brüder im Juli gestorben! Wie Vieler Pulsschlag drängt, wie Vieler Stimme bricht, wenn sie sich an die drei großen Tage erinnern, und an diese zahlreichen Hinterlassenen, und an diese erloschne Glorie, und an diese erkältete Sonne, und an diese so plötzlich mit Füßen getretenen Hoffnungen!

Dann die Marseillaise und die letzte Strophe:

Der Vaterlandesliebe Feier
Bewaff'ne unsern Rächerarm:
Freiheit! o Freiheit so theuer!

Alles dieses wird aus tiefster Seele feierlich gesungen, und Jedermann kniect!

Ist die Hymne beendet, so geht der Fahnenträger im Kreise herum, Jeder küßt die drei Farben; dann steht man auf, die Fahne wird mit derselben Feierlichkeit zurückgebracht, und nicht lange darauf hört man unten in jedem Pavillon eine starke Stimme überlaut rufen: „Es wird geschlossen!!“ die Thüren rollen in ihren Angeln und Jeder geht heim.

Armand Marrast.

Der Journalisten=Lehrling.

In Revolutionszeiten, wo die Zeitschriften so vielen Einfluß auf die Gemüther haben, halt' ich's für nützlich, dem Publikum ganz einfach zu erzählen, wie ich aus Zufall Schriftsteller, und Journalisten=Lehrling aus Nothwendigkeit ward. Da die Begebenheiten meines Lebens nichts Romantisches an sich haben, so brauche ich meinen Lesern gar nicht erst zu sagen, daß mein Bericht bloß die reinste Wahrheit enthalten wird.

Man nennt mich Alfred von R***, und ich verdanke mein Dasein einer Gerichtsperson in der Stadt B***, die mir nach ihrem Tode einiges Vermögen hinterließ. Mündig geworden und von dem monotonen Leben in meiner kleinen Stadt gelangweilt, entschloß ich mich, ungeachtet der Vorstellungen meiner Mutter und aller meiner Verwandten, nach Paris zu ziehen. Durch die Lobeserhebungen meiner Freunde und die in

meiner Schulanstalt erhaltenen Preise noch dazu überzeugt, daß ich einst ein berühmter Mann werden müsse, und mir bloß ein großer Schauplatz fehle, um mich bekannt zu machen, brachte ich meine Angelegenheiten in Ordnung, oder vielmehr durch das Verlangen, das ich fühlte, eine große Rolle in der Welt zu spielen, in Unordnung. Ich verkaufte meine Besitzungen, und nachdem ich die Zukunft meiner Mutter nach ihren Wünschen gesichert hatte, machte ich mich auf den Weg in die Hauptstadt. Ich hielt mich für sehr reich, und war es auch in der That; reich nämlich durch mein Vermögen, aber noch mehr durch erworbene Kenntnisse und einen Vorrath von Eigenliebe, der allein schon all mein anderes Eigenthum übertraf.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich mich, als ich in Paris angekommen war, auf einen Fuß einrichtete, der meinem Vermögen und der großen Meinung, die ich von mir selbst hatte, angemessen war. Indem ich mir eine schöne Wohnung einrichtete und mich in einem eleganten Cabriolet fahren ließ, das ich für meine zukünftige Wichtigkeit als unentbehrlich ansah, dachte ich nicht im Geringsten an das, was noch kommen könne, sondern hielt mich für gesichert, in meinen Talenten die Mittel zu finden, diese Lebensart fortzusetzen, ja selbst noch zu erhöhen. Ehe ich jedoch daran ging, diese Talente wirken zu lassen, wollte ich erst den neuen Schauplatz kennen lernen, auf welchem ich mich zeigen sollte,

und besuchte daher wie billig, alle öffentliche Orte, wo die Glücklichen des Tages sich treffen müssen.

Nach den Ideen, die ich mir von Paris gemacht hatte, begegnete mir das, was allen neuen Ankömmlingen aus der Provinz begegnet: Nichts schien meiner Bewunderung würdig . . . die Opern-Tänzerinnen ausgenommen. Da man sehr zufrieden damit ist, seine Kräfte, ehe man daran denkt, in die vorgesetzte Laufbahn wirklich einzutreten, erst in einer niederern Region als diejenige, zu welcher man zu gelangen hofft, zu versuchen, so machte auch ich die Bekanntschaft einiger jungen Leute, die sehr viel dazu beitrugen, mich von gewissen Vorurtheilen aus der Provinz zu befreien, welche der Entwickelung meiner trefflichen Fähigkeiten ungemein schadeten. Unter der Leitung meiner neuen Freunde lernte ich meine Zeit mit jener epikuräischen Genauigkeit anwenden, nach der man glauben sollte, daß unser ganzes Leben bloß aus einigen Jahren bestehe. Ohne selbst zu wissen wie, in eine mehr liebenswürdige als strenge Gesellschaft eingeführt, welche mit dem Reize der Künste alle Annehmlichkeiten des Geistes verband, machte ich mir durch meine Heiterkeit und einige witzige Entgegnungen einen Namen darin. Auf diese Art drang ich in das Heiligthum mehrerer Theater. Ich hatte Stimme in dem komischen Sanhedrin; alle Dichter waren meine Freunde, und oft fanden sie an meiner Tafel nach dem Champagner Gedanken in mir, die werth waren, der

Nachwelt überliefert zu werden. Meinen heitern Scherzen, meinen Improvisationen, meinem ungeheuren Gedächtnisse sagten sie voraus, daß diese mich dazu bestimmten, ein Mann des Jahrhunderts zu werden; sie reizten meine Gleichgültigkeit, klagten über meine Trägheit, schworen bei allen Gottheiten unsrer Zeit, bei Moliere und Shakespeare, daß ich meinen Zeitgenossen die herrlichsten Genüsse und der Nachwelt meinen Ruhm entziehe, wenn ich diesem Vulkane, der in meinem Gehirn gähre, keinen Ausweg eröffne.

Alle meine Freunde meinten es so gut mit mir. Sie fanden so viel Vergnügen daran, bei mir zu speisen und mich zu ermuthigen, die literarische Laufbahn anzutreten, daß ich mich, um mich desto tiefer in die Mysterien der dramatischen Kunst zu versenken, für verpflichtet hielt, mit der zweiten Liebhaberin eines unserer großen Theater in ein inniges Freundschafts-Verhältniß zu treten. Ich werde dir, lieber Leser, von ihren Reizen, ihrem Geiste Nichts sagen; alle diese Damen sind in den Augen eines Liebhabers stets von der größten Vollkommenheit. Was mich aber am meisten bei dieser liebenswürdigen Person, als ich ihre schätzbare Bekanntschaft machte, entzückte, war der Gedanke, den auch sie schon von meiner zukünftigen Berühmtheit hatte. Kaum hatte ich in den Journalen und Revuen einige prosaische und poetische Bruchstücke erscheinen lassen, so sprach man schon von meinen zu erwartenden großen Werken.

Wie hätte denn also auch dieses junge Mädchen oder vielmehr diese junge Frau mich nicht schon beim ersten Anblicke bezaubern sollen? Durch sie erfuhr ich, daß ich ein großer Schriftsteller sei, daß meine Witzworte, meine flüchtigen Epigramme, meine boshaften Calembours in den Coulissen cirkulirten. Ein Heiligenschein von Ruhm umgab mich, und ich wußte es nicht, und nicht einen von seinen Strahlen war ich gewahr geworden! Nun aber konnte ich nicht mehr an dem ruhmvollen Loose zweifeln, das mir vorbehalten war. Mußte ich denn nicht, wo mir Alles von einer glänzenden Zukunft vorredete, die andere Zukunft in der Provinz aufgeben, die sich darauf beschränkte, eine Stelle in der Verwaltungs-Behörde zu erhalten, um auf der Weltbühne mit dem ersten Schritte eines großen Mannes zu erscheinen?

So sagte ich denn also allen alten Freunden meines Vaters, die mir nützlich werden konnten, Lebewohl. Einer meiner jungen Landsleute, den seine Talente bis zum Range eines Staatsrathes erhoben hatten und der mir die größte Theilnahme gezeigt, ward von mir auf die unhöflichste Art hintangesetzt. Ich beschränkte mich auf den engen Kreis meiner liebenswürdigen Künstler, und nahm, um mich in den theatralischen Kenntnissen zu vervollkommnen, die Bestreitung der Haushaltungs-kosten meiner Thalia des zweiten Ranges, der zärtlichen Bewundrerin der Werke, die ich noch schreiben sollte, über mich.

Da ich im Voraus gewiß war, ein berühmter Mann zu werden, so trieb ich's mit dem Arbeiten nicht gar zu heftig; ich begnügte mich damit, einige Ideen aufs Papier zu werfen, die zu einem Lustspiele bestimmt waren, das, indem es mich mit Einem Schwunge auf den Gipfel des Pindus tragen, auch zugleich meiner Geliebten den höchsten Ruf erwerben sollte. Denn eingestehen muß ich, daß, wenn auch meine schöne Freundin ihre Nebenbuhlerin durch Jugend und Schönheit besiegte, sie ihr doch an Talent sehr weit nachstand. Diese Nebenbuhlerin brachte sie aber zur Verzweiflung. Kurz, die Musen und die Liebe beschäftigten damals mein Leben aufs Anmuthigste, und wenn dieses Leben auch nicht das geregeltste war, so war es doch reich an Genüssen.

Endlich hatte ich das unsterbliche Werk beendigt, das man mit so vieler Ungeduld von mir erwartete. Die Bruchstücke, die ich den Schauspielern davon am Schlusse köstlicher Diners, die ich ihnen häufig gab, mittheilte, setzten sie in Entzücken. Nie hatte ihnen ein Vers noch so kräftig oder komisch geschienen, und ihre Lobeserhebungen, die ich für wohlverdient halten mußte, ließen mich im Voraus den vollen Rausch eines nahe bevorstehenden glücklichen Erfolgs ahnen. Endlich kam der große Tag der Vorlesung. Alle Schauspieler waren versammelt, um mir zuzuhören, und ich erschien vor ihnen mit der Zuversicht, welche die Gewißheit einer enthusiastischen Aufnahme gewährt.

Beim Eintreten überschaute ich den glänzenden Kreis, der mir zuhören sollte; glänzend sage ich, denn es kam mir vor, als ob alle diese Damen vom Theater sich mir zu Ehren mit den reizendsten Negligé's in Unkosten gesetzt hätten. Die Gesichter aller Personen, welche den komischen Areopag bildeten, hatten ein fröhliches Ansehen. Man konnte sie mit leckern Gästen vergleichen, die, da sie das große Talent des Kochs ihres Amphitryon in Voraus kennen, nur den Augenblick erwarten, sich zu Tisch zu setzen, um das volle Vergnügen einer köstlichen Mahlzeit zu genießen.

Im Augenblicke, wo ich mich anschickte, den mir bestimmten Platz einzunehmen, sagte mir jeder Schauspieler etwas Artiges über mein bereits anerkanntes Talent; die Damen warfen mir freundliche Blicke zu, und meine Prinzessin nahm eine um so triumphirendere Miene an, je verächtlichere Blicke ihre Nebenbuhlerin auf sie warf. Um meine Vorlesung minder ermüdend zu machen, drängten sich mehrere dieser Herren und Damen um mich. Einer stellte meinen Sessel so, daß ich mir nicht im Lichte säße, der Andere legte mein Manuscript auf dem Lesepulte in Ordnung, während eine zarte Hand Zuckerstückchen in dem Wasser herum drehte, das meine trocknen Lippen erfrischen sollte; kurz, ich war nur von kleinen Gefälligkeiten, Artigkeiten und Beweisen von Wohlwollen umgeben.

So fing ich meine Vorlesung an, und jener süßen

Unruhe, die so viele Reize für mich hatte, folgte schnelles Schweigen. Mein erster Akt schien keinen großen Eindruck zu machen, und an dem, was meine Geliebte auf einiges Zuflüstern antwortete: Aber meine Herren, ein erster Akt ist ja stets nur die Exposition; bemerkte ich, daß ich mich nicht geirrt hatte. Etwas niedergeschlagen begann ich den zweiten. Bei einigen ziemlich pikanten Zügen, welche Eindruck machten, faßte ich wieder Muth; aber es währte nicht lange, so ergriff Kälte die ganze Versammlung, und in der Mitte einer großen Tirade, die ich für vortrefflich hielt, hörte ich ein langes Gähnen, das mir nur zu sehr bewies, daß nicht Jedermann meiner Meinung sei. Doch nahm ich alle Kräfte zusammen, um die Schönheiten meines dritten Akts ihnen recht begreiflich zu machen; aber ich mochte schreien, gestikuliren und in meinem Geschäfte schwitzen, wie ich wollte: ein gewisses dumpfes Geräusch störte meine Vorlesung, und die Worte: O! wie lang das ist! wie albern! ich verstehe kein Wort davon! kamen mir von allen Seiten zu Ohren. Und nun die Frauen, die sich mit Späßchen die Zeit vertrieben! Eine schnitt ihrer Collegin ein Gesicht, die andere zog den kleinen Hund ihrer Nachbarin am Schwanze, damit er bellen solle; kurz, von der Artigkeit der Damen und dem unartigen Zerstreutsein der Herren ganz außer Fassung gebracht, sah ich grade vor mich hin. Was erblickte ich da? das ironisch lächelnde Gesicht der ersten Schau=

Schauspielerin in Charakterrollen, das mir durch seinen boshaften Blick ihren Triumph und mein Unglück ankündigte. Aufgebracht gegen sie, gegen mich, gegen alle Welt, rief ich aus: „Es thut mir sehr leid, meine Herren, daß Ihnen dieses Stück nicht gefällt, denn es ist ganz und gar nach Terenz.“ — „Mein Herr,“ antwortete mir darauf der erste Schauspieler, mit theatralischer Gravität; „wir finden viel Verdienstliches in Ihrem Lustspiele und lassen Ihrem Talente Gerechtigkeit wiederfahren; aber die Zeit des Terenz ist vorüber. Das Publikum amüsirt sich jetzt nicht mehr an einem feinen Scherze, an einer künstlich durchgeführten Scene. Es will jetzt kräftige Situationen, mehr groteske als komische Worte, mehr erotische als anmuthige Gemälde, kurz, etwas ganz Anderes als Ihre Arbeit. Daher rathen wir Ihnen als unserm Freund, als einer der künftigen Stützen der Bühne, dem Zeitgeschmacke nachzugeben und unsere modernen Meister durch Benutzung der Geschichte, von den Königen an bis auf die Scharfrichter, nachzuahmen.“ — Damit machte er mir eine tiefe Verbeugung, und dies war das Signal zum Abmarsch aller seiner Kameraden. Ich war von dem Staunen, das mir das Verlassenwerden von allen meinen guten Freunden verursacht hatte, noch nicht zurückgekommen, und begriff nicht, daß der Saal leer und nur meine junge Thalia noch bei mir zurückgeblieben sei, die mir aber

mehr die Miene einer aufgebrachten Frau als einer sanften Trösterin zeigte.

Als wir nach Hause zu ihr gekommen waren, fing meine theilnehmende Freundin, statt meine Traurigkeit zu verscheuchen, vielmehr Zank mit mir über Kleinigkeiten an. Ich glaubte zu bemerken, daß sie sich Mühe gebe, meine üble Laune zu vermehren, und dies stimmte mich, sie ziemlich ungestüm zu verlassen.

In meiner Wohnung dachte ich reiflich über meine junge Prinzessin nach. Ihre Veränderung hatte mich betroffen gemacht, und ich fürchtete mit Recht, ihre Leidenschaft für gute Rollen werde mir einen großen Theil ihrer Liebe kosten. Dies wollte ich am folgenden Vormittage, wo ich sie besuchte, ergründen. Wie groß war aber mein Staunen! Sie empfing mich mit allem Anschein der aufrichtigsten Freundschaft. Wir frühstückten zusammen, und nach dem Frühstücke scheute sie sich nicht, mit mir von dem gestrigen Vorfalle zu sprechen. Sie sagte mir, daß ihre Lage während der Vorlesung durch die triumphirende Miene ihrer Nebenbuhlerin höchst peinlich geworden sei. Sie versicherte mir, daß sie vor Verdruß geweint habe. Nun aber, nach allen diesen Gegenständen, die meine Wunden nur von neuem öffneten, richtete sie Fragen über meine Familie an mich. Sie schilderte mir den Schmerz, den meine Mutter empfinden würde, wenn sie höre, daß ich nicht auf der Laufbahn vorgeschritten sei, die meine Verwandten

mir vorgezeichnet. „Hoffen Sie nicht," sagte sie zu mir, „auf einem Wege Glück zu machen, von welchem die Natur Sie zurückzustoßen scheint. Man muß, um ein Lustspiel zu schreiben, eine Kenntniß der Welt besitzen, die Ihnen nicht gegeben ist. Auch bietet übrigens diese Laufbahn gar keine Aussicht zum Glücke dar. Und wenn Sie nun auch einmal nach vielen Anstrengungen dahin gelangen sollten, eine Art von Beifall zu erhalten, welche Vortheile würde Ihnen das gewähren? Wozu kann denn ein günstiger Erfolg führen, wie man deren so viele sieht? Zeigt sich in Ihrem Stücke nicht ein so außerordentliches Talent, daß Ihre Mitbewerber dadurch in Schrecken gerathen, so werden diese Ihnen zwar ganz ruhig vergönnen, sich dessen für den Augenblick zu erfreuen; die Schauspieler aber werden Ihnen dadurch, daß sie es nach einigen Vorstellungen wieder liegen lassen, beweisen, daß es in ihren Augen keinen Werth hat. Zieht dagegen Ihr Stück die Menge an und verspricht Ihnen Einkünfte, so werden die Journale alle Mittel gegen Ihren Triumph in Anwendung bringen und Ihr Leben durch die Qualen einer ungerechten und boshaften Kritik vergiften. Nein, mein Freund, setzte sie hinzu und ergriff mich bei der Hand, Sie müssen von heute an einen Weg verlassen, der Sie nur zu Schande und Elend führen kann, müssen in das so süße, so schätzbare bürgerliche Leben zurückkehren. O! wie sehr bedaure ich es, mit dazu beigetragen zu haben, daß Sie aus ihm

13*

herausgetreten sind. Aber es ist nie zu spät, wieder vernünftig zu werden. Geben Sie also ein= für allemal das Theater und die Aktricen auf, versenken Sie sich wieder in die ernsthaften Studien, denen Sie oblagen, ehe Sie mich kennen lernten, und werden Sie eines Tages durch Ihre administrativen Talente und schätzenswerthen Tugenden ein wackerer Hausvater und ein dem Vaterlande nützlicher Bürger."

Ich erstaunte über ihre lächerlich feierliche Rede und ihre so unerwartete Moral so sehr, daß ich nicht daran dachte, sie zu unterbrechen; als ich aber bemerkte, daß sie diesen bewundernswürdigen Wortschwall nur um deswillen an mich richte, um mir als Resultat desselben zu sagen, daß sie mich aufgebe, so brach ich auf einmal in ein lautes Gelächter aus, das sie aus der Fassung zu bringen schien.

„Aber, liebe Freundin," sagte ich zu ihr, „wozu denn so viele Umstände, um mir zu sagen, daß Sie mir den Abschied geben. Ei zum Henker! ich nehme ihn von Herzen gern an. Soll ich Ihnen die Wahrheit bekennen, so hatte ich schon am Zustande meiner Finanzen bemerkt, daß unser Bruch unvermeidlich sein werde. Wenn Sie mich denn also noch im Augenblicke unsrer Trennung in der hohen Würde, die Ihnen so vortrefflich läßt, mit einem bewundernswerthen Sermon traktirt haben, so müssen Sie wenigstens zugeben, daß Ihre Beredtsamkeit nicht sehr wohlfeil ist. Denn die Moral,

die Sie mir jetzt so plötzlich predigen, kostet mir, ohne Ihnen deshalb einen Vorwurf machen zu wollen, ungefähr 30,000 Franks. Ich fühle, daß ich nach Ihrer Ansicht diesen Abschied vollkommen verdiene. Ich weiß, daß Sie sich Nichts aus dem Gelde machen, sondern nur Ein Ziel haben, und dieses Ziel ist der Ruhm. Da Sie aber bloß dadurch zu diesem gelangen können, daß Sie sich dem Publiko in einem neuen Stücke bekannt machen, so verabschieden Sie mich, den unglücklichen Autor, um allen Gelehrten die Laufbahn zu eröffnen. Nun, meinetwegen denn! So mögen sie denn kommen und um denselben Preis nach Ihrer Eroberung streben; ich lasse ihnen das Feld frei, indem ich Ihnen ein ewiges Lebewohl sage." — Und damit machte ich ihr eine tiefe Verbeugung. Ich hatte mich in meinen Vermuthungen nicht geirrt. Acht Tage nachdem ich meine Schöne verlassen hatte, erfuhr ich, daß ein Melodramenschreiber mein Nachfolger geworden sei, der ihr zu gleicher Zeit eine Rolle in seinem Stücke und die Huldigung seines Herzens zu Füßen gelegt hatte.

Erzählen will ich dir's gar nicht, lieber Leser, wie viele Thorheiten derselben Art diesem ersten Verhältnisse folgten. In eine mehr belustigende als verständige Welt geschleudert, bewies ich durch mein Beispiel, daß es schwer sei, innezuhalten, wenn man einmal den Rand eines Abgrundes hinunter rollt. Nur ein einziges Laster mangelte mir noch, und es währte nicht lange, so lernte

ich es in seiner ganzen Abscheulichkeit kennen. Ich meine das Spiel. Diese Leidenschaft bemächtigte sich meiner mit noch stärkerer Gewalt, als es bei der Bühne der Fall gewesen war. Mit meinem ganzen Vermögen bezahlte ich die Einweihung in die neue Gesellschaft, die ich mir gebildet hatte. Völlig bereit, der Verzweiflung, mich ruinirt zu sehen, nachzugeben, zu stolz, um zu den Börsen meiner Freunde Zuflucht zu nehmen, stand ich auf dem Punkt, mein Leben selbst zu opfern. Als ich jedoch alle Begebenheiten dieses Lebens noch einmal die Musterung passiren ließ, sah ich, daß, wenn ich auch das Unglück gehabt hatte, mich wie ein Thor ins Verderben zu stürzen, man mich doch keiner entehrenden Handlung zeihen konnte. Ich bedachte, daß, wenn ich durch meine Schuld arm geworden sei, ich mit meinen Talenten mir ein neues Vermögen schaffen könne. Und jetzt faßte ich den großen Vorsatz, einen Roman zu schreiben, und darin unsere Sitten zu schildern.

Von diesem Gedanken ermuthigt, nahm ich die leider nur noch sehr unbedeutenden Trümmer meines Vermögens zusammen, und miethete in einer kleinen Gasse, im sechsten Stock, eine Wohnung. Da beschäftigte ich mich eifrig mit meinen Roman, und, Dank sei es den lachenden, oder leidenschaftlichen Ideen, welche meine Phantasie mir darbot: die Stunden des Tages, die mir sonst selbst in meiner Wohlhabenheit so lang wurden, vergingen mit der reißendsten Schnelle. Höchstens ent-

schloß ich mich dann, wenn die Nothwendigkeit mich zwang, neue Kräfte zu sammeln, meine Stube zu verlassen, um in der benachbarten Garküche ein bescheidenes Mittagsmahl zu verzehren. Endlich, nach sechs Monaten anhaltender Arbeit, oder vielmehr eines Vergnügens, das nur Gelehrte kennen, trug ich den Roman, der meine Fehler wieder gut machen und für mich eine Quelle des Ruhms und Vermögens werden sollte, zu einem öffentlichen Schreiber, der mir schon einige Abschriften gemacht hatte.

Ach, lieber Leser! wie ward ich auch diesesmal in meiner Erwartung getäuscht. Mehrere Buchhändler lasen mein Werk und wiesen es zurück. Sie fanden, daß mein Roman nicht für kräftige Männer geschrieben sei, daß er ihnen nicht jene lebendigen Gefühle einflößen könne, die sie in unsern modernen Theatern suchen, jene Gefühle, die jungen Männern unentbehrlich sind, welche in die Fußtapfen Bonaparte's und Robespierre's treten wollen

Was konnte ich diesen wackeren Buchhändlern antworten? Ihnen mußte man Vernichter des Menschengeschlechts schaffen, und ich lehrte ja nur unsere jungen Leute, sich nicht von den Geboten der Pflicht zu entfernen, die Unschuld nicht zu hintergehn und keinen Lohn für alle diese freiwilligen Opfer zu erwarten, als die Achtung ihrer selbst.

Dieser neue Kummer brachte mich zwar nicht zur Verzweiflung, aber er schlug mich so nieder, daß er für mich dieselbe Wirkung hätte haben können. Denn wenn ich mir nicht selbst den Tod gab, mußte ich erwarten, in meiner Dachkammer vor Elend und Schmach zu sterben. Ein Zufall verzögerte jedoch noch mein trauriges Ende. Der Schreiber, dem ich noch die Abschrift meiner Arbeiten schuldig war, kam und verlangte wie billig seinen Lohn. Da ich in diesem Augenblicke außer Stande war, ihn zu bezahlen, so bot ich ihm als Entschädigung dagegen an, für ihn zu arbeiten, und die Briefe und Aufsätze, die man bei ihm bestellte, abzufassen. Er nahm meinen Vorschlag an, und, Dank sei es dem Schönschreiber-Talente, das ich besaß, ein Talent, das für mich selbst zu verwenden ich stets unter meiner Würde geachtet: ich fand durch meine Schreibereien Lebensunterhalt, denn dieser brave Schreiber behielt nur einen kleinen Theil meiner Gebühren inne, um meine früheren Schulden damit zu bezahlen.

Diese für meine nothwendigsten Bedürfnisse ausreichende Hülfsquelle vermehrte sich nach und nach durch meinen Fleiß in Erfüllung meiner Pflichten. Freilich war ich nichts weniger als glücklich dabei; aber so bescheiden auch mein Gewinn war, fand ich doch endlich einen Trost darin, diesen nur mir allein zu verdanken zu haben, und ich fühlte zum erstenmale in meinem Le-

ben, daß das Brod, das man durch seine Arbeit erwirbt, nie bitter ist.

Eines Tages ging ich, als ich mein Bûreau verließ, in der Zerstreuung durch das Palais-Royal, das ich immer aus Furcht, einer meiner glänzenden Bekanntschaften dort zu begegnen, sorgfältig vermieden hatte. Aus Selbstgefühl floh ich sie. Mein mehr als einfacher Anzug würde ihnen meine traurige Lage nur allzusehr kundgegeben haben: ein schwarzes, so geschickt umgebundenes Halstuch, daß man glauben konnte, es sei nicht mehr Mode, Wäsche zu tragen, ein Hut, den der Mangel eines Regenschirms ganz mißgestaltet hatte, ein Paar Beinkleider und ein Kleid, welches die Gewohnheit, den ganzen Tag über mit mir zusammen zu sein, beträchtlich mitgenommen hatte, bildeten meinen ganzen Staat. Auch war es stets eine wahre Pein für mich, wenn ich über einen besuchten Platz gehen mußte. „Was soll aus mir werden?“ sagte ich mir: „wie werde ich bis über die Stirn erröthen, wenn ich das Unglück habe, von denen bemerkt zu werden, bei welchen ich durch die Eleganz meiner Kleider, durch den Geschmack meines Cabriolets den Ton angab, wenn mich jene Menschen sehen, die ich hundertmal durch die ausgesuchtesten Weine trunken machte, und die mitten in den Festen, die ich ganz unnöthig an sie verschwendete, sich meine Freunde auf Leben und Tod nannten?... O! wenn ich nur jetzt ihre Freundschaft in Anspruch nehmen wollte!... Ein kalter

Gruß, ein mitleidiger Blick wären der Lohn für meine Demüthigung... Nein, nein! lieber vor Hunger an einem Ecksteine sterben, als den Beistand dieser Egoisten anflehen, die das ausmachen, was man die große Welt nennt." Diese traurigen Bemerkungen machte ich, längs einer der Galerieen des Palais-Royal hingehend, als ich auf einmal nur zwanzig Schritte von mir entfernt einen jener intimen Freunde erblickte, die mir mein ehemaliges Vermögen erworben hatte. Er nannte sich Eduard von V***. Es ergriff mich, als ich ihn erkannte. Damit er mich nicht sehen sollte, ging ich in den Garten, und verbarg mich hinter einem Pfeiler. Ich glaubte schon, ihm entgangen zu sein, und freute mich darüber, als ich eine Stimme mir zurufen hörte: „Nun, Alfred, weshalb läufst Du denn so vor mir? Ich bin schon durch ganz Paris gerannt, um Dich einmal wieder zu erblicken. Haha! jetzt errathe ich's; unstreitig aus Stolz, weil Deine Garderobe nicht in dem besten Zustande ist. Wahrhaftig," setzte er hinzu, indem er mich vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete, „ich sehe wohl, daß Du bei Deinem Schneider keinen Kredit hast: das wundert mich, denn es ist ja sonst der gutmüthigste Spitzbube — aber dem wollen wir schon abhelfen. Sag' mir nur vor allen Dingen, was Du jetzt treibst?"

— „Nun denn! weil Du es durchaus wissen willst; ich verdiene täglich einen kleinen Thaler durch Abschreiben."

— „Nun wundere ich mich gar nicht mehr, Dich in einem so traurigen Aufzuge zu erblicken. Aber mir ist es auch nun vorbehalten, Dein Schicksal umzugestalten, wie ich es mit dem meinigen gethan habe."

— „Allerdings scheint es mir ganz anders zu sein, als es sonst war: die Eleganz Deiner Kleidung und Deines ganzen Wesens, ein gewisser Anstrich von Wohlhabenheit.. Hast Du etwa eine alte Tante beerbt? oder eine Terne im Lotto gewonnen?"

— „Nichts von alle dem, lieber Freund. Ich habe mich mit einem Kapitalisten verbunden, um eine Zeitschrift herauszugeben. Er hat das Geld dazu hergegeben und ich den Geist, und unser Journal ist außerordentlich geglückt. Gold regnet es in meine Kasse, Ansehn folgt ihm, die Gelehrten liebkosen mich, die Schauspieler zittern vor mir, die Schauspielerinnen machen mir den Hof und die Staatsmänner grüßen mich; kurz, ich bin ein Gewalthaber des Tages, und vor meiner erhobenen Ruthe fürchtet sich Groß und Klein. Es fehlte mir bis jetzt nur noch ein fähiger Mitarbeiter, um den Ruf meiner Zeitschrift aufrecht zu erhalten, und dieser ist nun gefunden. Du bist es, mein Freund; diese Ehre denke ich Dir zu. Du verdienst täglich bei Deinem Schreiber einen kleinen Thaler: wohlan denn! ich gebe Dir täglich zwanzig Franks, bis Deine Arbeit Dich würdig macht, an meinem Glücke Theil zu nehmen, indem Du Dir den Titel meines Associé erwirbst."

— „Aber besitze ich denn auch die Fähigkeiten, Dich zu unterstützen? Du weißt, daß mein Stück nicht angenommen worden ist."

— „O, ich weiß auch noch dazu, daß Du einen Roman geschrieben hast, den kein Buchhändler hat haben wollen. Aber eben deshalb ziehe ich Dich jedem Andern vor. Fürs Erste wirst Du bei Deinen Kritiken Dich daran erinnern, daß man Deine Arbeiten verachtet hat, und daher um so beißender bei Beurtheilung der Werke Deiner Nebenbuhler sein. Fürs Zweite besitzest Du aber auch ein außerordentliches Gedächtniß, Dein Geist neigt sich zum Epigramme hin, Du hast Dich mit allen und jeden Wissenschaften beschäftigt und kannst über Alles und noch dazu sehr gut sprechen. Ich hoffe, Du sollst nicht mehr an jenen Vorurtheilen aus der Provinz hängen, die wir Dir so oft vorgeworfen haben, sollst Dir Deine Gesichtspunkte nicht mehr durch die Worte: Recht, Vernunft und Anstand, verdunkeln lassen. Uebrigens wird Dich einiger Unterricht von mir und der Mitgenuß unserer Privilegien bald alle Vortheile unserer Lage einsehen lehren. Abgemacht also! Du verläßt Deinen Schreiber, ich setze Deinen Namen mit auf meine Zeitschrift, und mache Dein Glück, indem ich das meine vermehre. Aber apropos! ich speise heut mit unsern Gelehrten und meinem schwerfälligen Associé, da muß ich Dich doch noch heute der lustigen Bande vorstellen. Du sollst ein gutes Mittagsessen haben, das ver-

spreche ich Dir, und ich sehe es Deinem blassen Gesichte an, daß Dir das gelegen kommen wird. Du mußt Deine Lebensweise völlig ändern, und sollst mir, ehe drei Monate vergehn, ein eben so volles und blühendes Gesicht haben, wie das meinige.

— Ach Gott ja! Ich habe seit langer Zeit nicht ordentlich zu Mittage gegessen; aber ehe ich es wage, mich Deiner Gesellschaft vorzustellen, muß ich die Defekte meines Costüms, das der Zahn der Zeit sehr ansehnlich beschädigt hat, zuvor etwas verbessert haben.

— „O, daran hatte ich schon gedacht. Behüte mich Gott davor, Dich meinem Associé in diesem armseligen Aufzuge zu präsentiren! Mein Financier, der ein dummer Teufel ist, würde Dich in solcher mehr als bescheidenen Kleidung ganz sicher für einen Einfaltspinsel halten. Er ist überzeugt, und — mit Bedauern bekenne ich es — auch ich fange immer mehr an mit ihm gleich zu denken, daß man kein Mann von Verstand sein kann, wenn man nicht in sich selbst die Mittel gefunden hat, einen anständigen Rock zu besitzen. In einem Augenblicke sollst Du für ihn ein gemachter Mann werden. Wir sind gleichen Wuchses, und wenn ich Dich vom Kopfe bis zum Fuße werde ausstaffirt haben, wirst Du durch den Einfluß meiner Kleider auf einmal Deine Fröhlichkeit und boshafte Laune wieder erlangen." Als er dies gesprochen, nahm er mich unter den Arm, ließ mich mit in sein Cabriolet steigen, wir fuhren vor seine

Wohnung, gingen in seine Zimmer hinauf, die sehr elegant möblirt waren, und er ließ mir, nachdem er mir eine Stube eingeräumt, von seinem Bedienten alles zu meiner Toilette Nöthige bringen, indem er mir sagte, daß er mich um 6 Uhr in der Rotunde des Palais-Royal wiederzufinden hoffe.

Noch ganz betroffen von dem, was zwischen mir und Eduard vorgefallen, begann ich mich anzuziehn. Die Großmuth eines jungen Mannes, den ich nur immer für einen Freund gehalten, wie man deren Tausende in der Welt findet, hatte mich in Staunen gesetzt; denn ich glaubte selbst zu jener Zeit, wo mich das Glück völlig verließ, Beweise seines Egoismus erhalten zu haben. Mochte aber auch der Bewegungsgrund seiner Hoffnungen sein welcher es wollte, so trug ich doch kein Bedenken, seine Wohlthaten anzunehmen, weil ich die Aussicht hatte, sie eines Tages durch meine Arbeiten wieder zu vergelten.

Als meine Toilette beendigt war, staunte ich selbst über die Verwandlung, die sie in mir hervorgebracht hatte, indem es mir schien, als erwache ich zu einem neuen Leben. Meine vom Fasten etwas abgemagerten Züge verliehen meiner Physiognomie mehr Ausdruck und Feinheit. Ich begab mich nun, wie ich's Eduard versprochen, noch lange vor der mir angezeigten Stunde ins Palais-Royal. Ihn dort erwartend, spazierte ich mit jener frohen Miene umher, die mir die Zuversicht einer

glänzenden Zukunft gab. Ich wußte allerdings, daß man in dem Journale, an welchem ich mit arbeiten sollte, mehr Bosheit und Witz als Talent zu schreiben suche; doch tröstete ich mich selbst damit, daß ich bald Mittel und Wege finden würde, mich vor den übrigen Mitarbeitern auszuzeichnen. Eduard gestand ja selbst ein, daß ich hundert Kenntnisse besäße, die fast allen Schöngeistern abgingen. Unwillkührlich werden daher alle diese aus dem Alterthume entnommenen Ideen sich über die große Anzahl von Aufsätzen, die ich dem Publikum liefern werde, verbreiten, und wenn ich nur allen diesen veralteten Gedanken wieder einen neuen Anstrich zu geben verstehe, werde ich die Blicke der Menge bald auf mich ziehen. Mein Ruf erweitert sich, die Eigenthümer der großen Zeitschriften würdigen ihn und ernennen mich zu ihrem Mitredacteur. Habe ich nur einmal diese außerordentliche Ehre erlangt, so werde ich mein Benehmen auf diesem neuen Schauplatz noch mehr in Obacht halten. Mein Stil wird dem Charakter des Buchs, das man mir zu beurtheilen erlaubt, stets angemessen sein. Ich werde nicht gegen den Verfasser mit jener ironischen Bitterkeit verfahren, die in einer Kritik nur Mangel an Talent kund giebt. Ich werde die Fehler des Werkes mit Höflichkeit anzeigen, und die Schönheiten desselben mit Wärme und Ueberzeugung herausheben, und damit man mein Urtheil nicht beschuldige, daß es aus Furcht entstanden oder in der Sicherheit abgefaßt sei, welche

die Anonymität giebt, werde ich mich selbst nicht einmal hinter den Schleier eines Anfangsbuchstaben verbergen. Ich werde den Muth besitzen, Charles Nodier nachzuahmen. Wie dieser geschmackvolle Schriftsteller, dessen gerechte und treffliche Kritik stets in den Formen wohlwollender Höflichkeit sich zeigt, werde auch ich meinen ganzen Namen unterzeichnen. Habe ich mir nun auf diese Art in der Litteratur einen Namen gemacht, werde ich mich in die Politik werfen. Möge ich mich nun zur Parthei der Opposition oder des Ministeriums halten, so soll meine Polemik doch stets anständig und gewissenhaft sein. So kann ich wie die Fox, die Sheridan, die Canning, die Benjamin Constant, die Chateaubriand, auch meinerseits ein Machtgeber in der Journalistik werden. Schon ist mein Einfluß anerkannt; man sucht mich auf, kommt mir zuvor, schmeichelt mir, beruft mich endlich in die Deputirten-Kammer. Die Gewöhnung, über die höchsten Interessen zu sprechen, macht mir den glücklichen Erfolg als Redner leicht. Da mir kein Gegenstand fremd ist, entscheidet meine Ansicht allein alle Fragen ... und endlich beruft mich der König in den Staatsrath ... eine Ministerstelle ist erledigt ...

In diesem Augenblicke klopfte Eduard mir auf die Achsel und sagte: „Komm, lieber Freund, man wartet bei Véfour auf uns." Der Grausame entriß mich durch sein Erwecken allen meinen Ehrenstellen; aber ich trö-

ſtete mich darüber durch die Hoffnung, ein ſchmackhaftes Diner zu genießen, was mir ſeit ſehr langer Zeit nicht begegnet war.

Nicht lange, ſo fanden wir uns beim Traiteur zuſammen, wo ein ſchwelgeriſches Mahl unſer wartete. Mehrere junge Redactoren und unſer Geldmann bildeten nebſt Eduard und mir den ganzen Geiſt, oder vielmehr das ganze Perſonal der Zeitſchrift. Nachdem ich dem dicken Eigenthümer dieſes winzigen Blattes vorgeſtellt und von ihm ſehr wohlwollend aufgenommen worden war, was ich unſtreitig nur den Lobeserhebungen verdankte, die mein alter Freund an mich verſchwendete, ſetzten ſich die Gäſte fröhlich zur Tafel und benetzten die köſtlichen friſchen Auſtern mit Eis und Champagner. Die Unterhaltung drehte ſich nach einem kurzen Schweigen, das ſtets beim Beginn eines Mittagsmahles eintritt, natürlich um unſer Journal, die Zahl ſeiner Abonnenten und die Art von Skandal, den es in der Welt mache. Dann ließ man alle Aktricen der großen Theater die Muſterung paſſiren. Vor allen rühmte man die Talente der Mademoiſelle D**. — „Ich gebe es zu," ſagte einer der jungen Leute, „daß ſie viel Talent beſitzt; aber das ſoll mich doch nicht abhalten, Böſes von ihr zu reden, ſo lange ſie dem Geſandten von A*** angehört. Ich kann's nicht leiden, daß dieſe Demoiſellen in einer Zeit der Gleichheit noch ſolche ariſtokratiſche Gewohnheiten beibehalten. Auch dieſe vornehme Ter-

psichore sollte doch, wie billig, sich für das Publikum bestimmen." — „Du willst vielmehr sagen, für die Journale," entgegnete Eduard. „Wär' ich an Deiner Stelle, würde ich ihr wahrhaftig schon lange bewiesen haben, daß sie keinen Rigodon zu machen weiß. Ihr seid Alle noch alberne Kinder und versucht eure Sache nicht. Ihr wißt noch gar keinen Vortheil aus dem Zweige meiner Administration zu ziehen, den ich euch großmüthig überlassen habe. Glaubt ihr denn dadurch, daß ihr über die Theater Rechenschaft gebt, unser Landgut fruchtbarer zu machen? Ihr lobt nur immer, und eure Kritiken sind so furchtsam, daß sie die Leser gar nicht unterhalten können. Warum macht ihr's nicht wie ich, und nehmt euch ein Beispiel an mir? Als ich mich mit der vornehmen Welt ausschließlich abzugeben beschloß, wußte ich gleich, was ich alles für Pflichten dabei zu erfüllen haben würde, und ich kann es euch beweisen, daß seit kaum drei Monaten, wo ich in diesem reichen Schachte arbeite, ich die Zahl unsrer Abonnenten bedeutend vermehrt habe. Seht nur selbst, ob mir irgend Jemand entgehen kann! Ich habe schon drei Staatsräthe und fünf ministerielle Deputirte zu Schanden gemacht. Ich bin ihnen stets hinterdrein, ich lasse sie nicht zu Athem kommen, und obgleich meine Epigramme oft nur in Wortspielen bestehen, so komme ich doch immer wieder auf diese zurück, und verstehe sie auf so viele verschiedene Arten zu drehen, daß sie dem Leser stets wie neu erschei=

nen. — Die Kammern und die obern Verwaltungs-Behörden bieten mir einen unerschöpflichen Stoff dar. Im künftigen Monate werde ich die Minister wieder unter die Scheere nehmen. Habe ich sie einige Zeit her ruhig gelassen, so .. "

— „So geschah es (entgegnete schnell einer der Mitgäste), weil man Dir das Ehrenlegionkreuz versprochen hatte, das man Dir nun nicht gegeben."

— „O nein, nein! aus ganz andern Gründen; denn ich denke nur an das Interesse unsers Journals, und der Herr hier (er bezeichnete den Geldmann) muß selbst wissen, daß ich, seit er mich auf einen Antheil gesetzt hat, den Werth seiner Aktien ums Doppelte gesteigert habe."

— „Aber unsere Honorare hast Du nicht verdoppelt," sagte lachend ein anderer junger Mann.

— „Warum denn auch? In euern Theatern sucht ihr euch nur gute Freunde zu machen, und wenn es darauf ankommt, ein wenig zu beißen, findet man unter euch nichts als Lämmer. Werdet Löwen, zerreißt eure Beute, und ich will euch auch wie Löwen bezahlen."

Der Geldmann, der bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, fing nun an zu reden und stammelte in einem Französisch, wie es im Stamme Levi üblich ist: — „Herr Eduard hat Recht. Er allein versteht sein Handwerk. Er hat schon 10 bis 12 gute Namen zu Schanden gemacht, und die guten Namen, wo ich doch jeden zu

1000 Franks anschlagen kann, sind in klingender Münze in meine Kasse geflossen."

— „Alle Wetter!" rief ich, schon von allen den Weinen, die ich hatte versuchen müssen, halb betäubt aus: „die Ehre der Menschen trägt Etwas ein, und ich mache Dir mein Kompliment darüber, lieber Eduard, daß Du so guten Nutzen daraus gezogen hast, ohne daß es Dir Arm und Bein kostete."

— „O! was das betrifft," sagte er lachend, „so haben wir einen verantwortlichen Herausgeber, und alle diese kleinen Streitigkeiten gehen uns nicht das Geringste an.... Aber apropos, meine Herren! ich muß euch eine kleine skandalöse Anekdote erzählen, von der unser Journal wenigstens acht Tage lang sich nähren kann. Stellt euch vor, daß ich die junge Frau des der Regierung so ergebenen Staatsraths... wie heißt er denn nun gleich... Baron von... nun, der Name thut Nichts zur Sache, ich will ihn schon so deutlich bezeichnen, daß ihn Jedermann erkennen soll ... nun, diese kleine hübsche Frau, die stets die Augen niederschlägt, wenn ich sie auf eine gewisse Art ansehe, diese habe ich im Ambigu-Comique ganz allein in einer Loge mit einem jungen schönen schnurbärtigen Manne gesehn! Das Gitter war allerdings nicht heraufgezogen, das muß ich bekennen; aber darauf braucht man das Publikum nicht erst aufmerksam zu machen. Ich wußte, daß diese appetitliche Kleine allerliebste Konzerte gab, wobei unsre ersten Künstler spiel-

ten, und hatte also einen von diesen gebeten, mich ihr vorzustellen. Solltet ihr wohl glauben, daß sie ungezogen genug war, unter dem Vorwande, sie kenne mich nicht, mein Gesuch abzuschlagen? Alle Wetter! sie soll mich kennen lernen! sie soll mir diese Beleidigung theuer bezahlen!"

— „Aber bist Du auch sicher davor," sagte ich ernst, „daß die Ihrigen die Sache nicht hoch aufnehmen werden?"

— „O lieber Freund, wir unterzeichnen ja unsere Aufsätze nie, und dann haben wir auch, wie ich Dir schon sagte, einen verantwortlichen Herausgeber."

— „Wenn er alle eure Tollheiten verantworten soll, so muß das ein Mann sein, dem ihr schon vom ersten Tage an Invalidengehalt geben solltet."

— „Ich vergaß noch Eins," unterbrach mich Eduard. „Es ist mir heut früh, als ich die Oppositions-Journale las, ein köstlicher Gedanke eingefallen. Diese braven Männer der Bewegung benutzen jetzt den öffentlichen Nothstand: das will ich nachmachen. Dieser Nothstand kann für uns eine Goldgrube werden. In meinem nächsten Aufsätze stelle ich eine Vergleichung zwischen dem Mittagsessen des Armen und des Reichen auf."

— „Willst Du nicht, ehe Du anfängst," sagte ich ganz kaltblütig zu ihm, „noch von diesen gespickten Wildpretschnittchen kosten? sie sind ganz excellent."

— „Ich werde," rief Eduard erhitzt aus, „den elenden Handlanger darstellen, wie er, von seinen Anstrengungen

matt, ein mit Mühe erworbenes Stück schwarzen Brodtes verzehrt, von seinem Schweiße benetzt..."

— „Oder ist Dir lieber dieses Huhn mit Trüffeln gefällig? ich will Dir vorlegen." Er stieß aber meine Hand zurück, und sagte: — „Die Flügel ess' ich lieber als die Keulen," und fuhr dann fort...

— „Mit der ergreifendsten Beredtsamkeit will ich das Elend dieses Unglücklichen schildern. Darstellen will ich ihn, wie er auf dem Strohe liegt, während der Reiche ausgestreckt auf ein Flaumenkissen..."

— „Apropos! Deine Wohnung ist allerliebst; wer hat sie Dir denn so vortrefflich ausmöblirt?"

— „Darac," antwortete Eduard schnell; „sie kostet mich mehr als 15,000 Franks." Gleich aber wieder auf seine erste Idee zurückkommend, fuhr er fort: „Ja, meine Herren, ich werde diesen Arbeitsmann eben so unglücklich wie den Leibeignen des zwölften Jahrhunderts, noch mehr ein Sklav als dieser und viel beklagenswerther noch darstellen. Wenn er Sonntags, um von seinen schrecklichen Anstrengungen auszuruhn, es sich vergönnen will, ein Gläschen Wein zu trinken, muß er außerhalb der Barrieren gehn... und welchen Wein bekommt er da?"

— „O! gewiß nicht solchen, Eduard!' sagte ich, ihm die Flasche hinhaltend.

— „Aber so schenke doch voll!" entgegnete Eduard verdrüßlich.

— „Nein, nein, es ist genug. Sprechen wir lieber vom allgemeinen Nothstande. Schimpfen wir auf alle Menschen, die nur an sich selbst denken, beklagen wir den Armen, vertheidigen wir ihn gegen den reichen Rentier, den schwelgerischen Eigenthümer, der das Bedürfniß von zwanzig Unglücklichen in einer einzigen Mahlzeit verzehrt. Weihen wir alle jene schändlichen Reichen, die alle Nichts taugen, der Verachtung und dem Tode; aber bis wir sie unter der Schwere unserer beredten Censur erdrückt haben, bring' uns noch eine Flasche Champagner, Kellner! Gut Essen und Trinken und Feuer im Leibe! Ausgetrunken und wieder eingeschenkt!"

— „Ach der Spitzbube!" rief Eduard und wollte vor Lachen bersten; „er trieb seinen Spaß mit mir, und ich ward's gar nicht gewahr. Sagte ich's euch nicht, meine Herren, daß er würdig sei, einzutreten in nostro docto corpore? Ihr sollt ihn nur erst einmal bei der Arbeit sehen. — Aber jetzt müssen wir ein Ende machen. Ich muß Alfred im Theater als meinen Stellvertreter vorstellen, und es ist Zeit, daß wir uns dahin begeben." Auch trennte sich nun nach einer sehr vollständigen Orgie die Gesellschaft jetzt, die Köpfe noch etwas benebelt vom Weindunst und den philanthropischen Plänen, welche unsre ernsten Gespräche belebt hatten.

Nicht ohne Verwunderung sah ich Eduards Cabriolet vor dem Theater halten, das ehemals Zeuge meiner

Freude und meiner Schmach gewesen war. Augenblicklich fielen mir meine Liebesabenteuer und mein zurückgewiesenes Stück ein. Ha! sagte ich zu mir selbst, meine Herren von der Komödie, ich fasse euch also nun auch. Ihr habt mich bei verschlossenen Thüren verdammt, ich will euch jetzt öffentlich richten. Ja, ja, ich bin es, der euer Urtheil sprechen uud euch nach Herzenslust geißeln wird. — Eduard unterbrach mich in meinen Betrachtungen, um mir guten Rath zu ertheilen. Dazu nahm er einen so komischen Ernst an, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte. „Höre,“ sagte er mir, „bedenke die Wichtigkeit des Amts, das Du bei diesem Theater bekleiden wirst. Laß Dich nicht von der Koketterie der Schauspielerinnen noch von den Lobeserhebungen der Schauspieler verführen. Uebe Dein kritisches Geschäft mit Strenge, aber mit Gerechtigkeit. Bedenke, daß sich's um den Ruf als ein unbescholtener Mann und den Wohlstand des Journals handelt. Nur bitte ich Dich um recht viele Nachsicht für die kleine B.... Du kannst dagegen über Mademoiselle C... herfallen, so viel Du immer willst. Die Männer überlasse ich Dir alle. Was die erste Liebhaberin betrifft, so mußt Du ihr, da ich fast täglich bei ihr aus- und eingehe, stets die größten Lobeserhebungen spenden. Ja, ich habe es sogar mit ihr ausgemacht, und benachrichtige Dich also im voraus davon, daß das neue Stück, in welchem sie morgen spielen wird und über das Du urtheilen sollst, gut

gefun-

gefunden werden muß, mag es auch das Publikum aufnehmen, wie es immer will. Nun bist Du gehörig unterrichtet, fliege also, auf wessen Kosten es immer sei, zum Ruhme. Ach, noch ein Wörtchen. Du mußt mich nun hinter die Coulissen begleiten; da bitte ich Dich aber, nicht etwa durch Vertraulichkeiten, die Dich einmal in eine unangenehme Lage bringen könnten, Dein Ansehn zu compromittiren. Beobachte einen diplomatischen Ernst, und suche Dich viel mehr gefürchtet als geliebt zu machen." Nach diesen Worten traten wir in das Heiligthum, und er stellte mich den Schauspielern, die eben beschäftigt waren, als den geistvollen Mann vor, der künftig seine Stelle vertreten und sie auf ihrer Laufbahn leiten solle.

Ich kann Ihnen, theurer Freund, den Eindruck nicht schildern, den diese Nachricht auf die Herren und Damen machte. Alle runzelten die Stirn oder bissen sich auf die Lippen. Da sie aber aus Erfahrung wußten, wie groß die Macht eines Journalisten sei, so kamen sie sehr bald alle auf mich zu, und riefen mir unsere ehemaligen freundschaftlichen Verhältnisse ins Gedächtniß zurück. Kurz, sie brachten es durch ihre Liebkosungen und Schmeicheleien dahin, daß wir zuletzt als die besten Freunde von der Welt auseinandergingen.

Am Tage nach diesem Vorfalle stellte mich Eduard dem Hauptredacteur als einen Mitarbeiter vor, der das Recht habe, alle Artikel, die er veröffentlicht sehen wolle,

einrücken zu lassen. Auch mußte ich in der That noch an demselben Tage über das neue Stück berichten, das nicht das geringste Glück machte. Ob mich gleich Eduard davon unterrichtet hatte, daß er den Verfasser begünstige, verfaßte ich doch eine zwar vollkommen gerechte, aber zugleich sehr beißende Kritik über dasselbe. Das Epigramm war darin so vorherrschend, daß diese Beurtheilung völlig einer Rache ähnlich sah. Ach! ich erinnerte mich wider meinen Willen daran, daß man mein Stück zurückgewiesen, daß man ihm das meines Nebenbuhlers vorgezogen hatte, und daß dieser Nebenbuhler mein Nachfolger war.

Als ich diese Arbeit beendigt hatte, legte ich mich schlafen, und wachte erst am andern Morgen wieder auf, als ich plötzlich Eduard mit dem Journale in der Hand in mein Schlafgemach treten sah.

— „Was hast Du gethan? Du unseliger Mensch!" rief er mir zu. „Du hast ja auf unsere eignen Leute geschossen. Der Schriftsteller, den Du so fürchterlich und noch dazu unglücklicherweise mit so vielem Witze heruntergerissen hast, gehört ja zu unsrer Cotterie! Wir wollen seiner Litteratur Eingang verschaffen, und Du giebst da allen unseren Grundsätzen ein Dementi und wirfst unsere Pläne über den Haufen."

— „Wahrhaftig, lieber Freund, seine Art von Litteratur ist mir abscheulich vorgekommen, und das habe ich gerade heraus gesagt. Uebrigens sehe ich gar nicht ein,

welches Interesse unser Journal dabei haben kann, Absurditäten zu unterstützen?"

— „Wie? welches Interesse? Je nun, mein Gott, das, unsern Scherzen Abwechselung zu geben, um alle Tage pikant zu sein. Indem wir uns heut über die ehemalige Litteratur lustig machen, erwerben wir uns eine unerschöpfliche Quelle von witzigen Reden gegen die alten Akademiker. Wenn dies klassische Genre untergegangen sein wird und wir die neue Schule sehr hoch gehoben haben werden, machen natürlich die jungen Leute, aus denen diese besteht, wieder tolle Streiche anderer Art; sie treten unstreitig dann alle Regeln des gesunden Menschenverstandes mit Füßen, haben keinen Geschmack, keinen Anstand, keine Moral, und alsdann kehren wir die Waffen, mit welchen wir sie vorher vertheidigten, um gegen sie selbst. Das ist so gewiß wahr, daß ich nächster Tage schon die Feindseligkeiten gegen diese Bockslitteratur eröffnen werde."

— „Aber was soll denn aus alle dem werden? Da werdet ihr ja in Zukunft weder eine alte noch eine neue Litteratur haben."

— „Nichts weiter als die kleinen Tagsblätter werden wir haben, und weiter muß man auch nichts haben, um den Geist zu bilden. Das Genie, das bei unsern Redactionen Vorschriften ertheilt, hat einen noch viel höhern Zweck. Wir hoffen sogar alle diese alten Interessen, welche jetzt die Menschheit erregen, durch die Gewalt

des Lächerlichmachens zum Schweigen zu bringen. Was brauchen wir Konstitutionen? zu was eine Regierung? Wir begehren bloß allgemeine Bewegung unter den Menschen, die uns neue Züge zur Satyre darbieten soll. Ordnung und Vernunft brächten uns unfehlbar um. Weshalb wird unser Journal gesucht? Weil man darin Nahrung für die Leidenschaften findet. Jetzt verfolgen wir die Regierung, wir liefern alle Ministerielle der Verachtung; sobald aber die Aussichten den Männern der Bewegung nachtheilig werden sollten, dann, lieber Freund, werden wir flugs auf den rechten Weg wieder zurückkehren, bis irgend ein neues Ereigniß zum größern Vortheile unsrer Spekulationen uns wieder daraus vertreibt. Wir müssen Alles sagen und thun, um mehr Abonnenten zu haben. Die Abonnenten geben Geld, und in Zeiten wie die jetzigen braucht man bloß Geld zu haben, um angesehn und glücklich zu sein."

— „Aber bis jetzt hatte ich das Gegentheil geglaubt. Ich bildete mir ein, daß ein untadeliges Leben ...."

— „Ein untadeliges Leben ist keinen Pfennig Geldes werth."

— „Aber bei alle dem wird doch der Mann von Ehre, der sich selbst achtet ..."

— „Vor Hunger sterben, wenn er kein Geld hat."

— „Du hast also gar kein politisches Glaubensbekenntniß? denn irgend eine Meinung muß man doch haben,

und die Vernunft ist entweder auf der einen oder der andern Seite."

— „Sie ist stets da, wo das Geld ist."

— „Du setzest mich in Staunen! Ich hielt Dich für den eifrigsten Patrioten, selbst für ein wenig republikanisch ..."

— „Du kannst mich konstitutionell, Henriquinquist und Saint-Simonist nennen, wenn ich nur Geld dabei gewinne. Ach mein theurer Freund! was muß ich noch für Vorurtheile aus Deinem Kopfe ausjäten. Aber es soll mir schon gelingen, und ich hoffe, daß mein Schüler noch eines Tages seinen Meister übertreffen soll. Ob mir gleich der gestrige Arti el sehr ungelegen kommt, so giebt er mir doch die größten Hoffnungen für Dich. Wahrhaftig, ich selbst, der sich doch darauf zu verstehen glaubt, würde ihn nicht besser haben schreiben können. Und eben dieser Artikel bestimmt mich auch dazu, Dich an meinen geheimsten Arbeiten Antheil nehmen zu lassen. Daher nimm zuerst diese 20 Louisd'or, Du wirst sie brauchen, und am Ende des Monats rechnen wir ab. Ich sage Dir's nochmals: ich habe mir's zugeschworen, Dein Glück zu machen, und Du kannst mir das glauben, denn Du wirst uns mit dazu helfen, das unsrige zu machen, und wie Figaro sagt: mein Vortheil steht mir für den Deinen. — Jetzt zur Sache. Hier ist eine Liste von einigen Deputirten und mehreren Staatsmännern, die man in unsern nächsten Nummern

derb mitnehmen muß. Ich habe Bemerkungen zu jedem Namen gebracht, die Dir die Art anzeigen werden, wie man sie lächerlich zu machen hat. Dein Witz wird schon das Uebrige dazuthun. Uebrigens kommt's auch nicht darauf an, richtig, sondern nur, derb zu treffen. Adieu, mein theurer Alfred! ich habe Dich auf die Bahn zum Glücke geführt, jetzt hängt's nur von Dir ab, darauf fortzugehn...“ Mit diesen Worten verließ er mich ganz überrascht und sogar erschrocken über seine verhaßten Grundsätze und das Amt, das er mir zugedacht.

Nachdem er fort war, blieb ich voll Nachdenken stehn, und ich weiß selbst nicht, welches Gefühl in meinem Herzen herrschte. Aber ich war unzufrieden mit mir selbst. Es schien mir, als ob ich eine schlechte Handlung begehe, wenn ich das Geld annehme, das er mir darbot und das ich gewinnen sollte. Dieser Gedanke plagte mich den ganzen Tag über. Nach Tisch ging ich auf den Boulevards spazieren, um über die Art der Epigramme nachzudenken, die ich gegen mir gänzlich unbekannte Personen loslassen sollte. Vergebens suchte ich meine Gedanken auf den Gegenstand meines Nachdenkens wieder zurückzuführen; ein Gefühl, das ich nicht auszudrücken wußte, zog sie stets wieder davon ab. Es schien mir mit einem Worte, als ob man mich für eine schlechte Handlung bezahle. Indem ich mich nun so mit dieser Arbeit beschäftigte, führte mich der Zufall nahe an dem Hause meines Freundes, des Staatsraths, vor-

über, das ich seit der Zeit meiner Unglücksfälle und Thorheiten nicht wieder besucht hatte. An der Thür ergriff mich ein Herzklopfen, als Folge meiner Erinnerungen. Ich hatte für die Schwägerin meines Freundes, eine junge, allerliebste Person, die reinste und verschwiegenste Liebe empfunden. Errieth sie auch den Zustand meines Herzens, so hatte ich mir wenigstens nicht den Vorwurf zu machen, ihn ihr entdeckt zu haben. Ach! ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, war meine liebenswürdige Cäcilie die Ursache meines Unglücks geworden. Nach dem Bruche mit jener Schauspielerin, die mir so viel von Moral vorgeredet, hatte ich mich sehr oft im Hause meines Freundes eingefunden. Da man mein Unglück noch nicht kannte, und mich noch im Besitze eines großen Vermögens glaubte, so hoffte ich durch Begünstigung des Zufalls meinen ganzen frühern Reichthum wieder zu erwerben, und ward aus Liebe der ausgelassenste Spieler. Die Leser wissen schon, welches Resultat diese letzte Thorheit herbeiführte, und daß ich mich aus Schaam über mein Elend für immer von aller Gesellschaft entfernte.

Aber nun befand ich mich an diesem Abende dem Hause des Baron von B*** so nahe, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, Etwas von dieser Familie zu erfahren. Da ich so gut gekleidet war, daß ich mich überall vorstellen konnte, stieg ich ohne Weiteres die Treppe hinauf, und öffnete, als ich Niemand im Vor-

saale fand, um mich anzumelden, die Thüre des Salons. Welches Schauspiel bot sich da meinen Augen dar! Ich fand diese ganze theure Familie in Verzweiflung. Ein ehemaliger Militair, der alte Vater der Frau von B***, krank, gichtbrüchig, auf einen Lehnstuhl gefesselt, rief mit einer Art von Wuth aus: „Und ich sollte mich an diesem infamen Journalschreiber nicht rächen?“ — „O lieber Vater!“ entgegnete die junge Frau, „beruhigen Sie sich, ich bitte Sie; Sie werden sonst unsre Leiden nur noch vermehren.“

— „Ach, wenn mein Bruder hier wäre!“ rief die junge Cäcilie aus, indem sie mir näher trat; „er würde uns gewiß wegen dieser schändlichen Verleumdung rächen.“

— „O! liebe Schwester! was sprichst Du von unserm Bruder! Wie? wolltest Du sein Leben den Verleumdern preis geben?“

— „Aber, wovon ist denn die Rede?“ fragte ich nun meinerseits.

— „Da, lesen Sie!“ entgegnete Cäcilie, indem sie mich in eine Ecke des Zimmers zog. „Wir sind nicht auf dieses abscheuliche Journal abonnirt, aber aus recht raffinirter Bosheit hat man die Frechheit gehabt, uns diese Nummer zuzuschicken, damit wir ja den Schlag erführen, den man gegen uns gewagt hat.“ Sie zeigte mir nun ein Journal, und ich erkannte auf der Stelle das, bei dem ich mich mit hatte anstellen lassen, ja, die-

selbe Nummer, die auch meinen Aufsatz über das neue Stück enthielt. Ach! könnte ich euch doch, liebe Leser, meine Verwirrung, meine Schaam beschreiben!... Ich zitterte, indem ich das Journal Cäcilien aus der Hand nahm; die Röthe stieg mir auf die Stirn, und ich bin überzeugt, daß jede andere Person als ein junges Mädchen mich für den Strafbaren selbst würde gehalten haben. Als ich den verworfenen Artikel gelesen hatte, der diese ganze Familie in Schmerz versenkte, erkannte ich sogleich den Verfasser. Ich erinnerte mich an die Rache, welche Eduard einer achtbaren Frau zugedacht, die ihm keinen Zutritt zu ihren Konzerten hatte verstatten wollen. Jetzt ergriff mich ein so heftiges Zittern, meine blassen Lippen bewegten sich mit einem solchen Ausdrucke des Zorns, daß das junge Mädchen davor erschrak, und mit den Worten zu ihrer Schwester eilte: „Ach, liebe Schwester, halte ja Alfred zurück; ich sehe schon, was er thun will.“ Ich aber stammelte mit einer durch alle die peinlichen Erschütterungen, die ich fühlte, schwankenden Stimme: „O, Gattin meines Freundes! gute, achtungswerthe Frau! ich maße mir alle Rechte eines Bruders an, und Sie sollen gerächt werden.“ Dies sagend, verschwand ich mit einer solchen Schnelle, daß mich Niemand zurückhalten konnte.

Ich durcheilte den Zwischenraum von diesem zu Eduards Hause mit der Raschheit eines Menschen, der

den Verstand verloren hat. Ich mußte allen Personen, die mir begegneten, wahnsinnig vorkommen, so sehr regte mich der Zorn auf. O! wenn ich nun vollends überlegte, daß ich darein hatte willigen können, der Mitgenosse eines solchen Menschen zu werden, so ergriff mich eine wahre Wuth. Ich komme endlich in Eduards Hause an. Ich wußte wohl, daß ich ihn nicht finden würde, denn um diese Zeit war er nie daheim; ich wollte aber dort erfahren, wo ich ihn treffen könnte. Sein Bedienter, den ich deshalb befragte, sagte mir, daß er nicht wisse, wo sein Herr gespeist habe, und daß er nicht glaube, daß ich ihn heut in irgend einem Schauspielhause treffen werde. Nachdem ich nun einige Zeit darauf gewendet, mich von meiner Unruhe etwas zu erholen, ergriff ich den klügern Entschluß, nämlich den, meinem würdigen Freunde folgenden Brief zu schreiben:

„Mein Herr!

Ich komme zum letzten Male zu Ihnen und dies mit dem höchsten Unwillen.

Als ich Ihren Vorschlag annahm, Mitarbeiter an Ihrem Journale zu werden, zog ich mehr die unglückliche Lage in Betracht, in welche mich meine Tollheiten gestürzt hatten, als die Art der Arbeit, zu welcher Sie mich bestimmten. Bis heute hatte ich in Ihrer litterarischen Unternehmung nur ein geistreiches und leichtes Mittel erblickt, die Moral und den guten Geschmack

dadurch zu rächen, daß man die Bösen bessere und die Thoren lächerlich mache. Jetzt aber stellt sich mir Ihr Journal unter einer ganz andern Ansicht dar. Es ist jetzt nur noch das verrätherische Echo einer Parthei, nur eine Niederlage von Beleidigungen, Lügen und Verleumdungen. Sie haben Ihre heitern Beschäftigungen aufgegeben, und wenn Sie noch manchmal die Narrenkappe schütteln, so geschieht es bloß, um die Klagen Derer, die Sie unglücklich gemacht haben, zu übertäuben. Statt des Pfeiles des Epigrammes bedienen Sie sich eines glühenden Eisens, Sie stechen nicht mehr, Sie erdolchen; Nichts ist Ihnen heilig, weder Rang, noch Geschlecht, noch Alter. Dienste, dem Vaterlande geleistet, sind vergessen, der edelste Charakter wird auf das Feigste beleidigt; wagt Ihr es nicht, die Ehre anzugreifen, so erniedrigt Ihr die Person und straft das Unrecht der Natur, indem Ihr derselben ihre Häßlichkeit vorwerft; Ihr drängt Euch in die Familien ein, und verleumdet selbst die Frauen... Kurz, Ihr begeht Alles, was das Gesetz verbietet, und thut dies auf die feigste Art und Weise... Denn Ihr schützt Euch durch den Schleier der Anonymität und die Furcht, welche stets ein rechtlicher Mann hegt, sich mit Elenden einzulassen.

Ich weiß, mein Herr, daß diese Art zu sprechen Sie aus meinen Munde überraschen wird. Sie haben stets in mir nur den lustigen Mitgenossen Ihrer Thor-

heiten erblickt, und bei Ihren Orgien, weil ich mich einer natürlichen Fröhlichkeit überließ, und im Gespräche mit Ihnen auf ein Epigramm durch einen satyrischen Ausfall antwortete, sich eingebildet, daß in meinem Herzen weder Moral noch Rechtlichkeit wohne. Davon überzeugt, haben Sie zu sich selbst gesagt: Wir wollen diesen Menschen von Geist durch einige Kleidungsstücke und Thaler erkaufen, und ihn dazu brauchen, die rechtlichsten Leute der bürgerlichen Gesellschaft zu verderben, zu beschimpfen, zu entehren. Sie haben an mir also gehandelt, wie ein Räuberhauptmann, der, wenn er einen jungen unglücklichen Neuling unter seine Bande aufgenommen hat, ihn befördert, unterrichtet, bewaffnet, und dann zu ihm sagt: Geh' jetzt und raube unter meiner Leitung auf der Landstraße.

Erzürnen Sie sich nicht über diese Vergleichung, mein Herr; denn ich stelle einen Straßenräuber noch weit höher als Sie. Dieser setzt wenigstens sein eignes Leben bei dem Angriffe aufs Spiel, und man kann sich vor ihm durch Vorsichtsmaßregeln und indem man nicht bei Nacht reiset, schützen, auch nimmt uns der Räuber bloß unser Gold ab; Sie aber, Sie greifen uns an der Ehre an. Vergebens sagen Sie mir, daß das Gesetz uns vertheidigt; nein, das Gesetz bestraft nur den Verleumder, aber die Spur der Wunde kann es nicht verwischen, und selbst dieses Gesetz beschützt uns auch

so wenig, daß, wenn man es auffordert und es in Wirksamkeit tritt, es zu einem neuen Angriffe gegen die Ruhe des Opfers wird.

Sie fragen mich, was denn die Ursache meiner so plötzlichen Veränderung der Ansicht über Ihr Journal und des beleidigenden und herausfordernden Tones dieses Briefes sei? Diese Ursache verdanken Sie dem glücklichen Zufalle, der mich vor dem Abgrunde gerettet hat, in welchen Sie mich stürzen wollten, indem er mir eins von den Verbrechen enthüllte, welche Sie alle Tage begehen .. Bei dem Worte Verbrechen sehe ich Sie lächeln.... Wie? also Späßchen, neckende Auslegungen, ein epigrammatischer Zug gegen den Herrn oder jene Dame wären Verbrechen? Ja, antworte ich Ihnen; denn Ihre neckenden Auslegungen können Mißtrauen in einen Hausstand, Verzweiflung in eine Familie schleudern, und schon dies ist ein Verbrechen, das zur Rache auffordert. Wo es aber Rache giebt, giebt es oft auch Tod, und wo es Tod giebt, giebt es auch Verbrechen.

Die Folge meines Briefes wird Ihnen dieses beweisen. Sie haben eine Dame verleumdet, welche Sie nicht kennen, deren Mann Ihnen mißfällt, weil er nicht Ihre augenblickliche politische Ansicht theilt; denn Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie diese nach den Umständen wechseln; doch was sage ich, Sie haben keine bestimmte Ansicht über Etwas, oder Sie haben vielmehr

nur eine einzige, die nämlich, sich Geld zu erwerben, und um dahin zu gelangen, scheinen Ihnen alle Mittel gleich gut.

Doch ich komme auf Ihre Verleumdung der achtungswerthen Frau von B*** zurück. Sie können nicht leugnen, daß Sie der Verfasser derselben sind; denn bei dem Mittagsessen in der Restauration haben Sie, ohne Ihr Schlachtopfer zu nennen, alles Ueble, das Sie diesem zufügen wollten, im voraus angezeigt. Freuen Sie sich also, mein Herr! alle Ihre Pfeile haben getroffen. Ich habe die Familie der Frau von B*** in Verzweiflung gefunden; ich habe über Ihr Haupt die Verwünschungen eines alten unvermögenden Kriegsmannes herabstürzen hören. Ich habe eine unbescholtene Frau Thränen wegen des Eindrucks, den ein solcher Angriff auf ihren Ruf im Publikum hervorbringen würde, vergießen sehen.

Sie haben sich unterfangen, in Ihrer letzten Nummer zu sagen, daß Sie in einem der kleinen Boulevard-Theater Frau von B*** allein mit einem schönen jungen Schnurbarte im Hintergrunde einer vergitterten Loge versteckt gesehen hätten. Sie haben diese Verleumdung mit allen den Bemerkungen unterstützt, welche den Verdacht des Publikums erwecken können, und mit allen jenen Witzworten, welche einen Ehegatten zu demüthigen und an seiner Ehre zu kränken im Stande sind,

verbrämt. Kurz, Sie haben, um Ihrem politischen Hasse und Ihrer Empfindlichkeit gegen Frau von B*** genug zu thun, das Schlechteste und Niedrigste nicht gescheut. Nun denn! mein Herr, so urtheilen Sie nun: dieser junge schöne Schnurbart ist der leibliche Bruder der Frau von B***.

Sie sind gewiß überzeugt, daß, wenn dieser Bruder nicht zu seinem Corps hätte zurückreisen müssen, daß, wenn er noch in Paris wäre, er Sie wegen dieser Beleidigung zur Rede stellen würde. An seiner Statt will daher ich diese Pflicht erfüllen. Die Achtung, welche mir diese treffliche Familie schenkt, die Anhänglichkeit und Verehrung, die ich für dieselbe hege, machen es mir zur Pflicht, sie zu rächen, und ich will sie rächen. Dies heißt so viel, als Ihnen versichern, mein Herr, daß es entweder Ihr Leben gilt oder das meine.

Bis dahin aber, wo Sie mir Stunde und Ort zu unserm Zweikampfe werden bestimmt haben, eile ich zu dem Herausgeber des Journals, um in Ihrem Namen die schändliche Beleidigung zu widerrufen, die Sie sich haben zu Schulden kommen lassen. Ein trauriges Mittel, welches das Uebel, das Sie anstifteten, nur zur Hälfte wieder gut machen wird.

Ich brauche wohl jetzt nicht erst hinzuzusetzen, daß ich auf die abscheuliche Beschäftigung, zu der Sie mich bestimmten, Verzicht leiste... Ich kann es zwar wohl

leiden, daß man in der Litteratur geistreich und witzig sei; aber nie werde ich begreifen, wie ein rechtschaffner Mann darein willigen kann, das schändliche Handwerk eines Journalisten zu treiben, der aus Interesse feig, boshaft und verleumderisch wird.

Ehe ich Ihr Zimmer verlasse, lege ich in ein Schubfach Ihres Büreau's das ganze Geld nieder, das Sie mir vorgestreckt haben. Ich entledige mich selbst der eleganten Kleider, mit denen Sie mich bedeckten. Ich nehme meine Lumpen und mein Elend wieder, und kehre zu meinem Schreiber zurück. Dort, mein Herr, erwarte ich Ihre Antwort. Sie wird, wie ich hoffe, dem Wunsche nach Rache, der mich entzündet, angemessen sein. Sie werden mir entweder diese Genugthuung, welche Sie mir schuldig sind, zugestehen, oder Alles von meinem Hasse und meiner Verachtung gegen Sie zu fürchten haben."

Diesem Briefe folgte von dem feigen und erbärmlichen Eduard bloß folgende Antwort:

„Armer Alfred! wie beklage ich Dich! Mit Deinen Grundsätzen mußt Du im Hospitale sterben. Was die Folgen der Irrthümer betrifft, die sich in mein Journal eingeschlichen haben können, so halte Dich, wenn Du willst, an den verantwortlichen Herausgeber desselben.

Eduard."

Von so vieler Erbärmlichkeit betroffen, verschob ich den Besuch, den ich ihm zudachte, bis zum folgenden Tage; an diesem Tage aber noch änderte das unerwartetste Ereigniß plötzlich mein Schicksal. Ein Gelehrter von Ansehn im Staate, dem ich vor Zeiten ein wichtiges Geschichtswerk abgeschrieben und ihn dabei durch eine besondere Note auf einen großen Irrthum aufmerksam gemacht hatte — es handelte sich nämlich um eine Thatsache, die er bejahte, und welcher doch von zwei gleichzeitigen von mir citirten Geschichtschreibern widersprochen ward — ist der Gründer meines gegenwärtigen Glücks geworden. Dieser treffliche Gelehrte, dem die Wichtigkeit meiner Bemerkungen eingeleuchtet hatte, ließ mich ersuchen, zu ihm zu kommen.

Ich eilte, seiner Einladung zu folgen. Nachdem er sich lange mit mir unterhalten und ich ihm die Geschichte meines Lebens erzählt hatte, billigte er mein Benehmen gegen Eduard. — „Aber, lieber Freund," setzte er hinzu, „Sie müssen auch wegen einiger Menschen, welche das nützliche Geschäft eines Journalisten verunehren, nicht zu streng von allen denen denken, die an periodischen Blättern arbeiten. Wie fast alle Gelehrte, habe auch ich meine Laufbahn damit begonnen, in Journalen zu schreiben, und stets die trefflichsten Männer zu Nebenarbeitern gehabt. Fast alle sind meine Freunde geworden, und so können sie auch die Ihren werden. Ich will den Arbeiten derselben an einem Blatte, das der allgemeinsten

Achtung genießt, auch Sie zugesellen. Da sollen Sie Ihre Talente bekannt machen, und die Anstellung verdienen, zu welcher ich Ihnen vielleicht bald behülflich sein kann. Diese Anstellung wird, indem Sie Ihnen Ansprüche auf die Hand Ihrer Cäcilie giebt, Ihnen auch zugleich beweisen, daß ein junger Mensch mit einem gebildeten Geiste und redlichen Herzen durch Liebe zur Arbeit bald alle Fehler seiner Jugend wieder gut machen kann."

Alexander Duval.

Konstantinopel und Paris.

Von Michaud und A. Bazin.

Note des Herausgebers.

Die Gegenstände dieses Werkes sind nicht so streng auf Paris und seine Umgebungen beschränkt, daß sich dasselbe nicht erlauben dürfte, einige, selbst ziemlich weite Ausflüge zu machen, vorzüglich, wenn das Resultat einer solchen Reise einen Vergleichungspunkt oder einen Stoff zu Kontrasten mit unsern Sitten und unsrer Civilisation darbietet. Als wir Herrn Michaud baten, seinen Namen denen der Schriftsteller mit anzureihen, die sich zu unserer Unterstützung entschlossen, wußten wir sehr wohl, daß der Geschichtschreiber der Kreuzzüge bei seiner Rückkehr von seiner orientalischen Reise alle seine Zeit dazu anwenden würde, alle seine Erinnerungen an diese neue

Pilgerschaft zu sammeln, zu welcher ihn die Religion der Wissenschaft begeisterte, und die man den Kreuzzug des Geschichtschreibers nennen könnte. Wir achteten diese ehrenvolle Beschäftigung des gelehrten und gewissenhaften Mannes zu sehr, um es zu versuchen, ihn derselben zu entziehen, hofften aber, daß wir aus diesen Studien selbst, die ihn jener Bewegung der Leidenschaften, unter denen er jetzt ausruhen will, entfremden, einen interessanten Beitrag erwarten dürften. Jetzt hat denn auch Herr Michaud die Güte gehabt, uns einen Brief aus Konstantinopel mitzutheilen, den er an einen seiner jungen Freunde geschrieben, und worin er die vorzüglichsten Monumente dieser Stadt beschreibt. Wir würden unsern Lesern nun selbst das Geschäft der Vergleichungen und Betrachtungen überlassen haben, welche dieses Gemälde erweckt, wenn wir in der Briefsammlung des Herrn Michaud, deren Einsicht er uns verstattete, nicht eine Antwort auf diesen Brief gefunden hätten, eine von Paris aus geschriebene Antwort, die uns die nothwendige Zuthat schien, um der Aufschrift zu entsprechen, welche wir diesem Kapitel gegeben haben.

Ladvocat.

Konstantinopel.

An Herrn Bazin.

Pera, am 1. Oktober 1830.

. . . .
. . . .

Um Konstantinopel in seiner ganzen Ausdehnung mit Einem Blicke zu übersehen, bin ich mehrere Male auf den Thurm des Seraskiers gestiegen. Die Treppe dieses auf dem dritten Hügel erbauten Thurmes hat 84 Stufen. Von da aus überblickt man die ganze Stadt, wie wir sie vor einigen Jahren im Panorama gesehen haben. Ich könnte Ihnen hier alle Punkte anführen, die man von weitem erblickt, wie den Bosphorus von Thracien, das Meer von Marmora, das schwarze Meer, den Olymp u. s. w. Da ich Ihnen aber keine genaue Vorstellung von diesen allen geben und sie Ihnen nicht so wieder hinstellen kann, wie ich sie erblicke, so verschone ich Sie

mit meiner Geographie, und Sie sollen hier kein Namenregister erhalten, das weder Ihrer Einbildungskraft noch Ihrem Verstande Etwas gewähren könnte.

Die Hauptstadt des Ottomanischen Kaiserreiches gleicht keiner Hauptstadt in Europa, und bietet überhaupt kaum den Anblick einer großen Stadt dar. Ich glaube vielmehr ein weites Feld mit zusammengehörenden Dörfern und Burgen zu erblicken; roth, grün, grau und weiß gemalte Häuser, Kirchhöfe mit Cypressen bepflanzt, weit ausgedehnte Räume, wo man nur rauchende Trümmer und von Feuerbränden geschwärzte Mauern sieht, prachtvolle Moscheen mit ihren Kuppeln mit Bleiplatten bedeckt, Minarets, die sich wie Dorfkirchthürme in die Luft erheben, Gärten und unangebautes Land um große Gebäude her: Alles dieses zusammen bietet einen Anblick dar, von welchem ich mir keinen Begriff hätte machen können, bis es nun meine Augen selbst gesehen haben. Fügen Sie nun diesem Gemälde noch die Abwechselung des Bodens auf den sieben Hügeln hinzu, einen unermeßlichen Hafen, mit Schiffen aller Nationen bedeckt, das Meer von drei Seiten und den schönen Himmel des Orients, so haben Sie einen Stoff zur Bewunderung, den weder die Zeit noch die Türken zerstören können. So verdankt allerdings Konstantinopel alle seine Vortheile und alle Herrlichkeit seiner Lage der Sonne, die es bescheint, den Gegenden und Gewässern, die es umgeben. Dies sind Wunderwerke, die das Genie des Menschen nicht her-

vorbringen kann. Man erkennt dort nicht das Werk derjenigen, welche Steine aufeinander thürmen oder in lange Reihen stellen, aber wohl die Wunder der Natur und der Schöpfung.

In dieser unordentlichen Masse von Gebäuden und Häusern erblickt man nur wenige Bauwerke, die es verdienten, abgesondert betrachtet zu werden. Das Einzelne ist unbedeutend und Nichts daran fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers. Das Majestätische liegt im Ganzen und in der Verschiedenheit der Gegenstände. Wenn wir durch eine Straße gehen, bemerken wir bloß ein schlechtes und kothiges Pflaster, enge und unreinliche Gewölbe, schlecht gebaute Häuser, fast niemals aber ein Denkmal, das unsere Blicke auf sich zu ziehen verdiente, die großen Moscheen und einige schöne Springbrunnen ausgenommen. Stellen wir uns aber auf einen höhern und offnen Punkt, so sehen wir nur hinreißende Gemälde. Will man den Anblick Konstantinopels genießen, so muß man nicht um sich her blicken. Befinden Sie sich zu Pera, so müssen Sie nach der Seite des Serails, nach der Küste von Scutari hin schauen. Sind Sie in der Kaiserstadt, so blicken Sie auf das Viertel von Galata, die Hügel des heiligen Demetrius und Eyups und auf den lebensvollen Kanal des Bosphorus. Alle Orte, die sich uns in einiger Entfernung zeigen, fesseln unsre Aufmerksamkeit. Wohin Sie sich auch nur wenden mögen, vermehren sich die Aussichten; neue Scenen stel-

len sich unsern Augen dar, wir erblicken mit jedem Momente einen neuen Horizont, wir schreiten, umgeben von allen Täuschungen der Optik, weiter. Dieser Schönheiten wird man nicht müde, denn man erblickt sie nie in der Nähe, und wenn Sie sich nun auch einem Gemälde nähern, das Sie entzückte, so findet sich dieses Gemälde schon durch andere ersetzt, die sich in der Ferne zeigen und Sie eben so entzücken. Gleichen alle diese Wunder, welche verschwinden, wenn man ihnen nahe tritt, und die die Zierde einer noch barbarischen Stadt sind, nicht ein wenig der Hoffnung, welche stets in die Zukunft flieht und uns in Mitten des Elends der Gegenwart von weitem zulächelt? Sind sie nicht viel mehr noch das Bild jener himmlischen Haine, jener phantastischen Gärten, jenes Paradieses der Türken, von unsrer groben Erde aus angesehen? Wie Sie sehen, theurer Freund, kann ich auch moralisiren, und ich hoffe, daß Sie in dieser Geistesstimmung die erste Wirkung des schönen Schauspiels erkennen sollen, das ich vor mir habe.

Sobald Reisende in Konstantinopel ankommen, besuchen sie sogleich die Sophienkirche. Wir haben von da aus unsre Spaziergänge in der Kaiserstadt angefangen. Diese Kirche ist tausendmal beschrieben worden. Von Konstantin erbaut, zur Zeit des Anastasius von einer fanatischen Sekte niedergebrannt, durch Justinian wieder hergestellt, ist dieser berühmte Tempel bald dem Kultus der Katholiken, bald dem der Griechen, zuletzt

dem des Propheten der Araber geweiht gewesen. Die Ausbesserungen, die er erlebt, die Zusätze und Aenderungen, die man an ihm gemacht hat, verleihen seinem Aeußern etwas Derbes und Schweres, das mir nicht verstattete, die eleganten und ätherischen Formen wiederzuerkennen, welche Geschichtschreiber und Antiquare ihm leihen. Wir wären gern ins Innere der Kirche eingedrungen, aber ohne einen Firman des Großherrn ist dies nicht erlaubt, und diese Firmans giebt man nicht gern, besonders seit dem letzten Kriege. Es ist dies eine Genugthuung, welche man dem Volks-Fanatismus gewähren wollte, der zwar zugiebt, daß man das ottomanische Gebiet überschreite, es aber nicht erträgt, wenn der Fußboden der Moscheen von Fußtritten der Ungläubigen beschmutzt wird. Uebrigens haben die Türken auch eine Vorahnung, daß diese Kirche einst wieder in die Hände der Christen gerathen wird, und diese Ahnung vermehrt ihre mißtrauische und eifersüchtige Stimmung noch bedeutend. Man muß also darauf Verzicht leisten, das Innere dieses Tempels zu erblicken, oder wenigstens warten, bis jene Prophezeiung in Erfüllung geht. Bis dahin werde ich mich an die weitläufigen Beschreibungen halten, die uns Peter Grelot und andere gelehrte Reisende davon hinterlassen haben.

Ich will Sie jetzt von einem andern Gebäude unterhalten, in welches Fremde auch nicht eindringen können. Aber die Eingänge dazu sind wenigstens zugänglich und

können die Neugier reizen. Es ist nämlich vom Serail des Großherrn die Rede. Das Serail ist der hervorstechendste Punkt Konstantinopels. Dorthin richten sich alle Blicke, wenn man in der Hauptstadt der Osmanlis ankommt. Dorthin wenden sich alle Gedanken, wenn man sich mit der Türkei und dem ottomanischen Reiche beschäftigt. Das Serail des Sultans ist nicht bloß eine kaiserliche Wohnung, man kann es wie eine zweite Stadt in Mitten der großen Stadt betrachten. Es ist eine Stadt, welche ihre Gesetze, ihre Gebräuche, ihre Regierung hat.

Da stehen wir denn vor der kaiserlichen Thüre oder der hohen Pforte (Babi-Humaiun). Mit zwei alten Thürmen an den Seiten und ohne irgend eine äußerliche Zier entspricht ihr Anblick keinesweges dem ihr verliehenen Namen. Man tritt nun zuerst in einen Hof von unregelmäßiger Gestalt, der ungepflastert und dem eins unsrer Schlösser aus dem Mittelalter sehr ähnlich ist. Rechts von der Thüre ließ man uns die vormalige Kirche der heiligen Irene bemerken. Diese Kirche ist jetzt eine Niederlage alter Rüstungen. Die Türken bewahren dort die Helme, Lanzen und Schilde, welche den christlichen Kriegern gehörten. Einige Reisende erzählen, daß man dort auch noch die Maschinen finde, welche im ersten Kreuzzuge bei der Belagerung von Nicäa gebraucht wurden. Diese Maschinen lieferte der Kaiser Alexius, der sie, als Nicäa die Thore eröffnet

hatte, wieder nach Konstantinopel zurückbringen ließ. Wir glauben, daß diese Niederlage alter Waffen bis auf die Zeiten der Griechen zurückgeht, und daß die Türken sie erhalten und vermehrt haben. Ich bedaure es sehr, zu dieser Sammlung keinen Zugang gefunden zu haben, da ich dort die Panzer, Schwerter, Bogen und Fahnen unserer alten Ritter mit denen der Barbaren vermischt erblickt haben würde. So hätte mir die Kirche der heiligen Irene zugleich ein Denkmal des griechischen Kaiserthums und ein merkwürdiges Kapitel aus den Kriegs-Annalen dargeboten. In jedem andern Lande würde man sich beeifern, die Beute von überwundenen Völkern zu zeigen; aber die Osmanlis haben den Grundsatz, daß man den Fremden Alles, selbst seinen eigenen Ruhm, verbergen müsse.

Nicht weit von der Kirche der heiligen Irene treten wir in ein weites, schlecht vertheiltes Gebäude. Hier verfertigt oder verfälscht man vielmehr die Silbermünzen, auf welche gerade das Wort Adli, welches richtig bedeutet, geprägt ist. Diese Münz-Verfälschung ist eine der größten Plagen des Reichs, und das Uebel wächst immer mehr. Die türkischen Piaster, welche vor etwa funfzig Jahren drei Francs unsers Geldes galten, sind jetzt kaum sechs Sous werth. Die Münzen, welche aus dieser kaiserlichen Fabrikation kommen, haben so wenig innern Werth, daß man ihnen die der Falschmünzer noch vorzieht. Die Münz-Verwaltung hat daher schon

viele Köpfe abschlagen lassen. Vor einigen Jahren wurden drei Armenier, die Gebrüder Doos-Oglu, welche mit dieser einträglichen, aber gefährlichen Direktion betraut waren, an der Thür ihres Hauses am Bosphorus gehängt. Zwei andre Armenier, welche auf diese folgten, sind mit Confiskation ihrer Güter und der Verbannung weggekommen. Cassas-Arsine, der sie ersetzt hat, gehört auch der Armenischen Nation an. Es wird von ihm gesagt, daß er den Gewinn von der Münzverfälschung mit allen Personen am Ruder theile. Diese Vorsicht wird ihn aber doch nicht vor dem Schicksale schützen, das seiner wartet. Werden aber die Sachen deshalb besser gehen? Wird die Münze des Sultans von besserm Schrot und Korn werden? Man kann bei den Türken sehr oft die Bemerkung machen, daß Strenge und Strafen zu Nichts helfen. Man hält sich immer an die Menschen und nie an die Sachen. Am Tage des Gerichts oder vielmehr des Zorns fallen die Köpfe, aber die Mißbräuche bleiben.

Hinter dem Münzgebäude nach dem Meere zu befindet sich ein anderes, dessen Name schon trübe Gedanken erweckt, und das man als zu den kaiserlichen Finanzen gehörig betrachten kann. Man schlägt dort auch Münzen, um mich eines nur zu verrufenen Ausdrucks zu bedienen. Ich rede nämlich von dem Gefängnisse des Bostandschi-Baschi, wo die unglücklichen Verurtheilten, deren Schätze man habhaft werden will, auf

die Tortur gelegt werden. Sultan Mahmud hat allerdings durch einen Firman auf Confiskationen Verzicht geleistet, aber der Firman Seiner Hoheit macht eine Ausnahme bei unrechtlich erworbenen Reichthümern. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, was man bei einer solchen Ausnahme unter einer Regierung und in einem Lande, wie diese hier, noch Alles thun kann.

Tritt man in das zweite Thor, so sieht man am Gewölbe Fahnen und kriegerische Trophäen aufgehangen. Diese Zeichen des Ruhms sollten den Türken, die im Serail leben, für ihre Nation glorreiche Erinnerungen ins Gedächtniß zurückrufen. Aber andere Erinnerungen trüben ihre Gedanken, wenn sie unter diesem dunkeln Durchgange das erblicken, was man den Dschellad-Odassi nennt, die Kammer der Henker. Hier nimmt man die Großbeamten, welche sich die Ungnade des Großherrn zugezogen haben, gefangen und richtet sie sogar oft hin. Die Publicisten haben das Schrecken als die hauptsächlichste Triebfeder des Despotismus angegeben; es ist daher sehr natürlich, daß man es in den Zugängen zum Serail findet, und daß es dort in gewisser Hinsicht die Stelle des Aufsehers vertritt. Mir alles das bedenkend, was ich über die ottomannische Gerechtigkeitspflege gehört habe, suche ich den Platz auf, wo die Köpfe ausgestellt sind, welche auf Befehl des Sultans oder des Schattens der Gottheit fallen. Man führt uns auf diese Stelle und vor die äußere Mauer des Serails.

Da stellt man die Köpfe und selbst die Leichname derer aus, welche die kaiserliche Gerechtigkeit getroffen hat. Ein Tschaus hat den Vorsitz bei diesen Ausstellungen, mit einem Stöckchen oder weißem Stabe in der Hand. Jeder Kopf hat sein Yafta oder Ueberschrift, die Gründe angebend, weshalb er gefallen. Diese Yafta sind gewöhnlich sehr lakonisch und beruhen nicht allemal auf bestimmten Thatsachen. Ich erinnere mich an das von Halet Effendi. Dieser Günstling Mahmuds war im Allgemeinen angeklagt, alle Wege des Lasters betreten und sich mit dem Mantel der Treue und Tugend bedeckt zu haben, um die Muselmänner zu verderben und zu trennen. Darauf las man wie in einer Nachschrift: „Dies ist das Haupt des Treulosen, der in seiner Verbannung erdrosselt ward." Eine auf solche Art motivirte Verdammung ist sehr oft das einzige Aktenstück, und das türkische Publikum ist damit zufrieden, weil es überzeugt ist, daß diejenigen, welche auf Befehl des Gebieters sterben, stets Unrecht haben und Gott sie selbst aus dem Buche des Lebens gestrichen hat! Wenn Köpfe von Veziren, Paschas oder Ministern fallen, so erzeigt man ihnen die Ehre, sie auf einem irdenen oder marmornen Pfeiler und in einem hölzernen oder silbernen Becken auszustellen. Mit weniger Umständen behandelt man gemeine Köpfe, die manchmal auf einen Pfahl gesteckt, oder auch unordentlich auf die Erde hingeworfen werden. Alle diese Köpfe gehören dem Sul-

tan, oder vielmehr dem Dschellad (Henker). Dieser überläßt oder verkauft sie an die Familien der Enthaupteten, manchmal sogar an Fremde. Der Kopf des Ali, Pascha von Janina, ward anfangs von einem Engländer erhandelt, dann aber an einen Derwisch verkauft, der ihn unweit des Thors von Selivria begraben ließ. Der Kopf des unglücklichen Halet Effendi, ein Gegenstand der Volkswuth, war ins Meer geworfen worden. Man zog ihn aber wieder heraus, um ihn bei den Derwischen Mewlewis von Pera aufzubewahren. Dann ward er aus seinem Mausoleo entführt, und will man wissen, wo er jetzt ruht, so muß man die Engel des Grabes fragen.

Ich glaubte zu bemerken, daß auf dem zu diesen fürchterlichen Ausstellungen bestimmten Raume Gras zu wachsen anfange. Die Personen, welche mich begleiteten, versicherten, daß man seit mehreren Monaten keine Köpfe mehr im Serail ausgestellt habe. Man muß Mahmuds Mäßigung loben. Unglücklicherweise ist aber Mäßigung das nicht, was in der Türkei am besten gelingt. Man muß nicht glauben, daß eine Gerechtigkeitspflege, die uns empört, auf die Türken denselben Eindruck hervorbringe. Fürs Erste trifft sie nur angestellte Personen, die, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, das Brot des Sultans essen, und, indem sie in seine Dienste treten, weder Kopf noch Vermögen mehr haben. Die meisten haben

ihren Kredit oder ihre Macht gemißbraucht, und sind bloß verhaßte Werkzeuge des Despotismus. In diesem Falle schlägt dieser sich selbst, und es ist eine Genugthuung, die er den Völkern giebt, welche er unterdrückt. Dazu muß man noch bedenken, daß die Strenge des Sultans oft durch populäre Leidenschaften geweckt wird. So oft das Volk aufsteht, muß es Köpfe haben, so daß die Menge selbst fast immer die Ursache zu den Gewaltthaten des Machthabers ist. Und nun schreien Sie nicht mehr über die Grausamkeit und Barbarei der Türken; denn Sie haben jetzt in Paris auch eine Menge, die auch die Köpfe der Minister verlangt und deren Freude sehr groß sein würde, wenn sie einen ganzen königlichen Staatsrath in einem hölzernen oder silbernen Becken erblicken könnte.

Doch jetzt zum Serail zurück. Nach dem zweiten Hofe erblickt man eine dritte Thür, welche man die Pforte der Glückseligkeit, Bab-us-Scadet, nennt. Jenseits derselben befinden sich mehrere Palläste, der des Sultans, der der Prinzen, den man den Käfig nennt, und der der Hassekis oder Sultaninnen. Ich spreche heute nicht mit Ihnen von jener kaiserlichen Bibliothek, einem der Geheimnisse des Serails, und die noch kein Reisender zu sehen bekam. Sie wissen, daß man dort noch die Dekaden des Titus Livius und mehrere andre Meisterwerke zu finden hofft, welche unsre Euro-

päischen Gelehrten verloren gehen ließen und die Türken uns sorgfältig aufbewahrt haben werden.

Wer die Kontraste liebt, braucht nur ins Serail zu gehn. Auf der einen Seite Barbareien, vor denen die Seele zurückschaudert, auf der andern schöne Gärten und der lachende Aufenthalt der Lüste. Die Geschichte hat uns von dem Kunde gegeben, was in den ersten Höfen vorgeht; was das Uebrige betrifft, so hat man sich bis jetzt auf die Einbildungskraft der Dichter und Romanschreiber verlassen müssen. Doch haben einige Reisende bis in das Innere der Gärten dringen können. Dort haben sie Alleen von Cypressen, Mosaikpflaster, vergoldete Gitter, mit Buchsbaum eingefaßte Beete, Treibhäuser, Springbrunnen, den Winterharem, den Sommerharem und den prachtvollen Kiosk gesehen, welchen der Sultan in der schönen Jahreszeit bewohnt. Hier erwarten Sie nun wohl eine nähere Beschreibung und zählen vielleicht auf einige Kapitel aus der chronique scandaleuse. Ich muß Ihnen aber offen gestehn, daß ich es kaum gewagt habe, mich auch nur nach dem zu erkundigen, was an diesem Orte vorgeht, den das Schrekken umgiebt. Abwechselnd von der Neugier getrieben und wieder von der Furcht zurückgehalten, konnte ich den Vers eines unsrer großen Dichter auf mich anwenden:

Ich brenne zu erspähn, und scheue mich zu fragen.

Bloß dies kann ich Ihnen nach den glaubwürdigsten Nachrichten versichern, daß ein schwedischer Edelmann *), der sich in der Hütte eines deutschen Gärtners versteckt gehalten hatte, vor kurzem drei bis vier Georgierinnen, schön wie Huris, gesehen hat, und daß sie sich gleich der Galathea des Virgil hinter die Bäume geflüchtet haben, ob sie es gleich herzlich gewünscht, gesehen zu werden. Ich will Ihnen auch noch, und stets nach den glaubwürdigsten Zeugnissen, mittheilen, daß ein englischer Reisender in dem Sommerharem mehrere Flacons mit Aufschriften entdeckt hat, auf denen stand: Likör von Andaye, Likör von Danzig. Auch rühmt sich der Doktor Clarke in der Erzählung seiner orientalischen Reise, sehr viele Wunder gesehen zu haben, unter andern das Schlafzimmer der Odalisken und die gelben Pantoffeln des Groß-Sultans. Er hat deshalb sein Leben in Gefahr gesetzt. Was mich betrifft, so bin ich nicht so neugierig, und würde daher mich damit begnügen, die Gärten des Sultans in den schönen Zeichnungen von Melling zu erblicken. Ich rathe Ihnen also, auch dasselbe zu thun. Ich glaube recht gern an die Wahrhaftigkeit alles dessen, was man gesagt hat; aber was man gesagt hat, ist nicht gerade das, was ich wissen

*) Alles dieses ist von einigen englischen Reisenden im vollsten Ernste versichert worden.

möchte. Ich wünschte die Sitten und Gebräuche des Harems kennen zu lernen, seine Eifersüchteleien, die Intriguen, die Leidenschaften, welche diese geheimnißvollen Räume beleben. Höchst wahrscheinlich wird man nie etwas ganz Bestimmtes darüber erfahren, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen müßte denn einmal tüchtig plaudern, oder einer schönen Odaliske es einfallen, uns Memoiren einer Zeitgenossin zu schenken. In Konstantinopel glaubt man allgemein, daß Mahmud anfange des Serails satt zu werden, so wie dessen einförmiger Freuden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er manchmal sein Vergnügen auswärts sucht.

Nachdem wir von der heiligen Sophia und dem Serail das gesehen haben, was davon zu sehen erlaubt ist, richten wir unsern Weg nach dem Platze des At-Meïdan. Dies ist der ehemalige Hippodrom, wo oft ein erregtes Volk der Ruhe des Kaiserreichs drohte, je nachdem es für die Parthie der Grünen oder Blauen sich entschied. So stählten sich, während die Vernunft entartete und sich in theologische Spitzfündigkeiten verlor, Heroismus und Thatkraft an den Gefechten des Cirkus und dem Wettrennen der Wagen. Sonderbare Nation, die zehn Jahrhunderte lang mit dem Keime einer tödtlichen Krankheit in sich doch bestand, und deren Verfall oder vielmehr Todeskampf länger dauerte als seine Denkmäler von Marmor und Erz! Der Hippodrom hat die Ausdehnung und Gestalt verloren, die er zu den Zeiten der

Griechen besaß. Dieser so berühmte Platz wimmelte sonst von Meisterwerken der Bildhauerkunst. Man kann ohne Furcht vor Uebertreibung sagen, daß er zu den Zeiten des Nicetas mehr Götter und Helden, in Stein gehauen oder aus Bronze gegossen, besaß, als jetzt Einwohner. Der größte Theil der Monumente, die den Hippodrom schmückten, verschwand schon vor der Eroberung der Lateiner 1204. Die bronzenen Statuen des August und mehrerer andrer Kaiser, die der Diana, Juno und Pallas, Helena in vollem Glanze ihrer Schönheit dargestellt, Paris, der der Venus den Apfel reichte, viele andre bei den Alten berühmte Meisterwerke wurden in den Ofen geworfen und in grobe Münzsorten umgeschmolzen *). So weit ging die Barbarei der Menge von Kreuzfahrern, die aus den schönen Landen Frankreichs und Italiens kamen, wo, nach einem Kontraste, den allein die Zeit hervorbringen konnte, die Künste und die Wunder, welche diese bewirken, jetzt der Gegenstand öffentlicher Verehrung sind.

Der Platz At-Meidan zeigt auf der einen Seite die schöne Moschee des Achmed, auf der andern aber bloß

---

*) Nicetas giebt von allen diesen Denkmalern, welche den Hippodrom zierten, eine dichterische Beschreibung. In unsrer Bibliothek der Kreuzzüge, Theil 3, haben wir sie angeführt.

verfallne Häuser, die selbst nicht einmal der Ehre genießen, Ruinen zu sein. Von allen alten, ohnedem dort vorhandenen Denkmälern sind nur drei übrig geblieben. Ich spreche zuerst von dem Obelisken, der durch ein Erdbeben umgestürzt und unter Theodosius *) Regierung wieder aufgerichtet ward. Wenn man die auf seinen vier Seiten eingegrabenen Hieroglyphen wird entziffern können, wird man erfahren, welcher Dynastie er angehörte, und ob er die öffentlichen Plätze zu Theben, Memphis oder Hieropolis schmückte. Es besteht derselbe aber aus zwei sich deutlich von einander unterscheidenden Theilen, und stellt uns zugleich den Charakter und das Genie zweier Völker dar. Beim Anblicke dieses Obelisken, dessen Masse sehr imposant ist, und auf den einige Zeichen eingegraben sind, die man nicht mehr versteht, kann man die Größe und geheimnißvolle Weisheit des alten Aegyptens nicht verkennen. Beim Anblick des Fußgestelles aber, das mit Trophäen und hochtrabenden Inschriften überhäuft ist, erkennt man eben so leicht die Eitelkeit des griechischen Kaiser-

---

*) Peter Gillius hatte zwei Obelisken in Konstantinopel gesehen, einen mitten im Hippodrom, und das ist der, den wir auch sahen, den andern aber an der Erde liegend unweit der Wohnung der Sultaninnen. Dieser letztere ward von einem Venetianer gekauft und schmückt nun den St. Stephansplatz in Venedig.

reichs wieder. Auf der Basis der Kolonne ist der Mechanismus, durch welchen ihn Proculus wieder aufrichten ließ, abgebildet. Hier kann man das Genie des Erfinders bewundern, aber etwas noch Wunderbareres bleibt im Dunkel, wie nämlich diese ungeheure, aus Ober-Aegypten oder wenigstens von Memphis kommende Masse den Nil heruntergebracht werden konnte. Wie ist sie über den Archipel und die Propontis gelangt? Wie ist sie bis auf den Hippodrom gekommen? Das wäre uns sehr wissenswerth, besonders jetzt, wo man die Nadeln der Kleopatra oder die Obelisken von Luxor auf einem der öffentlichen Plätze von Paris erwartet, und sich mit der Art und Weise beschäftigt, diese Granitmassen über das mittelländische Meer zu bringen.

Während wir den Obelisken untersuchen, sehen wir einige Griechen vom Fanar oder aus Pera vorüberkommen, und wir richten einige Fragen über das Denkmal vor unsern Augen an sie. Keine Antwort. Ich frage einen Papas, zu welcher Zeit der Obelisk aufgerichtet worden? — Zu einer Zeit, wo die Menschen stärker waren, als sie jetzt sind. — Das ist Alles, was ich erfahren konnte. Ich habe oft schon diese gänzliche Unwissenheit der Griechen in ihrer eigenen Geschichte beklagen müssen. So kommt denn also eine Zeit, wo die größten Nationen Trümmern gleichen, unter Gestrüpp verborgen! und jene umgestürzten und halbzerstörten Denkmäler haben noch immer den Vorzug, daß sie von ih-

rem Ursprunge und ihrer ehemaligen Herrlichkeit zeugen, während die Völker, die ihrem Ende nahe sind, kaum mehr wissen, was sie einst waren.

Die beiden andern Denkmäler, die sich noch im At-Meidan vorfinden, sind die Schlangensäule und die historische Säule. Letztere diente dazu, einen der Zielpunkte des Platzes bei den Wagenrennen zu bezeichnen. Die Geschichte sagt uns, daß Konstantin sie mit Kupferplatten beschlagen ließ. Eine an der Basis angebrachte griechische Inschrift verglich sie mit dem berühmten Koloß von Rhodus; Nichts aber bringt den Denkmälern mehr Unglück, als metallne Verzierungen. Diese Säule bietet jetzt nur eine verunstaltete Masse dar, und droht beim Umfallen die Vorübergehenden zu erschlagen. Was die Schlangensäule betrifft, so schreibt sich diese vom Tempel zu Delphos her, wo sie den berühmten goldnen Dreifuß trug, welcher Apollo nach der Schlacht von Platäa gewidmet worden war. Den Schaft derselben, aus drei spiralförmig gewundnen Schlangen bestehend, überragten noch die Köpfe dieser Gewürme, auf welchen der Dreifuß ruhte. Heut zu Tage erblickt man diese Köpfe nicht mehr. Die erste Verstümmlung dieses Denkmals schreibt man Mohamet II. zu, der mit seiner Streitaxt einen dieser Köpfe abschlug. Was ist aber aus den beiden andern geworden? Die Geschichte sagt uns Nichts darüber. Alles, was ich Ihnen mittheilen kann, ist dies,

daß die alten Denkmäler des Orients dreierlei Feinde haben, die Zeit, die Türken und die Liebhaber.

Uebrigens sorgt die Regierung in Stambul nicht im mindesten für dieselben, und die Osmanlis besuchen alltäglich den Hippodrom, ohne weder auf die historische Säule, noch auf die Schlangensäule, noch auf den Obelisken zu achten. Diese Ueberbleibsel des Alterthums haben für sie keinen nationellen Werth, Nichts spricht zu ihrer Phantasie oder zu ihrem Patriotismus. Als eine allgemeine Bemerkung kann ich hinzufügen, daß die Türken auf ihren öffentlichen Plätzen nie Denkmäler errichten. Sie kennen zur Verzierung ihrer Städte weder Obelisken noch Säulen, noch weniger aber Bildnisse von Menschen oder Thieren, aus Metall geprägt oder in Stein gehauen. Nur manchmal schmücken sie die Urne eines Springbrunnens etwas aus, und Denkmäler dieser Art sind nach den Moscheen und Marmorsäulen der Gräber die einzigen Verzierungen, die man in den Städten des Orients findet.

Ehemals überließ sich die Türkische Jugend der Feier des Dscherid auf dem Platze des At-Meidan. Man sah dann eine große Menge Zuschauer dahin kommen, vorzüglich Frauen, welche die Schnelle der arabischen oder tartarischen Pferde und die Geschicklichkeit der jungen Itsch-Oglans (Pagen) bewunderten. Seit man aber die militairische Disciplin zu verbessern angefangen hat, ist die Uebung des Dscherid aus der Mode gekom-

men, und wird ganz verschwinden, so wie die Wagenrennen und Spiele im Cirkus. Man sieht nur noch die Soldaten der neuen Miliz im At-Meidan in Reih' und Glied gestellt und nach europäischer Art exercirt.

Ehe ich den Hippodrom verlasse, muß ich Ihnen noch etwas über die Moschee des Achmed sagen. Zuerst tritt man in einen weiten, mit schönen Bäumen bepflanzten Hof. Dieser Hof ist ein Durchgang, daher denn die kleinen Kaufleute hier ihre wandernden Buden wie an unsern Kirchthüren aufschlagen; Arme erblickt man aber nicht, denn es ist nicht erlaubt, zu betteln in der Nähe einer Moschee. Der zweite Hof ist mit zwei Säulenreihen umgeben, die aus den Trümmern von Ephesus und den alten Städten der Troas stammen sollen. In der Mitte befindet sich ein marmorner Springbrunnen für die Abwaschungen. Wirft man den Blick auf die Kuppeln dieser äußeren Gallerie, so erblickt man ganze Schaaren von Ringeltauben, die wie auf Taubenschlägen dort sitzen, und deren wildes Girren sich in die Gebete der Muselmänner mischt. Das Aeußere der Moschee mit ihren sechs Minarets, ihren fünf Domen auf Säulengängen hat meine Aufmerksamkeit mehr erregt, als der Tempel der heiligen Sophia. Auch haben mir die arabischen Formen dieses Gebäudes mehr mit der malerischen Physiognomie einer muselmännischen Stadt im Einklange geschienen. Ich konnte bis in das Innere gelangen. Der weite Umkreis der Moschee selbst

bietet bloß die ernste und strenge Einfachheit einer lutherischen Kirche dar. Vier ungeheure Pfeiler tragen den Hauptdom. Keine Stühle, keine Bänke, keine Altäre. Teppiche und ägyptische Matten bedecken das Pflaster des Bodens. An den Wänden erblickt man einige Inschriften in goldnen Buchstaben. Die farbigen Fenster lassen nur ein düsteres Licht in den heiligen Raum dringen, aber stets brennende Lampen ersetzen die Helle des Sonnenstrahls. Unweit der Nische, in welcher der Koran liegt, hat man mir rechts die Kanzel gezeigt, von wo aus der Imam das Gebet (Namaz) leitet, und links die, wo der Katib das Kutbé, oder Gebet für den Sultan, spricht und alle Freitage eine Predigt hält. Nicht weit davon befindet sich eine vergitterte Tribüne, wo der Großherr den religiösen Feierlichkeiten beiwohnt. In dieser Moschee des Achmed hat sich eine der wichtigsten neuern Begebenheiten ereignet: man hat nämlich hier die Fahne des Propheten gegen die aufrührerischen Janitscharen entfaltet, und die Aufhebung dieses so lange Zeit furchtbaren Corps ward in Gegenwart der Ulemas und des versammelten Volkes ausgesprochen.

An der Seite dieser Moschee ruht die Asche des Sultan Achmed und seines Sohnes Osman. Die Türken besitzen keinen besondern Ort für die Gräber ihrer Fürsten. Der große Soliman, Mahomet II., Bajazet und viele andere Sultane sind unweit der Moscheen, welche sie begründet, begraben worden, und die schönsten religiösen Denkmäler Stambuls entfalten ihre Pracht ne-

ben einem Kaisergrabe. Ein Imaret, der eine große Menge Armer nährt, ist mit der Moschee des Achmed verbunden. So steht die Religion den Einrichtungen, welche das Mitleid stiftet, vor, und das Haus der Armen ist gleichsam ein Zubehör zum Hause Gottes. Eben dies ist der Fall bei den dem öffentlichen Unterrichte gewidmeten Stiftungen. Jede große Moschee hat ihre Medressé oder Schul-Anstalt, so wie ihre allen studirenden Personen offene Bibliothek. Dem Koran zu Folge sind Wissenschaften der Gottheit wohlgefällig, und Kenntnisse über die Menschheit verbreiten, heißt die Wohlthaten des Schöpfers Andern zufließen lassen. Dieser Grundsatz ist allerdings bewundernswerth; aber man muß eine bürgerliche Gesellschaft nicht immer nach den Grundsätzen beurtheilen, die in ihr ausgesprochen werden.

Nicht weit vom At-Meïdan und auf dem zweiten Hügel erblickt man eine Säule, die man sonst die Purpursäule nannte, jetzt aber die verbrannte Säule nennt. Eine Menge Buden, die an ihrem Fußgestelle stehen, hindern die Näherung, und diese Buden werden bis zum nächsten Brande dort stehen bleiben. Die verbrannte Säule, welche man aus Rom entführte, trug eine schöne Statue des Apollo, die man nachher zu der des Konstantin machte.*) In der Mitte des zwölften

*) Einige Schriftsteller behaupten, daß der Kopf des Kaisers mit mehreren heiligen Nägeln, von der Kreuzigung des Heilandes herstammend, geschmückt gewesen sei.

Jahrhunderts ward diese Statue herabgeworfen und zerschlagen, die Säule selbst aber durch ein heftiges Unwetter umgestürzt. Dieser Zufall schien von böser Vorbedeutung. Zu Zeiten des Heidenthums hätte man ihn dem Zorne Apolls zugeschrieben. Manuel Komnenus stellte das wieder her, was der Blitz zerstört hatte, und wandte sich in einer noch erhaltenen Inschrift an Jesus Christus, den Gebieter und Beherrscher der Welt, indem er ihn beschwor, die Hauptstadt und das Reich zu schützen. Die verbrannte Säule besteht aus Porphyrstücken, welche das Feuer geschwärzt hat, und ist mit Kreisen von erhabener Kupfer-Arbeit umgeben, welche die Zusammenfügungen der Steine verbergen. *) Die kupfernen Kreise sehen wie Ketten aus, und die Säule Apollo's ist mir von weitem wie der Genius der Kunst erschienen, den die Barbaren in Fesseln geschlagen haben. Konstantinopel besitzt noch andere Denkmäler, oder vielmehr noch andere Ruinen, die für die Kunstgeschichte nicht ohne Interesse sind. Eine dieser Ruinen ist die Säule des Marcianus. Sie ist von weißem Marmor, aus einem einzigen Blocke. Fünf und siebzig Fuß beträgt ihre Höhe. Ihr Kapitäl und ihre Basis sind sehr beschädigt. Man bemerkt noch die römischen Adler daran,

---

*) Ehemals waren diese Steinfugen unter den Gewinden des Lorbeers, welcher dem Apollo heilig war, versteckt.

so wie die fast erloschene Abbildung einer Frau, daher die Türken sie die Säule der Tochter nennen. Sie stand sonst in einem mit Mauern umgebenen Garten; jetzt steht sie an einem offnen Orte, wo Nesseln und wilde Malven wachsen. Wir haben auch die Säule des Arcadius besucht, die auf dem Berge Zapolus, dem ehemaligen Galeerenhafen gegenüber, steht. Man sah sie für eine Nebenbuhlerin der Säulen des Trajan und Antonin an. Bloß die Basis davon, welche ungefähr 14 Fuß hoch ist, ist übrig geblieben. In ihr befindet sich eine mit einigen Basreliefs ausgeschmückte Treppe. An das Piedestal lehnt sich die Hütte eines armen Türken, der von der Neugier der Fremden lebt. Er ist der einzige Bewohner dieses Viertels, der sich nicht darüber wundert, daß man eine Steinmasse oder vielmehr einen unförmlichen Felsen, dem die Brände seinen natürlichen Glanz und seine Farbe geraubt haben, betrachtet. Von der Höhe dieser Trümmer aus erblickt man einen sehr ausgedehnten Horizont. Wir hatten, nach dem Meere von Marmora zu, jene berühmte goldne Pforte vor uns, durch welche die Thriumphatoren einzogen, und das Schloß der sieben Thürme, welches Peter Grelot die Bastille Konstantinopels nannte. Dieser Reisende hatte in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die Säule des Arkadius noch aufrecht stehend in ihrer ganzen Höhe gesehen. Damals war sie mit Häusern umgeben, welche den Zugang zu derselben hinderten; ja, man duldete selbst

nicht, daß Christen sie besuchten. Eines Tages, als ein Reisender es wagte, sich oben auf ihr zu zeigen, genügte es an seiner Erscheinung, um die ganze Nachbarschaft in Aufruhr zu bringen. *) Einige hielten ihn für die Seele eines griechischen Kaisers, die an die Stelle der Bildsäule trete, die man sonst dort oben erblickt; Andere überredeten sich, daß man bloß deshalb auf die Spitze der Säule gestiegen sei, um zu sehen, was in den Harems vorgehe. Der unvorsichtige Reisende ward festgenommen und in Mitten einer wüthenden Menge zum Unter-Baschi geführt, wo er nur durch ein Wunder der Bastonade entging. Jetzt können Reisende ohne alle Gefahr das sehen, was noch von diesem alten Denkmale übrig geblieben ist; aber die Leichtigkeit dieser Betrachtung hat Gleichgültigkeit dafür hervorgebracht. Die Zahl der Besucher nimmt mit jedem Tage ab. Ich bin von der innern Treppe auf dieselbe Art wieder zurückgekommen, wie ich hineingegangen war, nämlich durch die Hütte des armen Muselmannes. Dieser beklagte sich gegen uns, daß gar Niemand mehr seine Säule sehen wolle; seit drei Monaten habe er nicht so viel verdient, um einen Tschibuk dafür zu rauchen. Seine hölzerne

---

*) Peter Gillius sagt, er habe sorgfältig alle Steine im Innern der Säule des Arkadius gemessen, aber nicht den Muth gehabt, es auch bei der äußern Seite zu thun, aus Furcht, man möchte ihm den Kopf abschlagen.

Baracke zerfiel in Stücke. Er hätte es sehr gern gesehen, wenn wir uns seiner eigenen Trümmer erbarmt hätten, und die Neugier der Liebhaber ihm geholfen, sich gegen Regen und Wind zu schützen.

Ich hätte mir es ersparen können, Sie von allen diesen Ruinen Konstantinopels zu unterhalten, denn andere Reisende haben sie schon beschrieben; aber ich glaubte, es werde nicht unnütz sein, ihren gegenwärtigen Zustand zu constatiren. Mit jedem Tage verändern sie sich und gehen immer mehr zu Grunde. Schon sind mehrere Denkmäler, die man noch im 17ten und 18ten Jahrhunderte sah, gänzlich verschwunden, und die noch jetzt vorhandenen können leicht auch sehr bald verschwinden, so daß ich vielleicht der letzte Reisende bin, der sie gesehen hat.*) Das ist also das Loos der Werke der Men-

*) Petrus Gillius, der Konstantinopel Anfangs des 17ten Jahrhunderts besuchte, und Banduri, ein Gelehrter des 18ten, sprachen von Denkmälern, welche zu ihrer Zeit vorhanden waren und die man nicht mehr findet, z. B. von einer Säule auf dem dritten Hügel, die den Namen des Theodosius trug, von zwei andern auf dem siebenten Hügel und der Pyramide der Winde, die auf dem Platze stand, den man Forum Pistorium nannte. Diese Pyramide zeigte auf ihrem Fußgestelle Thiere, Pflanzen und Früchte, scherzende Amoretten und kleine Kinder, die in eherne Trompeten bliesen; ein eherner Vogel, der sich ringsum drehte, zeigte die Richtung des Windes an.

schen. Traurige Gewißheit! Aber der Geist der Menschen ist so trefflich geartet, daß er nur die reizende Seite der Dinge erblickt, und so findet er, ohne an das zu denken, was die Zeit gänzlich zerstört hat, immer noch Mittel, sich in dem zu bewundern, was übrig blieb. Ich habe geglaubt, theurer Freund, auch Sie seien so beschaffen, wie Jedermann, und habe Ihnen daher das Vergnügen der Trümmer verschaffen wollen, so lange es noch Zeit dazu ist.

Ich habe die alten Cisternen von Byzanz nicht gesehen. Die meisten sind ausgefüllt. In der, welche die Türken die der tausend Säulen nennen, befindet sich jetzt eine Seidenspinnerei. Die Hauptstadt wird nur noch durch die Wasserleitungen mit Wasser versehen, welche dieses von Belgrad und Pyrgos herbeiführen. Die Osmanlis haben die Wasserleitungen der griechischen Kaiser nicht nur erhalten, sondern deren auch neue erbaut. Unweit des krummen Thores (Egricapu) habe ich den Hauptbehälter gesehen, in dem das Wasser sich sammelt, und von wo aus es in die Viertel sich vertheilt. Es giebt keine große Moschee, die nicht auch ihren Behälter mit lebendigem Wasser habe, keine Straße ohne Springbrunnen. An welchem Orte der Stadt sich auch ein Muselmann befinden möge, so kann er seinen Durst löschen oder den Schmutz von seinem Körper und Kleide waschen. Oft hängt sogar eine eiserne, kupferne oder hölzerne Tasse mit einer Kette an dem Marmor

eines

eines Brunnens, zur Bequemlichkeit der Vorübergehenden. In den Augen der Türken ist das Wasser eine der größten Wohlthaten Gottes, und ihre Mildthätigkeit richtet es so ein, daß dieses Gut nirgends und Niemand fehle.

Ein Reisender darf auch die Thürme und äußeren Mauern von Byzanz nicht vergessen; diese Mauern, denen Nicetas vorwarf, daß sie nach der Eroberung der Lateiner noch stehen geblieben, umgeben jetzt selbst noch in ihren Trümmern die ganze Stadt. Ich habe sie mehr als einmal besucht, um zu erforschen, von welchem Punkte aus die Sarazenen, Kreuzfahrer und Türken die Stadt angegriffen hatten. Was noch von griechischen Befestigungen übrig, bietet, besonders vom Lande aus gesehen, sehr malerische Ansichten. Hier windet sich der frische Epheu um die Mauern und bedeckt sie mit einem grünen Teppich, weiterhin machen sich Pflanzen und Gesträuche durch die Steinlücken Raum, und die reichste Vegetation strömt aus den Seiten einer zertrümmerten Mauer. Wir haben auf der Spitze der Thürme Bäume mit rothen Früchten, fast so groß wie unsere Orangenbäume in den Tuilerien, erblickt. Auf einem unserer Spaziergänge habe ich treffliche Feigen im Eingange zu einer Bresche gepflückt, die durch die Kanonen Mahomets II. gemacht worden sein soll. Mehrere Thore der Stadt haben noch Inschriften zu Ehren der Kaiser, die sie erbauten. Die Zeit hat den Stein zerfressen oder die

Eisenplatte benagt, auf welcher sie eingegraben waren. Seit ihrer Eroberung haben die Türken sich nicht an die Mauern von Byzanz gemacht. Im vergangenen Jahre 1829 ist es ihnen nicht eingefallen, auch nur einen Stein davon anzurühren, um sich gegen die Russen in Vertheidigungsstand zu setzen. Was sie auch dazu bewogen haben möge, so muß man ihnen danken, daß sie so schöne Ruinen geehrt und sie uns so gelassen haben, wie die Zeit sie schuf.

Indem ich die Ueberreste des alten Byzanz besuche, befrage ich manchmal die Erinnerungen unserer alten Chronikenschreiber der heiligen Kriege, und freue mich, wenn ich in ihren Berichten die naive Bewunderung vergangener Zeiten wiederfinde. Mehrere von ihnen hatten die Kaiserstadt gesehen, als sie nach Jerusalem zogen. Sie sollen selbst den Enthusiasmus beurtheilen lernen, den ein für sie so neues Schauspiel in ihnen erregte. „O! welche große und schöne Stadt!“ rief Foucher von Chartres aus; „Welche Klöster und Palläste! Welche wundervolle Dinge auf den öffentlichen Plätzen und den Straßen!“ Villehardouin zeigt nicht minderes Staunen. „Diejenigen, die sie noch nicht gesehen hatten,“ schreibt er, „betrachteten nun diese prachtvolle Stadt und konnten sich nicht überzeugen, daß es in der ganzen Welt noch eine so reiche und schöne gebe; vorzüglich als sie deren hohe Mauern erblickten und die schönen Thürme, mit welchen sie rings umher umgeben

und befestigt ist, und ihre prachtvollen und köstlichen Palläste und ihre herrlichen Kirchen, deren so viele waren, daß man es sich kaum vorstellen konnte, hätte man's nicht mit Augen gesehen." Weiter kann man die Bewunderung nicht treiben. Wahrscheinlich urtheilten unsere beiden Chronikenschreiber so über Konstantinopel im Vergleich zu den Städten des Abendlandes, und es mischte sich nicht wenig Unwissenheit in ihr Staunen. Ich bedaure nur allemal, daß sie uns bloß ihre Verwunderung ausdrückten, und ihre Berichte nur schwankende und unvollständige Notizen über jene Wunder, die ihnen vor Augen lagen, enthalten. Odon von Deuil, der Ludwig VII. auf dem zweiten Kreuzzuge begleitete, spricht als aufgeklärterer Beobachter von Byzanz. Er theilt den Enthusiasmus der meisten Pilgrimme, vernachlässigt es aber nicht, das, was er sah, etwas genauer zu beschreiben. Nur in seinen Berichten findet man die Hauptstadt der Griechen so wieder, wie sie die Kreuzfahrer erblickten. „Konstantinopel," erzählt er, „der Stolz der Griechen, reich durch Ruhm und das, was sie in sich schließt, hat die Gestalt eines Dreiecks. Im innern Winkel liegt die Sophienkirche und der Pallast Konstantins. Die Stadt ist von zwei Seiten mit Meer umgeben. Gelangt man zu ihr, so hat man rechts den Arm des heiligen Georg und links den Hafen oder das goldne Horn, der sich fast vier Meilen weit erstreckt. Im Hintergrunde ist der Pallast, den man die Blaquernen

nennt. Er ist auf niedrigem Boden erbaut und zeichnet sich durch seine Pracht, seine Architektur und seine Höhe aus. Nach drei Weltgegenden zu gelegen, bietet er seinen Bewohnern den dreifachen Anblick des Meeres, der Umgegend und der Stadt dar. Ueberall glänzt Gold darin, und mischt sich mit Tausenden von Farben. Alles ist mit Marmor getäfelt. Auf der dritten Seite des Dreiecks der Stadt sieht man das feste Land. Diese Seite ist durch eine mit Thürmen versehene Mauer befestigt, die sich vom Meere an bis zum Pallaste, zwei Meilen lang, erstreckt. An mehreren Orten fehlt es der Stadt an Luftzug. Die Reichen, welche die Straßen mit Gebäuden bedecken, überlassen den Armen und Fremden somit die üblen Gerüche und die Dunkelheit. Da fallen denn Diebstähle, Mordthaten und andere Verbrechen vor, welche die Finsterniß begünstigt. Da man in dieser Stadt ohne alle Gerechtigkeitspflege lebt, indem sie fast eben so viele Herren als Reiche und eben so viele Diebe als Arme hat, kennen die Gottlosen weder Furcht noch Schaam. Das Verbrechen wird durch kein Gesetz bestraft, und gelangt zu Niemandes Kenntniß. Diese Stadt thut sich in Allem hervor. Sie übertrifft alle andere an Reichthümern, aber sie übertrifft sie auch an Lastern."

An einer andern Stelle seines Werkes kommt der Almosenier Ludwigs VII. auf Konstantinopel zurück, von dem er nicht lassen kann. „Konstantinopel," sagt er,

„stolz durch seinen trügerischen Reichthum, verdorben und treulos, hat eben so sehr für seine Schätze zu fürchten, als es selbst durch seine Untreue und Treubrüche furchtbar ist. Ohne diese Verderbniß könnte man es allen andern Orten, wegen der gemäßigten Luft, der Fruchtbarkeit seines Bodens und dem bequemen Durchgange, den es zur Verbreitung des Glaubens darbietet, vorziehen. Der Meer-Arm des heiligen Georg, der es bespült, gleicht durch das Salz seines Wassers und den Reichthum an Fischen einem Meere, durch die Leichtigkeit, ihn 7- bis 8mal an einem Tage zu überschiffen, einem Flusse."

Es ist unmöglich, zu gleicher Zeit mehr Bewunderung für die Stadt Konstantins und mehr Widerwillen gegen ihre Bewohner auszudrücken. Doch können wir annehmen, daß es dieser Beschreibung des Odon von Deuil im 12ten Jahrhunderte nicht an Wahrheit fehlte. Aber welche Veränderungen seitdem! Könnte Odon von Deuil Konstantinopel so wiedersehen, wie es jetzt ist, könnte er mit uns die Straßen und öffentlichen Plätze von Stambul durchschreiten, so würde er fast Nichts mehr von alle dem finden, was seine Blicke erfreute oder selbst was sie bekränkte. Stellen Sie sich das Staunen des Mönchs von Saint-Denis vor, stellen Sie sich seinen Schmerz vor, wenn er nun überall Minarets und Moscheen statt der den Heiligen und der Jungfrau Maria geweihten Tempel fände, und den Pallast und

Harem eines Sultans in dem innern Winkel erblickt, wo sonst der Clerus der heiligen Sophia heimisch war. Da, wo sich der prachtvolle Pallast Konstantins, das Bucoleon, die Blaquernen erhuben, würde der Geschichtschreiber des zweiten Kreuzzuges nur Hütten, hölzerne Häuser und einige große Wohnungen schauen, welche die Türken Sesaï oder Konak nennen, und deren kahle Wände, vergitterte Fenster und einsame Höfe beim ersten Anblicke das Aeußere eines Klosters oder Gefängnisses darbieten. Zur Zeit der Kreuzzüge sah man noch nicht jene Cypressenhaine, welche die Muselmänner den Gräbern gewidmet haben, und die innerhalb und außerhalb der Stadt überall die Begräbnisse der Todten überschatten. Auch kannten die Griechen der damaligen Zeit eben so wenig jene reichen Bazars, welche eine der Hauptzierden der gegenwärtigen Stadt sind. Der schöne Hügel von Pera, der uns jetzt wie eine andere Stadt angehört, war im Mittelalter mit Feigen- und Weingärten bedeckt. Die breiten Gräben der Stadt, durch einen langen Frieden geschirmt, waren Gärten, in welchen alle Arten von Pflanzen und Gemüsen wuchsen, und in denen die Kaiser wilde Thiere unterhielten. Die Hauptstadt der Osmanlis bietet nicht mehr jene sonderbaren Bauwerke dar, welche gewisse Gassen mit einem düstern Gewölbe bedeckten, und sie in unterirdische Gallerien umwandelten. Nicht mehr findet man in Stambul weder jene Pracht der Großen, noch jene

Ausgelassenheit des Pöbels, wovon der Almosenier Ludwigs VII. uns ein so belebtes Bild entwirft. Es herrscht dort ein andrer Luxus, eine andre Verdorbenheit, eine andre Gesellschaft; es giebt dort andre Arme und andre Reiche, andres Elend und andre Unordnungen, andre Tugenden und andre Laster. Um die Vergleichung der verschiedenen Zeitalter Konstantinopels in Eins zu fassen, brauche ich Ihnen bloß zu sagen, daß Häuser, öffentliche Gebäude, Straßen, Regierung, Religion, Volk, kurz Alles, verändert ist. Ein Reisender aus frühern Zeitältern würde in der Kaiserstadt nur noch deren geographische Lage und ihre dreieckige Gestaltung, nur ihre reizenden Gegenden und die Schönheit ihres Klima's, nur jenes goldne Horn, das einem Meere gleicht und jene Enge des heiligen Georg, die einem großen Flusse ähnlich ist, wiederfinden.

Ich will also nicht länger bei dem verweilen, was uns von dem alten Byzanz noch übrig ist, denn ich hege die Absicht, Sie die Stadt kennen zu lehren, wie sie heut zu Tage sich darstellt. Ich will also mit Ihnen nicht die Revolutionen vergangener Zeiten, sondern die, welche in diesen Tagen vorfielen, und die sich noch für die Zukunft vorbereiten, studiren. Lassen wir die Poesie der alten Ruinen, die antiken Inschriften und Medaillen bei Seite, um die gleichzeitigen Denkmäler und lebenden Medaillen zu betrachten, das heißt, die Gesetze, die Charaktere und die Physiognomieen der gegenwärtigen

Zeit. So will ich denn von nun an meine Studien auf das übertragen, was lebt und athmet, und nicht auf das, was todt ist und nicht wieder erstehen kann. Sie können, wenn Sie sonst wollen, die alte Stadt des Konstantin oder die Stadt der Cäsare im Banduri, im Ducange und vorzüglich im Peter Gillius, der weit mehr darüber weiß als ich, nachsehen. In meinen nächsten Briefen will ich mit Ihnen bloß von der Stadt der Sultane und der Bevölkerung, welche diese gegenwärtig bewohnt, sprechen. M.

Nachschrift. Während ich diese für Sie entworfene Beschreibung endigte, erhielt ich Ihren Brief vom 10. August, in welchem Sie von den neuesten Begebenheiten in Paris schreiben. Man muß eingestehen, daß Ihre revolutionairen Partheien schneller gehen, als die Zeit selbst. Sie haben schon in einigen Wochen mehr Ruinen hervorgebracht, als ich deren noch im Orient gesehen habe. Was Sie mir schreiben und was ich hier sehe, macht mich mit dem traurigen Gedanken vertraut, daß unter der Sonne Alles enden muß, Völker, Städte und Reiche. Ich wende meine Zeit dazu an, die alten Tempel und ehemaligen Palläste von Byzanz aufzusuchen. Es wird eine Zeit kommen, wo die aus fernen Ländern anlangenden Reisenden eben so in der Hauptstadt Frankreichs die Tuilerien und das Louvre suchen werden. Die Trümmer des griechischen Kaiserreichs sind die Beute der Türken geworden. Wer werden die Barbaren sein,

die eines Tages kommen und unsre Stelle auf dem Gebiete der Gallier einnehmen werden? Sie, der Sie Paris, wie es jetzt ist, so genau kennen, erzeigen Sie mir doch die Gefälligkeit, mir ein wenig von der Geschichte unsrer künftigen Ruinen zu erzählen, und sagen Sie mir, was eines Tages von der Kirche Notre Dame, vom Dome der Invaliden, von der Colonne auf dem Vendome-Platze, von der Reiter-Statue Heinrichs IV. u. s. w. übrig bleiben wird. Ich bezeichne Ihnen keinen Zeitpunkt für Ihre Voraussagungen; ich weiß, daß Revolutionen stets sehr beeilt sind, zu zerstören, und gleich dem Attila des Corneille nicht gern lange warten. Aber dennoch halte ich es für klug, wenn man von der Zukunft spricht, etwas Zeit sich zu gönnen, denn man muß die guten Leutchen nicht erschrecken, und sich keinem Dementi aussetzen.

Michaud.

Paris.

An Herrn Michaud.

Am 20. Februar 1831.

Ich habe meine Antwort verzögert, lieber Freund; Sie müssen aber deshalb nicht böse sein, denn ich war in der That ungemein beschäftigt. Seit der Ankunft

Ihres Briefes mußte ich drei bis vier Aufläufe (émeutes) mit abwarten, und ich kann Ihnen versichern, daß das viel Zeit wegnimmt. Vor Allem muß ich Ihnen aber doch sagen, was wir jetzt unter einem Auflaufe verstehen, denn Ihre Erinnerungen könnten Sie darüber leicht irreführen. Sie wissen allerdings, was eine Insurrektion, ein revolutionairer Tag ist, der Sieg und die Oberherrschaft mit Gewalt von einer Parthei auf eine andere, durch einen Handstreich, einen Aufstand der Volksmasse, übertragen; eine kurze und belebte Tragödie, die sich, wie ein modernes Drama, mit einer Schaffotscene endet. Deshalb aber könnten Sie sich nun leicht für uns mit ängstlicher Sorge in Unkosten setzen, die doch ganz unnöthig wäre. Die Bewegung, von welcher wir jetzt umgetrieben werden, ist nicht von dieser heftigen, stürmischen, blutdürstigen Art, die durch Tumult und Schrecken ihrem Ziele entgegen geht. Man findet sie jetzt schon vollkommen fertig, sie hält sich an den Thorschwellen und den Eingängen der Alleen auf, drängt sich in die Gruppen, wo man Neuigkeiten mittheilt, schlendert längs den Quai's hin, wo arbeitlose Arbeiter Charlatans anhören und andere Taschenspielern zusehen, und schreit Ach und Weh im Palais-Royal, wenn sie aus der Tabakskneipe kommt. Ist sie aber einmal über das Straßenpflaster ausgebreitet, mit Allem, was an Köpfen, Beinen und Armen dazu gehört, um einen Auflauf zu machen und die drei Aufforderun-

gen der Polizei zu verdienen, so weiß sie nicht mehr, an wen sie sich halten soll. Sie geht nicht gerade aus, auf ein bestimmtes Ziel los, indem sie die Menge mit sich fortreißt und die Hindernisse besiegt, sondern sie dreht sich bloß um die Soldaten herum, nöthigt diese zu steten Schwenkungen, und wenn sie die Patrouillen sattsam müde gemacht hat, legt sie sich schlafen.

Das kommt daher, weil unser Auflauf allerdings den Instinkt der Verwirrung und Unruhe, aber nicht die Leidenschaft dazu hat. Nichts und Niemand ist für ihn die bezeichnete Beute oder das Opfer, Nichts und Niemand ist für ihn der Gegenstand einer glühenden Zuneigung, des Enthusiasmus, des Vertrauens. Er versteht zu sagen: „Nieder mit Dem!" aber nie sagt er: „Hoch lebe Der!" Er haßt nur schwach, liebt aber nicht im mindesten. Er langweilt sich, wird verdrüßlich, weiter nichts. Wer einen seiner Zufälle gesehen hat, kennt sie alle. Ort, Gelegenheit, Vorwand des ersten Zusammenlaufens kann verschieden sein, die Folgen sehen sich stets gleich. Sobald ein Zank, ein Ereigniß, ein Zufall den Punkt der Stadt bezeichnet hat, wohin sich die ganze Volksmasse verfügen soll, sobald jene Worte, die eine magische Hinreißung besitzen, und deren Commentar Jeder übernimmt: „Es giebt irgendwo Etwas!" sich von Gewölbe zu Gewölbe, von Portier zu Portier mitgetheilt und schnell alle Etagen jedes Hauses erstiegen haben, wenn zu noch größerer Aufforderung der Appell der Bür-

germilitz die Bewohner des Viertels betäubt und die Kranken erschreckt, so sehen Sie in einem Augenblicke die Straßen sich wie die Zugänge zu einem Ameisenhaufen mit langen schwarzen Fäden füllen, die sich alle nach derselben Gegend hin richten. Wir sind jetzt bei dem ersten Tage; denn regelmäßig hat jeder Auflauf deren drei. Dies ist eine dankbare Erinnerung an die Revolution, die ihn entfesselt hat. Auch wagen sich die furchtsamen Leutchen noch nicht heraus. Wer beschäftigt ist, beeilt sich, seine Arbeit zu Ende zu bringen; die Frauen lassen die Kinder hereinkommen und bitten ihre Männer, ja nicht auf die lärmende Einladung des Tambours zu hören. Die Gruppen, welche dem Orte des Tumults zueilen, bestehen aus den lebendigsten und kühnsten Neugierigen und einer großen Menge von National-Garden, die, ehe sie ihre Flinten nehmen, um den Zusammenlauf zu zerstreuen, erst durch ihre eigne Person dazu mit beitragen. Wenn nun Jedermann von weitem den Federbusch des National-Gardisten oder Dragoners erblickt hat, so entsteht unter den Massen eine Bewegung der Freude und ein Verdoppeln der Schnelle. Nichts ist in der That anziehender, als der Gendarme, unter welchem Namen man ihn auch verstecken möge, welche Uniform man ihm auch anziehe. Der Gendarme ruft die Menge erst herbei. Wenn die komische Oper so oft geschlossen werden mußte, so kam dies daher, weil sie Ersparnisse an dem Dienst-Piket machen wollte. Mit

zwanzig Gendarmen in der Straße Richelieu wollte ich mich anheischig machen, hundert Personen sogar ins Parterre des Theatre Français zu bringen, um eine Tragödie mit anzuhören. Das versteht auch die Regierung sehr wohl, darum geizt sie nicht mit den Truppen. Dieser Haufe von Menschen, der kukt, der durchaus Etwas sehen will, der verlangt, sich nicht umsonst inkommodirt zu haben, der sich öffnet, um die Soldaten durchpassiren zu lassen, und sich dann wieder in ihre Fußtapfen nachstürzt: Alles das bildet ein tüchtiges Zusammenlaufen, das man bald wieder rückwärtsdrängen, zertheilen, absondern, zerstreuen muß, was dann wieder Gelegenheit zu Klagen, Redensarten, Widerstand und endlich zu Arrestationen giebt. Die Schlafstunde bewirkt zuletzt das, was die Aufrufungen nicht haben durchsetzen können, denn der Auflauf bleibt nicht wach. Am folgenden Morgen begiebt sich nach den Nachrichten, die sich bei guter Zeit an den Straßenecken, bei den Weinschänken, den Perückenmachern, den Bäckern verbreitet haben, eine noch zehnmal stärkere Menschenmenge als gestern dahin, wo die Scenen der Unordnung vorgefallen sind. Möge immerhin dieser Ort ganz unbedenklich sein, in gar keinem Zusammenhange mit den Ursachen der gewöhnlichen Aufregungen stehn; mag es das Thor Saint-Denis, die Wechslerbrücke, das Boulevard Montmartre, der Börsenplatz sein; man muß nun einmal dahin gehen, da wird man etwas Neues hören, wird etwas Näheres er-

fahren, wird das Pflaster ansehn, als ob ein Paar Samenkörnchen der ersten Aufregung dort niedergefallen wären. Wenn nun vollends die Polizei noch eine Proklamation anschlagen läßt, welche die guten Bürger ersucht, fein zu Hause zu bleiben, so ist kein Mensch mehr zurückzuhalten. Die ganze Stadt ist auf der Straße: es bildet sich ein Zusammenlauf vor jedem Anschlage, der den Zusammenlauf verbietet. Dann würde der Auflauf ernsthaft werden, wenn es etwas Ernsthaftes in den Leidenschaften gäbe, wenn die Köpfe eines kräftigen Entschlusses fähig wären. Der allgemeine Allarm, die Bewegung der ganzen Volksmasse macht nun einige Uebelthäter so keck, daß sie sich des dritten Tages bemächtigen wollen. Aber dieser gehört von Rechtswegen dem Triumphe der Behörden zu. Vom frühen Morgen an entfaltet sich der ganze Luxus der Militair-Macht in Schwadronen, die ansprengen, oder in geschlossenen Linien des Fußvolks. Müde nunmehr, acht und vierzig Stunden lang Nichts verkauft zu haben, und doch noch außer Stande, zu ihren Geschäften zurückzukehren, ergreifen alle Bürger-Soldaten ohne Ausnahme die Waffen. Es ist eben so gut, Patrouillen zu machen, sagen sie, als mit untergeschlagenen Armen in ihren verschlossenen Gewölben, in ihren belagerten Häusern zu sitzen. Die durch irgend ein gefälliges Journal geschickterweise in Umlauf gebrachte Nachricht von einem geplünderten Waarengewölbe, einem in Stücke zerschlagenen Omni-

bus, verbreitet Unwillen durch jeden Rang der Bürger-Miliz. Die Neugier wird falsch geleitet: es werden hier und da einige Püffe ausgetheilt, und aus dem Auflaufe wird ein Davonlaufen. Am Tage darauf fangen alle Geschäfte, alle Vergnügungen ihren Lauf nur um so thätiger wieder an, gleich als wollten sie das Versäumte wieder einholen; selbst in den Nouveauté's findet man Zuschauer, und es bleiben von der ganzen Unruhe nur ein paar junge Leute übrig, die überlaut im Gefängnisse lachen und singen, vollkommen überzeugt, daß sie vorm Assisenhofe, selbst von der Patrouille, die sie arretirte, werden freigesprochen werden.

Ich habe es vielleicht ein wenig zu sehr vergessen, daß ich mich bei Ihnen bloß meines langen Stillschweigens wegen entschuldigen wollte, und mich mit einigem Wohlgefallen dazu hingab, Ihnen den Hauptzug unsrer Lage in seinem wahren Lichte darzustellen. Denn ich kann es nun einmal nicht leugnen: der Auflauf ist unsre wichtige Angelegenheit, er ist das stets sich erneuende und fast periodische Symptom der chronischen Krankheit, die wir durch die neuesten Veränderungen bekommen haben. Zeigt nun auch die häufige Wiederkehr dieser kleinen Krisen nicht die vortrefflichste Gesundheit an, so fühlt man sich doch noch glücklich dabei, an ihnen nicht jenen Charakter der Gewaltsamkeit zu bemerken, der das Leben eines Volkes, wie das eines Einzelnen in Gefahr setzt, und dann unterbricht doch auch so Etwas

die Einförmigkeit eines Zustandes, der nicht geradezu glücklich ist; es zerstreut die Gedanken an die Zukunft, es hält vorzüglich in Athem, und ist, genau betrachtet, vielleicht das, was man jetzt noch am besten haben kann.

Doch muß man nicht glauben, daß der Auflauf in seinen Folgen stets unschuldig sei. Er bringt auch Zerstörungen hervor, wie bei Ihren Türken, und besser als die Zeit. Und dies führt mich direkt wieder auf Ihren Brief zurück. Sie verlangen Ruinen von mir, Sie geben mir so viel Zeit, wie ich nur begehren will, um welche für Sie in Paris aufzufinden, und da habe ich unter meinen Augen schon ganz neue, die sich erst von gestern herschreiben, aber so vollständig, so vollendet, daß die große Zerstörerin menschlicher Dinge diesesmal auf die Menschen selbst eifersüchtig sein könnte. Der Anblick der Alterthümer, unter denen Sie sich umhertreiben, hat Sie jene alte Kirche Saint-Germain l'Auxerrois nicht vergessen lassen, welche Childebert und seine Ultrogothische Gemahlin gründeten, und die schon einmal in so früher Zeit zerstört ward, daß das Datum ihrer Wiederherstellung ungewiß geblieben ist, zerstört ward durch Feinde, durch Sieger, durch Barbaren, ausgeschmückt aber in einer Reihenfolge von neun Jahrhunderten durch die Frömmigkeit der französischen Könige, die zu ihrer Parochie gehörten, die in ihrem Portale und innern Raume fast die ganze Geschichte der Kunst seit ihren einfachsten Schöpfungen bis zu ihren

eigensinnigsten Schnörkeleien darbietet; überdies mit hohen Verstorbenen bevölkert, die sich unter diesen Steinen, denen der Volkszorn die Gebeine Concini's wieder entrissen hatte, in Sicherheit glaubten. Nun denn! eine Nacht der Verwüstung ist über diese alte Basilika dahingegangen, und es sind nur noch die Mauern von ihr stehen geblieben. Die Normannen unsrer Zeit besorgen ihre Geschäfte schnell: zwischen zwei Appels der Nationalgarde machen sie einen Tempel so kahl, wie ihn die Verwüstungen mehrerer Jahrhunderte oder die fanatische Invasion eines fremden Glaubens nicht würden machen können. Das ist viel schlimmer, wie es mir scheint, als die Kirchen in Moscheen umzuwandeln; denn bei einer Veränderung des Kultus bleibt doch noch das religiöse Gefühl bestehen, und beschäftigt sich sogleich mit der materiellen Wiederherstellung. Was kann man aber heut zu Tage mit einem zum Beten bestimmten Orte anfangen, als ihn zerstören? Die Religion des Propheten hat die heilige Sophienkirche dem Andenken der Christen erhalten. Bei uns hat sich keine Ketzerei, kein Schisma, kein Aberglaube gefunden, der sich der Kirche Saint Germain hätte bemächtigen wollen. Die Götter fehlen, um die Altäre zu füllen. In Ermangelung eines bessern hat man in dieser das Bild einer Mairie aufgestellt; eine kleine Gipsbüste hat das herabgeworfene Kreuz ersetzt, und man hat die Einsamkeit unter den Schutz der bürgerlichen Behörde gestellt. Warum schik-

len Sie uns nicht Ihren armen Muselmann her, der Nichts mehr damit verdienen kann, seine Säule sehen zu lassen? Ich wollte ihm für eine gute Einnahme stehen, wenn er von der Municipalität den Schlüssel zu der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois erhalten könnte. Auch würde er sich wegen solchen Gewinns kein Gewissen zu machen haben; er hätte ja nur eine Ruine des christlichen Cultus zu zeigen.

Sie schreiben von Revolutionen, von zerstörten Kaiserreichen, von untergehenden Religionen, von neuen Cultusarten, die sich bilden, und suchen ein Vergnügen darin, auf dem an großen Ereignissen dieser Art ergiebigsten Schauplatze die Trümmer aufzusuchen, welche diese zurückgelassen haben. Wäre es aber wahr, daß wir am Ziele unsers Glaubens wären, daß wir Alles erschöpft hätten, was die menschlichen Gesellschaften aufregen kann, daß wir nur noch Launen von Haß oder Liebe, Phantasieen von Ordnung oder Freiheit besäßen, ohne Gluth, ohne Folgen, ohne Beharren, unzusammenhängende Bewegungen, widerspänstiges sich Fortreißenlassen ohne Anhänglichkeit, ohne Glauben, ohne irgend einen Glauben, welcher es auch sei, d. h. eines solchen, der Kraft und Willen verleiht: wäre denn das dann nicht der Anfang eines Absterbens, das eben so todbringend sein müßte, wie das, unter welchem das griechische Kaiserreich sich so viele Jahrhunderte lang abarbeitete? Trauriger allerdings in der Wirkung, weil die Grund-

stoffe und Materialien einer neuen Umschaffung sich nirgend emporheben, weil man Nichts zu erwarten hat, selbst nicht die Barbaren, selbst nicht einen Propheten, um den nun völlig durchschrittenen Kreislauf der Civilisation wieder von vorn anzufangen! Wäre dem so, sollte man denn die bisher stationair gebliebenen Völker, die sich um das, was wir Fortschritte nennen, nicht bekümmerten, die noch ihre ersten Sitten, ihre ersten Leichtgläubigkeiten haben, dann nicht mit minderer Verachtung ansehn? diese Völker, die die Zeit vorüberfließen sahen, ohne sich ihr nach in Bewegung zu setzen, die noch alle ihre Vorurtheile zu verlieren, allen ihren Glauben gegen Neuerungen zu vertheidigen haben, vor denen sich folglich jene lange Reihe von Reformen und Veränderungen eröffnet, die wir so geschwind durchschritten, um uns nun am Ende unsers Laufes ohne Horizont, ohne Zukunft zu finden!

Die Ruinen haben mich gleich Ihnen auf ernsthafte Betrachtungen gebracht, und doch bin ich noch nicht am Ende der durch den jüngsten Auflauf verursachten Verwüstungen. Notre Dame ist mit genauer Noth entgangen. Die Zerstörungs-Arbeiten waren schon vor den Thüren und schlugen die letzte Wand ein, die an ihren alten Umkreis stößt. Ich weiß nicht, ob Sie den Herrn Erzbischof von Paris, Ihren Kollegen in der Akademie, manchmal besucht haben. An dieser Wohnung der Prälaten, welche zur Zeit Philipp Augusts von Moritz von

Soilly, dem 70sten Bischof, erbaut nnd von den Orgemont, Poncher, Gondy, Noailles und Beaumont nach und nach vergrößert und verschönert ward, hat sich die schreckliche Kunst des Zerstörens mit unglaublicher Schnelligkeit gezeigt. Fünfhundert von einem Unternehmer bezahlte Arbeitsleute, zweitausend im Solde der Regierung hätten in einem Monate nicht mehr Holzverkleidungen abbrechen, mehr Thürgewände einreißen, mehr Bretter durcharbeiten, mehr Vermachungen zusammenstürzen, mehr Bedachungen abdecken können, als es die gegen dieses Gebäude losgelassenen Liebhaber der Demolition in einigen Stunden gethan haben. Vor nicht langer Zeit schrieb ich, um eine ähnliche Verwüstung zu schildern, in einem Werke, das noch Niemand gelesen hat: „Es schien, als ob die verzehrende Flamme des Brandes dort gewüthet habe, wenn man noch ein schlimmeres Zerstörungsmittel suchen müßte, als die unselige Industrie der Menschen.“ Jetzt habe ich die Vergleichung, deren ich damals bedurfte, gefunden: Der erzbischöfliche Pallast kann das Einzelne einer vollkommenen Verwüstung selbst den ehrsüchtigsten Beschreibungen liefern. Sagen Sie mir um des Himmels willen: glauben Sie, daß Ihre Türken es schlimmer machen könnten?

Sie sehen, daß man weder Jahrhunderte abzuwarten, noch zu den Barbaren seine Zuflucht zu nehmen braucht, um wirkliche Ruinen, Trümmer von Denk-

mälern zu erhalten, wo der Fremde nur mühsam die Spuren alter Thatsachen ergründen kann. Die Revolutionen nehmen es auf sich, die Neugierigen damit zu versehen. Doch muß man gerecht gegen die unsrige sein und das Böse nicht übertreiben, um sich das Vergnügen des Tadelns und Bedauerns zu machen. Die Juli-Insurrektion hat wenig zerstört, d. h. nämlich Dinge, die den Künsten angehören. Denn was das gesellige Band, die öffentlichen Einrichtungen und Gewohnheiten betrifft, so würden Sie vielleicht die Wunde noch tiefer finden, als sie scheint. Eine Kirche, ein Pallast, Kreuze, ein Seminar, Barrieren, Wachthäuser, Zollbüreaus, Waffensammlungen, das heißt kaum einen Vorschmack bekommen. Da könnte Ihnen eine einzige Sitzung des Assisenhofes, eine tumultuarische Sitzung der Kammer ganz andre Verwüstungen zeigen. Es geht sogar so weit, daß die Statuen und Gebäude im Allgemeinen nicht geschont worden sind. Eine Büste Ludwigs XVIII., die übrigens sehr schlecht war, und mit ihrer Masse die Thür des Museums einzudrücken schien, ist erst in diesen letztern Tagen gefallen. Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf, Ludwig XIV. auf dem Siegesplatze, Ludwig XIII. in der Einsamkeit des Palais-Royal stehen noch aufrecht, mit ihrer Schutzwache, einer dreifarbigen Fahne, bewaffnet. Die Riesen auf der Brücke Ludwigs XVI. drohen noch immer den Vorübergehenden, und verkleinern unsre Staatsmänner, die durch ihre

Doppelreihe müssen, um sich in den Sitzungssaal zu begeben. Von den Gemälden des Museums ist, so viel ich weiß, ein einziges zu Schaden gekommen: die Salbung Karls X. ward von Schusterkneifen der Sieger in Stücke zerfetzt Das ist meiner Ansicht nach ein wahrer Gewinn für den Ruf des Malers. Ein wenig bekannter Zufall hat bloß das schöne Gemälde des Einzuges Heinrichs IV. in Paris beschädigt. Eine nach dem Kopfe des guten Königs gerichtet gewesene Kugel ist durch Sully's Gesicht gegangen. Dieses Blei gehorchte der Charte besser als die Hand, die es abschoß. Es ließ die Verantwortlichkeit der Minister in Wirklichkeit treten.

Was die Gebäude betrifft, so kann man mit Ausnahme der Verstümmelung einiger äußeren, das Auge beleidigenden Verzierungen und der Eindrücke des Kleingewehr- und Kanonenfeuers, die man an der Façade des Instituts und der Colonade des Louvre noch sorgfältig als Gegenstände des Hasses für die Einen und für mich als eine Veranlassung zu den trostreichen Gedanken aufbewahrt, daß jede dieser Kugeln, welche in den Stein gefahren ist, eben so gut ein menschliches Dasein enden konnte, wohl behaupten, daß sie nicht viel gelitten haben. Die Tuilerien haben bloß ein Bruchstück einer Säule, die von einem Kanonenschusse zertrümmert ward, zu beklagen. Hat es dort später noch einige Beschädigungen gegeben, so sind diese durch neue Wiedereinrich-

tungen, nicht aber durch die Volkswuth entstanden. Ich spreche so, weil ich das Schloß von bretternen Vermachungen umgeben sehe, die mich in Angst versetzen. Sie zählen unter die Anzahl der Zerstörer bloß die Liebhaber, aber auch die Baumeister müssen Sie mit darunter rechnen. Das Louvre hat Nichts verloren, selbst nicht seinen Staatsrath, in dem sich sehr bald neue Gäste wieder eingefunden haben. Die Säule hat bis jetzt nur eine Menge Besucher gewonnen. Bald wird sie aber auch ihre lateinische Inschrift wieder erhalten, und ich wette, daß in Kurzem die Rede davon sein wird, Napoleons Statue wieder darauf zu setzen, nicht als Athleten oder römischen Kaiser, sondern wie man ihn auf unsern Theatern sieht, im Ueberrock, steifen Stiefeln und seinem kleinen Hute. Es wird sich ja wohl auch ein Bildhauer finden, der geistreich genug ist, ihm seine Lorgnette in die Hand zu geben. Vom Palais-Royal, das mit einem Throne bereichert worden, der sich dort sehr beengt findet und die Kaufleute etwas weniges genirt, spreche ich nicht. Das Luxemburg hat beim Prozesse der Minister in Gefahr gestanden, aber nun ist es wieder außer derselben, bis auf die Frage wegen der Erblichkeit, die mir jedoch auch nicht allzugefährlich für dasselbe vorkommt. Die Pairs haben etwas für die sichre Erhaltung ihrer Wohnung anzubieten: sein Sie überzeugt, daß sie es geben werden. Am Justizpallaste sind bie Embleme des Königthums, die sein Gitter zierten, zerstört worden.

Die Audienzsäle sind jedoch unversehrt geblieben. Es wird bloß eine neue Lieferung von Büsten und einige Banden grauen Papiers kosten, um die mit Lilien besäten Tapeten wieder zu ersetzen, und der Assisenhof kann seinen Gang fortgehn. Man hat die Statue von Malesherbes im großen Saale verschont, aber das Basrelief, auf dem man Ludwig XVI. mit seinen Vertheidigern erblickte, hat man furchtbar verstümmelt. Ich weiß nicht, welcher Wüthende den Königsmord in effigie wiederholt hat. Seitdem hat die Behörde diesen Marmor, auf welchem der Kopf eines Königs fehlte, wegnehmen lassen. Dies hieß das schönste Blatt aus einem erhabenen Leben herausreißen. Ich hätte große Lust, ihn wieder zu ersetzen, so gut ich könnte. Ich würde versuchen, es ohne Lärmen und Skandal zu thun. Außer der Akademie soll es Niemand erfahren.

Ich wollte Sie bloß von unsern Denkmälern unterhalten, für welche Sie einige Besorgniß gezeigt haben, und ich habe Ihnen erzählt, in welchem Zustande man sie nach einer Revolution gelassen hat. Im Ernst können Sie mir es wohl kaum zumuthen, im Buche der Zukunft zu blättern, und alle die Wechselfälle der Zerstörung, die noch auf sie warten könnten, vorauszusehn. Die Zeit, die noch vor uns liegt, hat für mich noch all ihre Schleier, all ihr undurchdringliches Dunkel, und da ich mir nicht gern selbst Angst mache, so ahme ich darin unsre großen politischen Köpfe nach, daß ich so wenig

wenig wie möglich dahin schaue. So viel scheint mir jedoch gewiß, daß, so weit hinaus unsre Hoffnung auch die Vernichtung dieser Hauptstadt schieben möge, nur die jetzt sich bereits darin erhebenden Monumente Ruinen liefern werden. Die Zeit zu Bauten ist für uns vorüber. Wir können Hotels niederreißen, um an ihrer Stelle Häuser von fünf Geschoß hoch aufzubauen, Mauern durchbrechen, um Kaufleute unterzubringen, Palläste in Bazars verwandeln, Gärten in Winkelgassen, können unsre Straßen verbreitern und unsre Höfe verengen, Durchgänge eröffnen, Theater und Café's ausschmücken und dabei Gefahr von Bankerotten und unbezahlten Schulden laufen. Der Genius unsrer Civilisation kann selbst so weit gehen, die Gefängnisse bequem, angenehm und gesund zu machen: allerdings eine weise Vorsicht, zu welcher alle Partheien sich einverstehen sollten. Aber solche Gebäude zu unternehmen, welche der Zeit trotzen, welche durch die Jahrhunderte hindurch das Andenken des Zeitraums erhalten, wo sie geschaffen wurden, welche den Ruhm eines Königs verewigen, oder das Zeugniß eines in seiner Dauer gesicherten Glaubens tragen: das steht uns jetzt nicht mehr zu. Wir haben schon der allerneuesten Ruinen, dieser vorläufigen Trümmer von Werken, die nie existiren werden, genug. Das Kaiserreich konnte mit all seiner Macht, die Restauration mit all ihrem guten Willen nicht zu Stande kommen, jenes mit einem Triumphbogen, dieses mit einer Kirche.

Vom Sterne aus bis zur Bastille hat die heutige Kunst, indem sie sich über die bürgerlichen, oder industriellen Spekulationen erheben wollte, nur schmachvoll Verunglücktes ausgesät. Alle Häuser, die sich um die Magdalenenkirche her erheben, werden vom Stalle bis zum Dachstuhle eher vermiethet sein, als bis dieser Tempel beendigt worden ist, sollte er auch noch einmal seine Bestimmung ändern. Man spricht davon, an das Louvre den noch fehlendeu Flügel anzubauen. Das wird sich recht gut bei einer Diskussion über die Civilliste ausnehmen; aber ich fürchte mich vor keinem Dementi, wenn ich behaupte, daß unser Jahrhundert dieses Wunder nicht erblicken wird. Der alte Pallast der Könige wird einarmig bleiben. Ich las irgendwo, daß der Dichter Dufresny zu Ludwig XIV. gesagt habe: „Nie sehe ich das neue Louvre an, ohne auszurufen: Köstliches Denkmal königlicher Pracht, du würdest beendet sein, wenn man dich einem der vier Bettelorden geschenkt hätte, um ihr Kapitel darin zu halten und ihren General zu logiren.“ Die offne Sprache der Dichter gegen die Könige ist mir immer verdächtig vorgekommen, und doch liegt ein großer Sinn in diesen Worten, und der, welcher sie lustig fand, hatte sie sehr wenig begriffen. Wo sollen wir aber nun jetzt, wo wir mit Ausnahme der Saint-Simonisten und der auswärtigen Gesellschaft des Abbe Chatel keine religiösen Verbrüderungen mehr haben, die Kraft der Ausführung, des Wollens, und der Beharrlichkeit fin-

den, welche Ludwig XIV. abging? Was mich betrifft, so möchte ich wohl glauben, daß die Architektur der Denkmäler, indem sie für den Handel von Paris einen griechischen Tempel aufführte, ihr eigenes Mosoleum erbaut habe Daraus aber würde ich schließen, daß wir, in so fern es die Revolutionen erlauben, sorgfältig das, was uns von Kirchen, Pallästen, öffentlichen Gärten und besonders von Hospitälern noch übrig ist, bewahren sollten. Ich würde mich mit dem gehörigen Respekt vor dem Auflaufe verbeugen, um ihm zu sagen: Schone der Alterthümer, welche die Vorzeit uns noch gelassen hat, denn meiner Meinung nach schaffen wir keine mehr.

A. Bazin.

Der Erzbischof von Paris.

Vergebens hat bei seinen wilden Festen
Belsazar jenes fürchterliche Räthsel
Zu lösen sich bemüht der Götterworte
In Flammenschrift, in die der Ewige
Gerechtigkeit des Himmels eingehüllt.
Von seiner Tafel aufgerissen, tief
In Staub die Stirn gebeuget, krümmten sich
Zehntausend Höflinge, den Donner hörend,
Vorm Blitze, dessen allgebietend Feuer
All' jene ehrnen Schlangen glänzen ließ,
Die Dreifüße, Altäre, und in langen
Gemächern jene großen Sphinxe, aus
Granit die kolossalen Rücken, und
Die heiligen Gefäße, schnöd' entrissen
Geweihtem Ort, und alle Götzen, die
Vorm Hauch des wahren Gott's herabgestürzt.

Die Magier erblaßten, blind im Wahnsinn;
Und in der ungeheuern Masse stand,
Die Arme ausgestreckt in droh'nder Gluth,
Gefaßt, wie mitten im Gebrüll der Löwen,
Nur Daniel, des Gottes voll, den laut
Sein Blick bezeugte, und erklärte die
Drei Worte aus der Sprache eines Himmels,
Und betete, und stellte, das Gewissen
Des Frevlers weckend, einen Mann des Rechts
Auf zwischen Tod und Volk.

So wenn sich eine Seuche fürchterlich
Und hundertjährig, eine Botin, die
Gott selbst mit seinem Zorn bewaffnet hat,
Die man mit nirgendwo gehemmten Fluge
Vom milden Bad des Ganges bis zum Eise
Archangels sich verbreiten sah, und ziehen
Mit unsern Schiffen nach der Sterne Gang,
An ihre Segel sich gleich einem Meergeist
Festklammernd, sich erkundigend im Lauf,
Vom Tod herbeigerufen, ob sich Moskau
Seit achtzehn Jahren wiederum bevölkert,
Und unsre bangen Städte nah' bedrohend,
Dem Geier gleich dem Marsch der Heere folgend: —
So weit sich diese Rächerseuche nun
Auf unsre Stirne senkt, wirst Du, o Hirt,
Zweimal'ger Märtyrer, von Kränkung strahlend,

Aus Deinem Dunkel treten, wohin Dich,
Zum heiligen Asyle, Dein Gebet
In näherer Betrachtung Gottes bannte.
Bereit, bei edlen Fährlichkeiten stets
Zum Opfer selbst Dich darzubringen, wirst
Du, wo es Sterben gilt, Dir Deinen Rang
Nicht nehmen lassen; wirst, die Feinde
Aufsuchend, und geneigt zu ihrem Lager
Und in Dich ziehend Tod im Hauch des Mundes,
Nur ihrer Grausamkeit Dich noch erinnern,
Um lauter zu dem Gott des Heils zu fleh'n;
Wirst rufen: Herr! vergieb Du ihnen auch!
Dann wirst Du mit dem Blut von Golgatha
Auch Deine Thränen mischen, wirst für sie,
Begeistert durch Dein Herz, die Worte finden,
Die einst der Schwan von Cambray sprach, und, sich
Der ew'gen Klarheit öffnend, um, gekettet
An Deine Flügel, sich zum Himmel zu erheben,
Wird ihre Seele in dem Augenblicke
Des fürchterlichen Lebewohls nur Dich
Noch haben, der vor Gottes Richterstuhle
Sie dort vertheidige, und so hinauf
Zum Gottes-Anschaun zitternd schweben, nur
Beschirmt von der Verzeihung ihres Opfers.

Weh! Noch willst ihre blinde Wuth Du flieh'n?
Der Wittwe gleich in Trauer, die den Gatten

Beweint, sieht die verlass'ne Kathedrale,
Wenn Chorgesang ertönt, Dich nicht mehr unter
Den gothischen Arkaden wandeln; es
Verschwand der Priester, damit nicht das Eisen
Des Mords die heiligen Gefäße fülle
Mit seinem Blut; Du trittst nicht mehr in das
Verlass'ne Schiff. Verbannet aus dem Hause,
Das Gott Dir gab, verbirgt, auf seinen Trümmern
Des Abends Deine Kniee beugend, gleich
Der Vorsehung unsichtbar doch für uns,
Sich Deine Frömmigkeit der Welt, und selbst
Dein Bildniß sucht jetzt unsre Huldigung
Vergebens. Kaum wagt noch etwa ein Weib
Im düstern Kleide es, die Stirn verhüllt,
Verstohlen auf den Knien, den ersten Hirten
Der Kirche Frankreichs anzuflehn um eine
Der heil'gen Hoffnungen, doch zitternd, daß
Man sie belausche, und in ihrem Busen
Gleich frommem Raube Deine Segnung bergend.

Blicke nicht zurück, Du Edler,
Auf den Weg voll Ungemach.
Des Gebetes Schwert bestreite,
Was die Sünde hier verbrach.
Die heil'ge Lampe ward zerbrochen!
O Du, der Trost uns zugesprochen,

Weide uns mit Deinem Stabe,
Sei ein Pharus, uns zu funkeln,
Sei ein Schwan, wo Wogen dunkeln,
Sei ein Engel an dem Grabe.

Ohne Schätze, ohne Prangen,
Fern von dem, was vorher Dein,
Weih' Dein Haupt dem Unglücksloose
Als der Tugend Heil'genschein.
Die Seele, die der Welt entzogen,
Vom Pflug des Unglücks umgebogen,
Reift für Himmels-Ernten besser:
Daß die Traube süßer düfte
In die würzig sanften Lüfte
Muß verletzen sie das Messer.

In Zeiten leben wir, wo unentschieden
Und schwankend in zwei Lager sich die Menschheit,
Die altgewordne, theilt. Die Einen, ohne
Das Flammenwort zu hören, kämpfen so
Wie Jakob gegen Gottes Geist, im All
Und seinem strahlenvollen Räthsel nur
Ein großes ew'ges Ganze sehend, das
Sich selbst genügt. Ein Werk ohn' einen Werkmann,
Gedicht ohn' einen Dichter, wo man Gott
Gleich einem Luggespenst verjagen muß.
Voll düstrer Zweifel wagen sie zu leugnen

Die Klarheit, die ihr finstres Aug' nicht faßt.
Nichts kann, so sagen sie, die Fackel des
Erloschnen Jesus Christus wiederum
Auf seinem weiten Grab' entzünden, und
Der Athem des Jahrhunderts trägt dahin,
Wohin sie alle gehn, die Sterblichen
Der Götter, Stück vor Stück, auch seine todte
Religion noch fort. So wandern sie,
Wohin der Zufall führt, des Glaubens Quellen
Auf Erden all' vertrocknend, ihr Gesetz
Von Trümmern hin zu Trümmern stets erfüllend,
Nach Irrthum, Lüge, Gotteslästrung trachtend,
Und nehmen in der Arbeit, die sie treiben,
Das Nichts als Grundstoff eines Chaos an.

Die Andern folgen, ihre matten Kräfte
Erweckend, eine heil'ge Arche mitten
In einer Sündfluth der Gottlosen, Mäher
Auf einem im voraus bereiten Felde,
Mit frommem Herzen und dem Seherauge
Des Menschenstammes tausendfachem Umweg,
Den Gottes Hand herabstürzt bald, bald rückführt,
Und der, wenn unser Blick die Ordnung draus
Verbannet wähnt, in unermessener
Spirale geht endlosem Ziele zu.
Mag nun der Fluß in tiefes Dunkel fallen,
Mag Gottes Stern auf seinen Wellen leuchten

Sie sehen, daß der heil'ge Geist, der ihm
Den Beistand leiht, an seiner Quelle ihn
Empfängt und über seinem Laufe wacht,
Ihm folgend, leitend, mit dem Flügel deckend,
Ein Fluß, als sei entstammt er ew'gen Ufern.
Für sie siegt Christus, und sein Tag wird kommen.
Mit einem Seelenblick die Zukunft hellend,
Sehn sie, als einz'ge Bildungskraft der großen
Gebährung, der Befreiung einer Welt,
Ihn vorstehn und sein Kreuz, des Glückes Zeichen,
Das über Frankreich weilt, von aller Gleichheit
Die ächte wahre Wasserwage werden.
Denn Frankreich, unheilbringend oder segnend,
Ob Sonn', ob Vulkan, muß die Welt erhellen;
Denn Leben hat sein Volk und ward im Werden
Vor allen Nationen auserlesen
Von dem Allmächtigen.

Dieses Volk, so groß im Kriege,
Brach nicht Gott den alten Schwur.
Jene Dünste irrer Frevler
Gehn vor Gott vorüber nur.
Du Schüler Petri, der verbannte,
Schon morgen sieh, wie Jeder brannte,
Aufzubau'n, was wüst gelegen.
Lohn und Strafe bringen Zeiten,
Und bestimmt von Ewigkeiten
Ist das Unglück wie der Segen.

Ewigkeit, Beginn und Ende
Unserm Dasein, unserm Tod.
Grenzenloser Kreis, umschließend
Was sich unserm Aug' nicht bot:
Du Körper unsrer flücht'gen Schatten,
Wahrheit deß, was geträumt wir hatten,
Hoffnung für des Unglücks Schelten,
Grund voll Weisheit und Bestehen,
Von der Pyramide Drehen
Aufgebaut aus tausend Welten.

Das Schicksal einer Hütte, eines Reiches
Wie einer Welt, es hängt ja nur an dieser
Unsichtbar tiefen Wurzel. Suchet nur
Sie auszureißen, Alles bebt dann plötzlich.
Der Tempel der Gesellschaft, nie bestehen
Kann ohne Gott er. Warte, heil'ger Priester!
Wach' über uns und bete. — Warte! — Dann,
Das Auge auf sein hohes Vaterland
Gerichtet, so wie der verlorne Sohn
Auf seines Vaters Heerd, kehrt stets der Mensch
Nach hundert Irren doch zum Ewigen
Zurück. Weh! wenn ein Staat von den Altären
Sich trennt! Mit nackten Armen heulend dann
Bemächtigt seiner sich die Anarchie,
Und einsam, ohne Zukunft, und getroffen
Vom Anathem, stirbt er, umschlungen von
Der Hyder fürchterlichen Windungen.

So sieht ein Schiff, auf günst'gen Wogen schwebend,
Vom gier'gen, unermeßlichen Polypen
Mit seiner Unform plötzlich sich ergriffen.
Die Masten schwanken und es steht, gefesselt
An seinen Feind. Das Ungeheuer schleudert
Den Sturm umher, und überschattet es
Mit seiner Arme Zweigen ganz. Vergebens
Bekämpfen die erbebenden Matrosen,
An den Fühlhörnern hangend dieses Unthiers,
Vereint, mit Eisen, das sich stumpft, die Glieder
Von Moos umstricket und Korallen. Es
Wird wilder ... krachen hört von Zeit zu Zeit
Man das Gerippe des erdrückten Schiffs.
Das Meer erweitert seine tiefen Wunden.
Die ausgelöschten Donner rauchen in
Dem Schooß der Wogen, und sein Sieger, der
Die Knoten nur verdoppelt, ist nun ihm
Schon nichts mehr als ein schlammbedecktes Grab.

Alexander Soumet.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

